



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

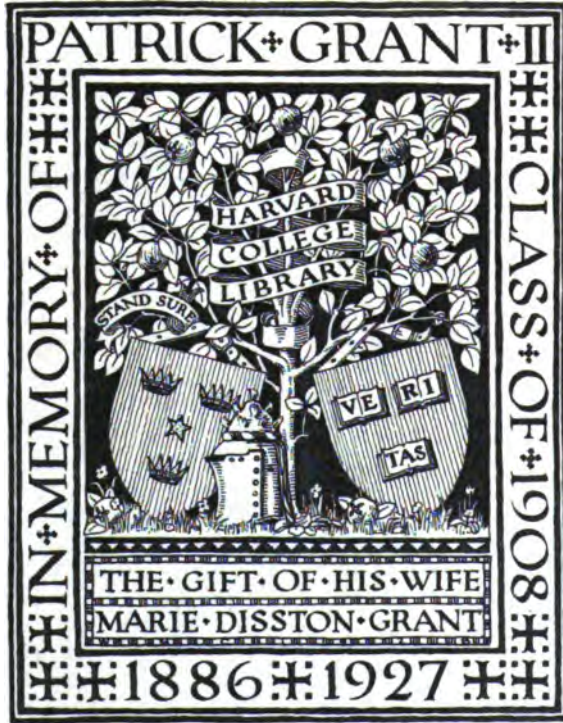
Über Google Buchsuche

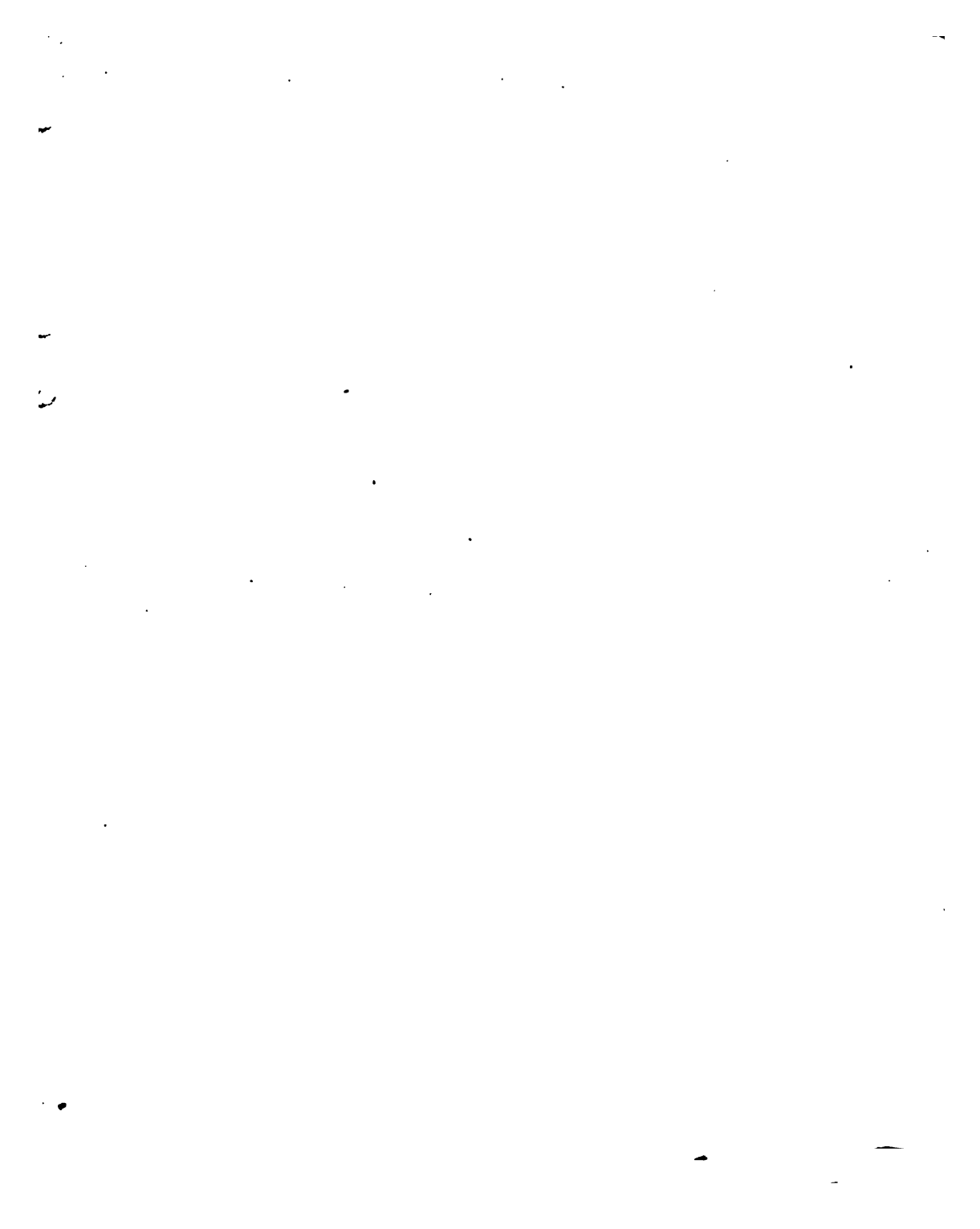
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

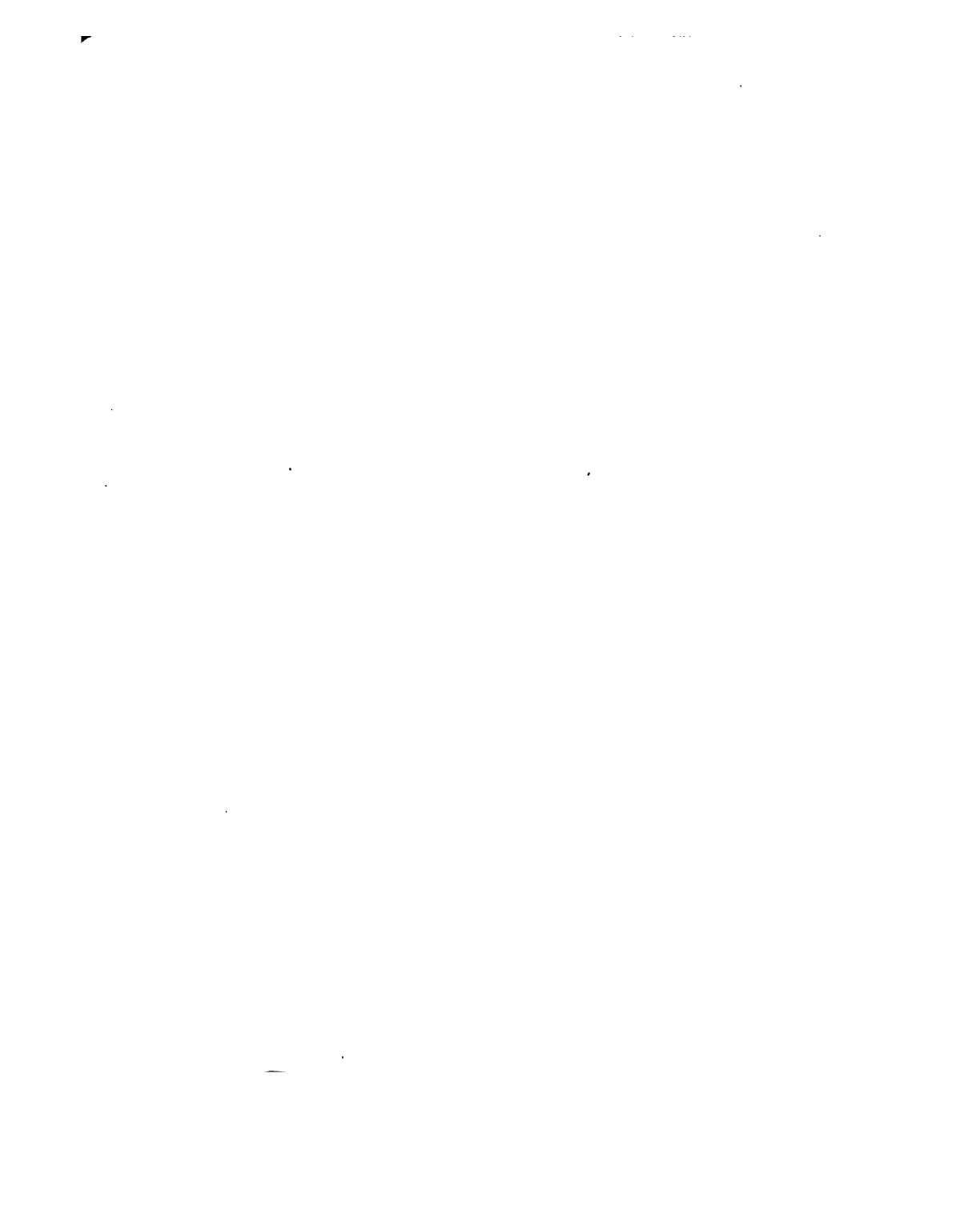
FA4037.2.50

TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY

92/5









WJR

|

Lehrjahre
bei
Ludwig Richter
und in München.

Don
Joh. Friedrich Hoff.

Fortsetzung von „Aus einem Künstlerleben“
und „Ein Künstlerheim vor 70 Jahren“.

Mit 14 Bildern in Lichtdruck, einem autographierten Brief und
einer Vignette von Prof. Wilh. Steinhilber.

Frankfurt a. M.
Verlag von Johannes Alt.
1903.

FA 4037.2.50



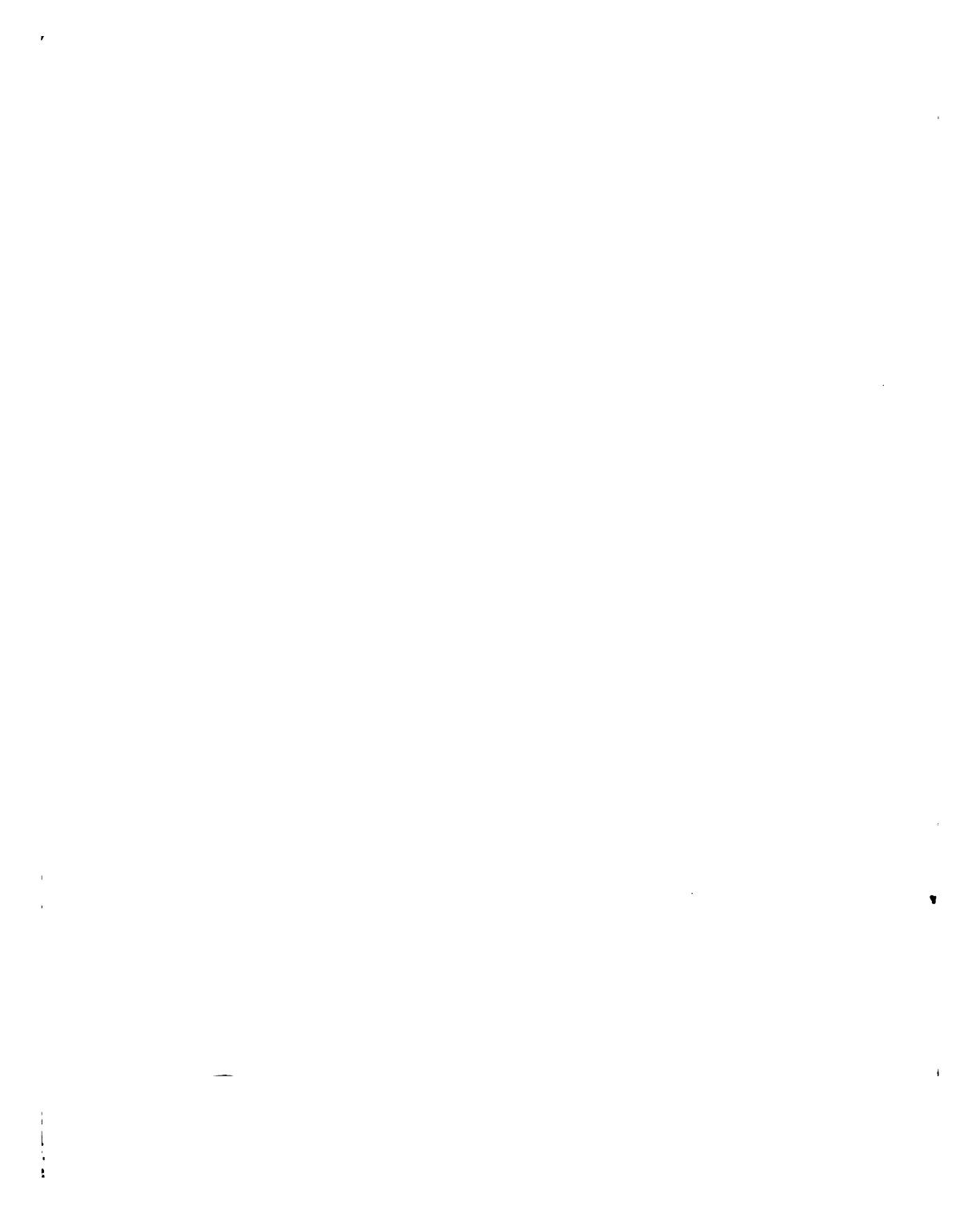
Zum Gedächtnis

der beiden Dresdener Freunde

Prof. Dr. Adrian Ludwig Richter

und

Prof. Julius Cäsar Thäter.



Vorwort.

Als im Jahre 1885 die „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“, die unvergleichliche Selbstbiographie von Ludwig Richter, erschienen, kam mir bei deren Lesen der Gedanke, ob nicht durch Miterlebtes das Vorhandene zu ergänzen und damit den Freunden Richters ein Dienst zu erweisen wäre. Rasch entschloß ich mich dazu, und da ich das Glück genossen hatte, mit dem lieben Meister innig befreundet zu sein, wuchs die Lust dazu immermehr.

Jetzt nach fünfzehn Jahren denke ich mit wahrer Befriedigung an die Zeit, da ich, nach langem Kranksein, in unserem Gärtchen auf dem Oederweg No. 130, neben mir mein Jüngster, in seinem Wägelchen schlafend, zunächst zur Erholung damit begann, meinen Einzug in Loschwitz an einem wundervollen Maienitag zu schildern. So entsprangen meine Aufzeichnungen dem Andenken an meinen Aufenthalt in Dresden 1853, die Zeit, welche ich rückhaltslos die schönste meines Lebens nenne. Aber ich ging mit meiner Muße weiter und kam nach München, wo mir in der Schule des Professors Thäter ein unerschöpflicher Born von Segnungen zuteil wurde.

Thäter und Richter sind mir durch die Reinheit ihres Herzens leuchtende Vorbilder fürs Leben geblieben; ihrem Gedächtnis ist darum dies Buch gewidmet.

Möge auch dafür das Wort eines ernstgesinnten Freundes, das er mir beim Erscheinen meiner Aufzeichnungen „Ein Künstlerheim vor 70 Jahren“ sagte: „Das Buch wird viele unverdorrene Gemüter herzlich erfreuen“, sich bewahrheiten! Das wäre mir der größte Lohn.

Forsthaus Glaubzahl bei Nidda,
an meinem 70. Geburtstage,
den 19. Juli 1902.

Joh. Friedrich Hoff.

1

2

3

4

5

Inhalt.

1. Nach Dresden!	1
2. Mein Eintritt in Ludwig Richters Schule	23
3. Loschwitz	55
4. Erste Liebe	85
5. Meissen und die letzte Zeit in Dresden	97
6. Wieder in der Heimat	119
7. Nach München	133
8. Nürnberg	163
9. Professor Thäter und seine Schüler	201
10. Nochmals München	237

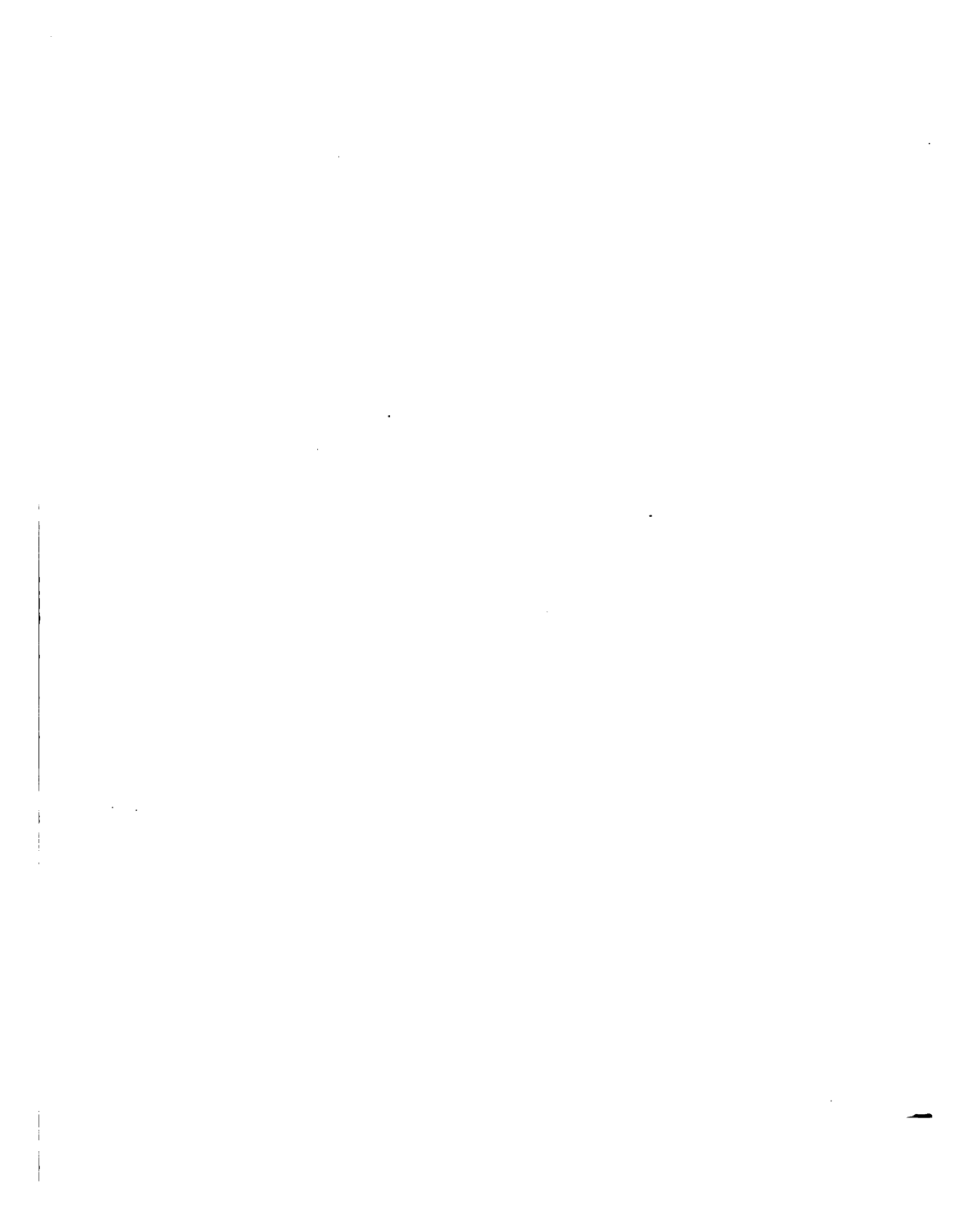
Abbildungen. *)

1. Ludwig Richter im 59. Lebensjahre.
Nach der Photographie von Philipp Hoff in Frankfurt a. M., 1862.
2. Julius Thäter, Kupferstecher, im 62. Lebensjahre.
Nach der Photographie von Hofrat Hanfküngl in München, 1866.
3. Gg. Carl Hoff im 52. Lebensjahre.
Nach Brodmanns Photographie, Dresden, 1859.
4. Brief von Carl Hoff in Dresden zum Geburtstag seines
Bruders Nicolaus in Frankfurt a. M., 1853.
5. Kopschens Berg in Loschwitz.
Nach der Photographie von August Kopsch in Loschwitz.
6. Krügers Weinberg in Loschwitz.
Nach der Photographie von August Kopsch in Loschwitz.

*) Von C. f. Fay dahier in Lichtdruck ausgeführt.

7. Der Ziegengrund in Loschwitz im Jahr 1850.
Nach der Radierung von Ludwig Richter.
8. Der alte Markt am Römerberg in Frankfurt a. M.
Nach dem Originalölgemälde von Anton Burger, 1873, radiert von
Johannes Eisenhardt.
Im Besitz des Städelschen Kunstinstitutes.
9. König Ludwig I. von Bayern im 39. Lebensjahre.
Nach Joseph Stieler's Ölgemälde, 1825, gestochen von Eugen Eduard
Schäffer, München 1826.
10. Kreuzgang in der Karthause (jetzt Germanisches Museum)
zu Nürnberg.
Kohlenzeichnung von Johann Friedrich Hoff, 1855.
11. Albrecht Bräuer im 24. Lebensjahre.
Selbstbildnis, Kohlenzeichnung, 1854.
Im Besitz des Städelschen Kunstinstitutes.
12. Ritter Peter von Cornelius im hohen Alter.
Nach Julius Hamels Ölgemälde für die am 25. September 1883
vom Frankfurter Künstlerverein veranstaltete Centenarfeier
des Meisters.
Im Besitz des Vereins.
13. Ritter Moriz von Schwind im 43. Lebensjahre.
Nach der Zeichnung von Eduard von Steinle in Holz geschnitten
von Engelhard Gräff 1847.
14. Julius Schnorr von Carolsfeld im 61. Lebensjahre.
Nach Brockmanns Photographie, Dresden, 1854.
15. Joh. Friedrich Hoff im 22. Lebensjahre.
Gez. von Albrecht Bräuer, 1853.
Im Besitz des Städelschen Kunstinstitutes.







Julius Zentgraf.

Geb. 7. Januar 1804 in Dresden,
gest. 13. November 1870 in München.



46

President,
CIDA.





Julius Richter

Geb. d. 28. September 1803 in Dresden,
gest. d. 19. Juni 1884 ebenda.



Nach Dresden!

So war denn der Tag, an welchem ich meine Heimat verlassen sollte, der 13. April 1853, gekommen. Nachdem der treffliche Vater die Morgenandacht gehalten, kam das Scheiden aus dem teuren Elternhause schneller, als mir lieb war. Aus der Haustüre getreten, warf ich noch einen Blick auf unseren schönen Garten, den ich so viele Jahre hindurch gepflegt hatte, und dann ging's in Begleitung der Eltern, Geschwister und des Freundes Bräuer¹⁾, der die Nacht bei uns geschlafen, in früher Morgenstunde den damals noch stillen, friedlichen Weg von der „eisernen Hand“ zu Fuß um die Promenade auf den Weserbahnhof. Es war ein kleiner Auswandererzug und in seiner Art einzig zu nennen. Bräuer, der, obschon gänzlich unbemittelt, immer etwas Vornehmes an sich hatte, merkte man die Unbehaglichkeit und Verlegenheit an; denn er hielt sich abseits, als gehörte er nicht zu uns. Manchen von denen, die uns auf dem weiten Wege begegneten, Bekannten und Unbekannten, kam ein Lächeln an über die vielen und merkwürdigen Gegenstände, die ein jedes von uns trug. Als wir auf dem Bahnhofe anlangten, war die Zeit der Abfahrt nicht mehr fern. Wenn ich jetzt nach fünfzig Jahren daran zurückdenke, dann kommt mir der Augenblick, in welchem ich von den Eltern Abschied nahm, lebhaft in die Erinnerung, und ich danke ihnen oft im stillen für den unschätzbaren

¹⁾ Professor Albrecht B., geb. 14. Mai 1830 in Breslau, gest. 7. September 1897 ebenda.

Gewinn, der mir durch ihre Einwilligung zur Fortsetzung meines Studiums bei Vaters römischen Jugendfreunde, Herrn Professor Ludwig Richter in Dresden geworden ist.

Auf der langen Reise hatte ich reichlich Gelegenheit, über einen Hauptpunkt, mein unbedeutendes Können, nachzudenken. Es ist mir heute noch ganz unerklärlich, wie mein Vater, der doch ein Urtheil besaß, so bereitwillig meinem Wunsch willfahren mochte. Denn Richters Antwort auf seinen Brief, welche lehterem ich auf Verlangen eine Anzahl meiner Arbeiten nach der Natur beigelegt, hatte mir des Meisters Ansicht über meine Befähigung klarer gemacht, als mir lieb war, und Bräuers unumwundenes Urtheil vernichtete den geringen Rest meines Selbstbewußtseins, der vielleicht noch vorhanden war, gänzlich.

Die schönen Dörfer und Städtchen in der Wetterau, die ich auf dieser meiner ersten großen Reise zu sehen bekam, machten auf mein für die Natur empfängliches, ich kann sagen, nach dieser Nahrung verlangendes Gemüt einen bleibenden Eindruck; so das in seiner Bauart so anheimelnde Friedberg und die in mäßiger Entfernung von Gießen liegenden, über ihren Dörfern sich erhebenden Burgen Gleiberg und Deßberg, hinter denen sich die Höhen nach Hohensolms hinziehen. Und das unvergleichliche Marburg mit seiner Elisabethenkirche: wer könnte ihn vergessen, diesen immer frischen Born für das Künstlerherz!

Von Guntershausen aus ging die Fahrt bald durch das schöne Thüringen an Eisenach und der denkwürdigen darüber thronenden Wartburg vorbei, und spät abends war das Ziel für diesen Tag, Weimar, erreicht. Im Gasthaus „zum Erbprinzen“ am Markt wurde übernachtet; es war ein altertümliches, interessantes Haus, in welchem ich über viele offene Gänge, Trepp' auf, Trepp' ab, auf mein Zimmer geführt wurde. Bald begab ich mich zur Ruhe.

Es war noch fast Nacht, als ich durch das schlafende Ilm-Uthen, in welchem die Gebeine meines größten Landmannes ruhen, fuhr, sodaß ich von der Stadt „wie beim Kommen, so beim Gehen“ kaum einen Eindruck in mich aufnehmen konnte.

Höchst einförmig in Bezug auf landschaftliche Abwechslung war die Fahrt über Lützen, woselbst mir aus dem Coupé der Schwedenstein, an der Stelle, wo Gustav Adolph gefallen, gezeigt wurde, und froh war ich, als wir gegen Mittag in Leipzig anlangten. Die Passagiere mußten sich damals noch mehr um ihre Sachen bemühen als jetzt, und da auf die rasche Weiterfahrt aufmerksam gemacht war, ging es ziemlich drunter und drüber, sodaß ich beinahe um meine liebe Guitarre — Vater hatte sie 1812 erhalten — gekommen wäre.

Die Strecke von Leipzig bis Dresden hatte des Unterhaltenden gar mancherlei. Meine Mitreisenden dritter Klasse ließen ihrem Dialekt alle Zügel schießen; doch verstand ich ihre Konversation sehr gut und fühlte mich eigentlich unter den treuherzigen Sachsen recht wohl. Die Namen der berührten Stationen, wie Wurzen, Oschatz wurden mit wahren Jubel ausgerufen, obschon an den meisten Orten selbst nichts besonders Merkwürdiges war, und kaum hatte ein Passagier „Wurzen“! gesagt, so wiederholte eine ganze Anzahl Mitreisender nach einander den Namen „Wurzen“, und so bei jeder Station — unverkennbar die Freude über die Heimkehr. Um sein „Töpfchen einfaches Bier“ in Ruhe genießen zu können, ließ man das leere Glas im Wagen stehen, von wo es dann der Schaffner, der in Verbindung mit dem Wirte stand, wieder zurückbeförderte. Die Biergläser, welche die Form einer Tulpe hatten, nannten sie „eene Dulbe“; „Dulbe“ mit einem „harten D“ und einem „harten b“. Es war ein lustiger Reiseschluß für mich.

Weintraube, die vorletzte Station, mit dem darüber zwischen Weinbergen liegenden „Paradies“ und „Spitzhaus“

hatte damals für mich noch kein Interesse, und so flog der Zug an diesen Höhen vorüber und brachte mich gegen drei Uhr nach dem Orte meiner Bestimmung, meinem unvergeßlichen Dresden, wo ich die schönsten Tage meines Lebens, die reinsten Freuden, die Gott uns bestimmt, genießen sollte.

Die mir angeborene Sparsamkeit, welcher ich bis hierher gefolgt war, sollte bei meiner Ankunft gleich einen empfindlichen Stoß bekommen, der mir indessen erst beim Halten an dem von Freund Bräuer empfohlenen billigen Gasthof „zu den drei goldenen Palmenzweigen“ zum Bewußtsein kam. Meine zahlreichen Gepäckstücke zwangen mich, eine Droschke zur Beförderung zu nehmen. Aus Unachtsamkeit griff ich zu einem Zweispänner, was zu meinem nicht geringen Schrecken die doppelte Tare zur Folge hatte. Da es das erste Mal war, daß ich an einem Gasthof anfuhr, so kam mir das Heranspringen der zahlreichen Kellner beim Nähen des Zweispanners unbegreiflich vor; doch wich die schwarzbefrachte Schaar, als sie mich und das Meine mit sachkundigem Blick geprüft hatte, schnell zurück.

Nachdem ich mich restauriert und meine schäbige Hülle möglichst anständig gemacht hatte, verließ ich den Gasthof; es trieb mich in das Haus, wo ich im voraus wußte, ich bin willkommen. An einer Ecke des großen Palaisplatzes¹⁾ las ich: „Königl. Hoftheater. Dresden, den 14. April 1853. Antigone von Sophokles. Uebersetzt von Christian Donner.“ Es freute mich, gleich bei meinem Eintritt in diese Stadt den Namen meines Onkels, des Uebersetzers altklassischer Dichter, begrüßen zu dürfen.

Die wenigen Straßen durch die Neustadt waren bald durchschritten; nun noch einen Blick auf die mächtige eiserne Reiterstatue Augusts des Starken auf dem Markt, und — das „Elb-Florenz“, ein Beinamen, welcher der Stadt ihrer Kunst-

¹⁾ Jetzt Kaiser Wilhelm-Platz.

schätze halber von Herder gegeben, lag mit seinen herrlichen Bauwerken im vollen Sonnenschein vor mir; die Augustusbrücke, von Jean Paul „Dresdens Triumphbogen“ genannt; das Königl. Schloß, dessen hoher Turm über die schön gegliederte katholische Kirche mit ihren von der Luft sich absetzenden lebensvollen Statuen hinausragt; weiter der Zwinger im üppigsten Rokokostil mit dem neuen Museum und Theater, beides Werke Gottfried Sempers¹⁾. Zur Linken führt vom Schloßplaz aus eine wunderschöne breite Treppe auf die Brühlische Terrasse mit ihren Lindenalleen, über welche sich die mächtige Kuppel der Frauenkirche erhebt.

In solch angeregter Stimmung ging ich die stattliche Brücke entlang und sah dabei dem regen Treiben, das sich auf und unter ihr auf dem belebten Strome abspielte, mit großem Interesse zu, sodaß ich bald rechts, bald links zu gehen kam. Schnell genug wurde ich über diesen Fehler von dem dienstthuenden Polizisten belehrt, denn alle Passanten haben sich rechts zu halten. Nun noch durch die Augustusstraße an dem alten Galeriegebäude und der Frauenkirche vorbei, über den großen Neumarkt in die vornehm aussehende Moritzstraße mit den am Eingang gelegenen stattlichen Gasthäusern „Hotel de Saxe“ und „Stadt Rom“, und ich war vor Nr. 5, wo mein Onkel Carl Hoff, der jüngste Bruder meines Vaters, wohnte. Weißgetünchte steinerne Stufen führten mich bis „über zwei Treppen“ an die Vortüre der „Fräulein flüggeschen Mädchenschule“, wo ich voller Erwartung klingelte. Es kam das Mädchen. In wenigen Augenblicken wurde ich aufgefordert, einzutreten, und auf mich zu kam voller Anmut eine zierlich schlankte Gestalt mit einnehmend lebenswürdigem Wesen, meine Tante Elise Hoff, und begrüßte mich aufs wohlthuenste. Nicht wenig war sie über mein Aeußeres erstaunt, sie hatte ein junges Bärtschchen, aber keinen jungen Mann erwartet — ich

¹⁾ G. S., geb. 29. November 1808 in Hamburg, gest. 15. Mai 1879 in Rom.

trug damals schon einen stattlichen Bart — und erst nachdem bei ihr kein Zweifel mehr waltete, daß ich wirklich der Nefse ihres Mannes sei, sagte sie: „Ich will hingehen und es meinem Carl sagen.“ Nicht lange hatte ich zu warten, da kam der teure Mann mit seinem überraschend schönen Angesicht sehr bewegt auf mich zu und umarmte den Sohn seines heißgeliebten Bruders Nicolaus innigst — ein erquickender Augenblick für uns beide, für mich gewiß einer der weihervollsten im Leben. Du guter Onkel, ich segne die Einkehr in Dein Haus, und oft versetze ich mich im Geiste in Dein Zimmer, wo ich so gerne bei Dir weilte, wo ich so manches gute Wort von Dir vernahm!

Meines Onkels Schwägerin Wilhelmine Flügge hatte gemeinsam mit ihrer Schwester Elise eine Schule für Töchter höherer Stände in Dresden gegründet, deren innerer Wert darin bestand, daß sie auf streng evangelischem Bekenntnis fußte; in diese gleich von Anfang an gesegnete Anstalt trat Onkel bei seiner Verheiratung mitwirkend ein, vorerst Unterricht in Religion und einigen technischen Fächern erteilend, obwohl er vorher Künstler war*).

*) Die Notizen sind größtenteils der Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt entnommen.

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts beschloß die von den Schwestern Wilhelmine¹⁾ und Elise²⁾ Flügge im Juli 1850 in Dresden am Quodbrunnen Nr. 5 gegründete Schule das fünfte Jahrzehnt ihres Bestehens. Die Leiterinnen hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da man in Dresden keine Privatschule in dem Geiste, wie sie sie wollten, wünschte.

Im Frühjahr 1852 verheiratete sich Frä. Elise Flügge mit Herrn Gg. Carl Hoff³⁾ aus Frankfurt a. M., der als Porträtist und Zeichner

¹⁾ Wilhelmine Flügge, geb. in Altona den 2. Juni, 1812 gest. in Rageburg den 11. November 1858.

²⁾ Elise Hoff, geb. Flügge, geb. in Altona den 8. April 1814, gest. in Nagold in Württemberg den 30. März 1879.

³⁾ Gg. Carl Hoff, geb. in Frankfurt a. M. den 30. Juli 1807, gest. in Dresden den 7. März 1862.

Meine Tante übernahm bei meinem Kommen ihres Mannes Stunde bis zum Schluß der Schule. Dann kam sie auch bald mit ihrer Schwester, mich zu begrüßen, und ich erkannte sofort in Fräulein Wilhelmine mit den feinen, geistigen Zügen die von innerem Adel beseelte Dame, als welche sie sich auch in der trübsten Zeit bewährt hat. Es war ein schönes gegenseitiges Aussprechen zwischen uns; jedes fühlte sofort den Zug des Herzens zum Herzen, sodaß beide Schwestern mich durch meinen Onkel fragen ließen, ob sie mich, „den großen Neffen“, mit „Du“ anreden dürften. Überhaupt fand das Goethesche Wort: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein,“ hier gleich so recht seine Bestätigung.

Lehrer in Dresden lebte. Nachdem er auf dem Fletcherschen Seminar die „Wohlfähigkeitsprüfung“ bestanden hatte, ging die Direktion der Schule, die nach der Moritzstraße Nr. 5 II, Ecke der Friesengasse, verlegt war, in seine Hände über. Fr. Wilhelmine aber, „die Seele der Anstalt“, verließ 1854 zum großen Schmerze ihrer Schwester wie auch der Schülerinnen die Schule, um in Rageburg im Lauenburgischen eine kleine eigene Schule zu gründen.

Nach dem Tode des „Schuldirektors“ Hoff 1862 trat seine Witwe, die Notwendigkeit fühlend, die Schule einer frischen, jüngeren Kraft, Fr. Clara Schmid¹⁾ ab; 1874 kam an deren Stelle Fr. Clara Jäkel²⁾, darauf 1881 Fr. Agnes Find³⁾, unter deren Leitung die Anstalt an Schülerzahl ihren Höhepunkt erreichte und den prächtigen Beinamen „das Sinfenneß“ bekam. Die jetzige Vorsteherin, Fr. Marie Kretschmar⁴⁾, führt seit 1892 im Sinn aller ihrer Vorgängerinnen die Schule, die einst ihre Gründerinnen unter Opfern durch die Kinderjahre hindurchgepflegt, als „Evangelisches Pensionat für Töchter höherer Stände“ (jetzt Bürgerwiese 10) weiter und nannte sie in Anlehnung an den Namen einer der Schwestern Flüggé: „Elisabeth-Schule“.

¹⁾ Fr. Clara Schmid, geb. zu Kaltennordheim in der Rhön den 25. Dezember 1831.

²⁾ Fr. Clara Jäkel, jetzige Frau Pastor Kummer in Wiederau, geb. in Dresden den 25. Juni 1844.

³⁾ Fr. Agnes Find, jetzige Frau Oberpfarrer Seidel in Lichtenstein, geb. in Cuzhaven den 12. März 1851.

⁴⁾ Fr. Marie Kretschmar, geb. in Plauen im Voigtlande den 30. September 1855.

Unter meines Onkels Führung wurde noch die Abendstunde verwandt, für mich ein „Quartier“ zu suchen, und so wanderten wir durch das gegenüberliegende Badergäßchen über den geschichtlich interessanten Altmarkt und durch die eigenartigen Straßen mit ihren hohen Häusern, deren Erker eine wohlthuende Abwechslung boten. Das auffallend schwarze, vom Kohlenstaub herrührende Aussehen fast sämtlicher Bauten machte auf mich durchaus keinen unangenehmen Eindruck; mich störte es im Gegenteil, wenn das eine oder andere Haus neu „gemalt“ wurde, wodurch für mein Auge eine Unterbrechung in den immerhin harmonisch aussehenden Häuserreihen entstand. Nach fleißigem Suchen fanden wir in der Röhrhofsgasse Nr. 7 zu ebener Erde ein bescheidenes Unterkommen für den geringen Preis von 1 Thaler und 10 Groschen den Monat.

Gleich am anderen Morgen zog ich ein und ging gegen Mittag in die Moritzstraße, wo ich für die ersten Tage als ständiger Gast erwartet wurde. Da fand ich denn auch meinen inzwischen eingetroffenen Koffer vor und ließ ihn in die Röhrhofsgasse bringen, um mich daselbst, so gut sich dies mit meinen Siebensachen machen ließ, wohnlich einzurichten.

Beim Öffnen und Auspacken machte mich die große Liebe der Eltern ungemein wehmütig, und ich konnte mich der Dankesthränen über ihre Fürsorge, die mir für ihre Verhältnisse in so reichem Maße zu teil geworden, nicht erwehren. Es kam mir mein Koffer wie ein Heiligtum vor, in das ich hineingriff, und als ich nun gar das mir von meiner lieben Mutter eingehändigte, mir heute noch werthe Andenken „Bechsteins Märchenbuch“ mit Holzschnitten nach Ludwig Richter in dem pompösen roten Einband auf meinen blendend weißen von Mutters Hand genähten sechs neuen Hemden liegen sah, da übermannte mich meine angeborne Weichheit, und ich weinte still vor mich hin.

Mein Stübchen war schon am Abend ein in allen seinen Teilen wohlgeordnetes Heim, und ich weilte gern darin.

Meine Zimmernachbarn waren zwei einfache, bescheidene, in meinem Alter stehende Musiker, Bromme und Pürer, Kinder des Sachsenlandes, von denen der eine das Horn, der andere, ein hübscher, frischer Mensch, gut die Trompete blies, der letztere damals bei der Hünersfürstlichen Kapelle in den Symphoniekonzerten im großen Garten und dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse; beide unterhielten mich oft durch ihre Übungen.

Die Aussicht aus meinem Fenster bot bis auf den gegenüber an der Straßenecke gelegenen Bäckerladen mit seiner behäbigen, reinlichen Bäckersfrau nichts nennenswertes; ihre im Erker aufgestapelten Semmeln gab sie jedem Käufer, ob er eine ganze „Semmelzeile“ verlangte oder eine halbe oder auch nur „ein Eckchen“, welches einen Pfennig kostete, stets mit gleicher Freundlichkeit. Ich war denn auch bei meiner damals besonders stark ausgeprägten Vorliebe für das tägliche Brod gleich ein treuer Kunde und stand als prompt zahlender „Herr Nachbar“ bei ihr in gutem Ansehen.

Den Samstag wollte ich benutzen, mir einmal die Stadt recht zu besehen, um das rege Leben und Treiben in ihr kennen zu lernen. Ich schlenderte auf dem Altmarkt herum, auf welchem in langen Reihen höchst malerische Krambuden und Marktstände die Woche über aufgestellt sind. Diese in ihrer Art merkwürdigen Buden, von denen eine Unzahl alte Bücher und Kunstblätter, mitunter wertvolle Sachen, zu unglaublich billigen Preisen enthielten, zogen mich sehr an, und an dem Gewoge und Gedränge der unübersehbaren Menschenmenge, zum Teil recht sonderbaren Gestalten, besonders an den einfachen Frauen aus dem Bürgerstande, konnte ich mich kaum satt sehen. Männer standen, auf Käufer wartend, mit dem Strickstrumpf vor ihren Körben. Canaletto hat auf seinen Radierungen der Ansichten Dresdens diesen Stadtteil mit seinem Getriebe in vollendeter Wahrheit wiedergegeben. Ebenso waren mir die Portekaisen neu, und es ergözte mich ungemein, wie die Leute in das Ding hineinschlüpfen und sich von den

Trägern, die noch in der veralteten dunkelblauen Kleidung mit gelben Aufschlägen, den Dreispitz auf, in abgemessenem Schritt einhergingen, befördern ließen. Sehr befriedigt, aber hungrig ging ich in das nahegelegene kleine „Rauchhaus“, eins der ältesten Gasthäuser Dresdens in der Scheffelgasse, wo ich denn wieder manches Neue zu sehen, zu hören und besonders zu schmecken bekam. Es gab Graupensuppe mit Kofinen, Rindfleisch mit Kofinensauce und gebackene Pflaumen! Für dieses einfache Essen verlangte man zehn Groschen, eine große Summe für meinen Geldbeutel, und so sagte ich mir ein für allemal: Hier darfst du deinen Hunger nicht mehr stillen!

Von dem vielen Gehen, Stehen und Sehen recht ermüdet, ging ich nach Tisch in mein Quartier, um auf einem Stuhl — ein Sopha hatte ich nicht — der Ruhe zu pflegen. Aber bald wurde ich durch Klopfen am Fenster aufgeweckt; es war mein Onkel, der mich aufforderte, mit ihm an seinem freien Nachmittag einen Gang zu machen. Gern war ich dazu bereit und erinnere mich noch sehr wohl der schönen Stunden, da der liebe Mann, seinen schwarzen „Pilgerstab“, wie er seinen Spazierstock nannte, führend, mir zur Seite ging. Wir schlugen den Weg nach den reizenden Höhen bei dem Dorfe Räcknitz ein, wo unter drei Eichen das Denkmal Moreaus steht, der hier am 27. August 1813 an der Seite Kaiser Alexanders gefallen ist.

Dresden bot von hier mit den sich nach Meissen hinziehenden Lößnitzbergen und dem hochgelegenen lieblichen Dorfe Priesnitz einen herrlichen Anblick; nur kamen mir seine roten Ziegeldächer, da mein Auge an den blauschwarzen Schiefer gewöhnt war, recht dorfartig vor. Nicht wenig überrascht war ich auch von der Aussicht nach der sächsischen Schweiz, deren eigentümlich geformte Berge — einige erschienen wie Radanfuchen — in langer Kette vor uns lagen.

Meines Führers Absicht, mir alles Schöne, was Dresden an Natur und Kunst bietet, zu zeigen, um es durch meine

Freude gleichsam nochmals mit zu genießen, ist ihm fast ausnahmslos gelungen.

Ein schöner Nachmittag! Friedlich wanderten wir, vielerlei Ernstes und Heiteres redend, auf einem Umweg nach der Stadt, vorbei an dem schönen aus dem 16. Jahrhundert stammenden Denkmal, auf dem Kurfürst Moritz von Sachsen dargestellt ist, wie er seinem Bruder August, seinem Nachfolger in der Regierung, symbolisch das Kursschwert übergibt, dann dem Brühl'schen Garten mit dem Glanzpunkte Dresdens, seiner Terrasse, zu. Das Leben auf der breiten Elbe von dieser beträchtlichen Höhe zu beobachten, die vielen kommenden und abfahrenden Schiffe zu sehen, war inmitten der abwechselnden landschaftlichen Schönheiten, die sich dem Auge Strom auf, Strom ab boten, bezaubernd. Wir standen noch lange hier, als die Sonne schon ihre Strahlen in den Wasserspiegel tauchte und die Glocken den Tag des Herrn einläuteten.

Der erste in Dresden verlebte Sonntag sollte für mich ein recht genußbringender werden. Schon am Abend vorher hatte ich mir alles zurecht gelegt, auch mein Schuhzeug, wie ich mußte, selbst gepuht, und so schritt ich eitel wie ein Pfau durch die Straßen, in meinem schönen, neuen schwarzen Sonntagsstaat, dem einreihigen altdeutschen Rock mit Stehtragen und Knöpfen in Olivenform, den großen, spitzen, breitrandigen Kalabreserhut auf dem Kopf. Der fast zur Mitte der Brust reichende schwarze Bart, meine Hauptzierde, fiel allgemein auf, und ich hatte meine nicht geringe Freude daran, wie jedermann mich daraufhin ansah; zuvor hatte mich niemand beachtet, und ich verstand nun das Sprüchwort: Kleider machen Leute! Auch in der Verwandten Augen stieg ich um einen Grad im Ansehen wegen meiner äußeren Person, und ich sah es besonders meinem Onkel an, wie ihm ein Stein vom Herzen genommen war durch die Überzeugung, daß wenigstens am Sonntag sein Neffe anständig neben ihm gehen konnte.

Wir gingen den weiten, schönen Weg nach Neustadt in die auf der Baugenerstraße gelegene Diafonissenanstalt, wo der Hausgeistliche, Pastor Vogel, predigte. Bei dem Gottesdienst machte die ungewohnte Liturgie einen felerlichen Eindruck auf mich, noch mehr aber war mir der wohlklingende, ausdrucksvolle Gesang meines Onkels bei dem allsonntäglichen Lutherlied: „Wir glauben all an einen Gott“ ein wahres Labfal; ja im Anfang erschraß ich fast über diese Fülle der Stimme und glaubte nicht, daß das durchführbar sei; aber der liebe Mann dachte mit Paul Gerhardt: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, sollt' ich ihm nicht dankbar sein!“

Auf dem Rückweg wurde, nachdem wir der Wachtparade vor dem Blockhause in Neustadt zugehört, der schon tags zuvor gefaßte Plan, die Königl. Gemäldegalerie zu besuchen, ausgeführt. Schon die äußerst bequem zu ersteigende, schön gewundene Doppelfreitrepppe mit dem reich durchbrochenen Geländer weckte meine Aufmerksamkeit, ich ging mit besonderem Behagen hinauf. Unter den vielen in goldverbrämten Livreen am Portal stehenden Bediensteten fiel der in Barrett und weitem schwarzem Gewand wie ein Rabbiner aussehende Stiefelpuzer umsomehr auf. Er besah mit wahrer Eier das Schuhzeug der Kommenden, um die wenigen Pfennige für das Reinigen zu verdienen; diejenigen aber, welche sich selbst bedienten, tyrannisierte er, und ohne daß er brummend seine Einwilligung gegeben, ließ er sie nicht eintreten. Ich stellte, um nicht den ganzen Groll des recht barschen Mannes für fernere Besuche auf mich zu laden, bereitwilligst meine Füße auf den Schemel; er machte seine Sache so vorzüglich, daß ich damit für mehrere Tage keine Arbeit hatte.

Endlich durfte man das Innere betreten und seine Augen an den denkbar herrlichsten Werken der größten Meister aller Schulen und Zeiten weiden, die in den vielen, vielen Sälen und Kabinetten aufs Schönste geordnet waren. „Die Frage drängt sich einem unwillkürlich auf, wie und wodurch es doch

gelungen, eine so reiche und bewundernswerte Vereinigung des Trefflichsten zu bewirken!“

Zuerst sah man die große Sammlung von Pastellmalereien, die durch die vorzüglichsten Arbeiten von Rafael Mengs, eine Reihe von Bildnissen der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Glanzepoche Dresdens und des sächsischen Hofes, einen überraschenden, wenn auch eigentümlichen Eindruck machten. „Die gepuderten Gestalten jener Zeit, wie August III., des Starken Sohn, der Hauptgründer der Sammlung; der heldenhaft sichere und ruhige Moritz von Sachsen und seine schöne Schwester Orselska, die erste Liebe Friedrichs des Großen, treten hier wie leibhaftig vor unser Auge; nicht minder der alte Ismael Mengs und sein berühmter Sohn, dessen Amor, der holde Dämon jener schönen Tage, durch die anmutsvolle, schalkhafte Grazie des echt kindlichen Ausdrucks heute noch der Liebling vieler Galeriebesucher in Dresden ist.“

Mein Onkel war gespannt, welchen Eindruck „das berühmteste Bild der Welt“: Rafael Sanzios Madonna di San Sisto auf mich machen würde, und drängte mich ordentlich durch all die Säle, doch konnten sich meine Augen von vielen mir durch Kupferstiche bekannten Gemälden wie Rembrandts Selbstbildnis; Rubens Löwenjagd; Holbeins damals noch nicht angefochtene Madonna; Tizians Zinsgroschen; Correggios Heilige Nacht, nicht so bald trennen. Als ich aber gar das ansprechende, lange Zeit Vincenzo di San Gimignano zugeschriebene, jetzt als Lorenzo Lotto¹⁾ erkannte Bildchen: Maria mit dem Jesuskind, welches Johannes liebkost, ungesucht fand und in der Maria den von meinem Vater 1819 so schön in Kreide ausgeführten Kopf erkannte, da überkam mich eine wahre Sehnsucht in dem Gedanken an den guten Vater, der hier an diesem Platz, wo jetzt sein Sohn stand, einstens voll jugendlich frischer Hoffnungen für seine Kunst geweiht, und ich bedauerte nur, daß sich mein Vater nicht entschlossen hatte,

¹⁾ L. E., geb. um 1480 zu Treviso, gest. nach 1555 in Florenz.

dieses liebliche Bild vollständig zu stehen. Ich blieb länger stehen, als es meinem ungeduldigen Führer lieb war, welcher hierin seinem Bruder Nicolaus, meinem in solchen Fällen noch ungeduldigeren Vater, glich.

Über den vortrefflichen Bildern des für mich ganz besonders anziehenden Meisters, des noch immer unübertroffenen Architekturmalers Bernardo da Verotto, genannt Canaletto¹⁾, und seines Oheims und Meisters Canale²⁾, an deren Werken ich mich schon immer im Stäbelschen Kunstinstitut erfreut hatte, vergaß ich aber meines Onkels Drängen ganz und gar. Ich stand in Staunen versunken vor des ersteren herrlichen Ansichten der Etsch in Verona und des großen Kanales in Venedig, dessen an Abwechslung reiche Häuserreihen sich im Glanz der sonnigen Wasserfläche spiegeln. „Die zahlreichen Gondeln und andere Fahrzeuge sind von seinem Freund Corelli mit all dem fecken Reiz der Staffage im Kleinen geschmückt.“ Kein anderes Bild der Galerie hat mich so angesprochen wie dieses, und ich eilte nun zur Sixtina, um recht bald die Canalettos, mein noch ungeahntes Feld, wieder genießen zu können.

Göttliche Sixtina, dich hat der noch göttlichere Rafael nicht für mich gemalt! So dachte ich, als ich sie bewundern mußte, und es that mir leid, daß meines Onkels Bemühungen, mir den Wert dieses „leuchtendsten Juwels der Sammlung“ darzulegen, nicht auf günstigeren Boden fielen. Er merkte auch bald, daß mich nur nach den venezianischen Architekturmalern verlangte; denn obschon ich damals noch keinen Pinsel führen durfte, brannte ich doch schon vor Begierde, die beiden Meisterwerke einstens kopieren zu können. Es ist staunenerregend, mit welcher Wahrheit hier die Natur beobachtet und wiedergegeben ist; denn abgesehen davon, daß in Vollendung der Perspektive

¹⁾ B. C., geb. 30. Januar 1720 in Venedig, gest. 17. Oktober 1780 in Warschau.

²⁾ Antonio C., geb. 18. Okt. 1697 in Venedig, gest. 20. April 1768 ebenda.



Carl Hoff

das Höchste erreicht ist, wirkt der Zauber der Farbenpracht wahrhaft blendend auf den Beschauer und zeigt unwiderlegbar, daß die Kunst auf diesem Gebiete eine hohe Aufgabe zu lösen berufen ist.

Von den Bildern neuerer Meister — es war damals noch eine sehr kleine Zahl — suchte ich vor allem den „Brautzug im Frühling“¹⁾ von meinem künftigen Lehrer auf, von welchem ich bis dahin noch kein Oelbild gesehen hatte; aber auch hier wurde ich enttäuscht. Dies in seiner Art vielleicht einzig dastehende, reizende, aber mehr mit dem Pinsel gezeichnete als gemalte Bild konnte meine Bewunderung für Canaletto nicht verringern, und ich lenkte beim Fortgehen nochmals meine Schritte nach dem Saale, wo ich das fand, was ich als meine eigentliche Speise erkannte.

Der Eindruck, welchen ich von meiner ersten Wanderung durch die Galerie mitnahm, war kein vorübergehender; oft ging ich in die genussbringenden, belehrenden Räume und verweilte dann am liebsten allein darin.

Nach dem am traulichen Familientisch eingenommenen Sonntagsmahl wurde in Onkels Stube, das Rauchcoupé genannt, weil er nur da rauchte, und weil sie eine bedeutende Länge, aber geringe Breite hatte, eine Siesta gehalten, die nach dem vielen Sehen nötig war. Ich, der ich nicht zu schlafen brauchte, fand Zeit, etwas Gutes zu denken, mich des lieben Bildnisses meines Vaters²⁾, das mich in meinem Sophaedchen so wohlthuend ansah, zu erfreuen und mir einmal in diesem Raum alles recht zu betrachten.

Über dem Sopha hingen einige in Goldrahmen gefaßte vorzügliche Kupferstiche. Von Cornelius die von Julius Thäter gestochenen gewaltigen apokalyptischen Reiter; darunter

¹⁾ Angekauft für die Stiftung des Ministers von Lindenau.

²⁾ Johann Nicolaus Hoff, geb. 4. Mai 1798 in Frankfurt a. M., gest. 6. März 1873 ebenda.

Overbeds Kreuztragung¹⁾, eines seiner ergreifendsten Werke, von Pflugfelder²⁾ gestochen. An der Wand zu beiden Seiten der Corneliuschen Reiter standen auf Konsolen die Statuetten Johannes und Petrus von dem Sebalbus-Grab des Peter Vischer in Nürnberg, welche ich später zu meines Onkels Freude durch einen sich um sie rankenden Ephau zierte. Neben dem Sopha stand ein Kruzifix, davor lag die heilige Schrift in Dr. Luthers Übersetzung, an dessen Lehre der liebe Bewohner so streng hielt. Näher am Fenster ein architektonisch schön gegliedertes Arbeitspult im Empirestil, wovon der obere Teil drei Schränkchen enthielt, die durch weiße Alabasterfäulchen mit vergoldeten Kapitälern dem Ganzen ein nettes Aussehen gaben. Hier war meines Onkels Bibliothek, ausschließlich religiösen Inhalts, seine tägliche geistige Nahrung. Der untere Raum barg seine noch wenig zahlreichen Kunstschätze, meistens von seiner Hand herrührend. An der in zwei Bänden befindlichen Sammlung Porträts fand ich wegen der großen Strenge, mit der sie gezeichnet waren, stets neues Interesse: es war außer dem Bildnisse seines Vaters, des ehrsamem Frankfurter Stadtuhrmachers Johannes Hoff³⁾, daraus so recht die intime Handschrift des Künstlers, seine liebevolle Hingebung an seine Aufgabe zu erkennen war, sein Freundeskreis, eine auserlesene Gesellschaft! Nur einige wahrhaft reformatorische Köpfe erwähne ich: Vornan den seines nächststehenden, wie er sich unterschrieb, „Mit — Erlösten“ Jffland⁴⁾, ein liebes, offenes Angeficht; dann Wichern⁵⁾, den Gründer des Rauhen Hauses,

¹⁾ Die Originalzeichnung befindet sich im Kupferstichkabinet in Dresden.

²⁾ Friedrich August P., geb. 1809 in Bremen, gest. 1852 in Düsseldorf.

³⁾ J. H., geb. in Frankfurt a. M., getauft 21. Juni 1771, gest. 1. Juli 1837 ebenda.

⁴⁾ Adolf J., geb. 11. März 1818 in Hannover, Großneste des Mimen, damals Justizkanzlei-Auditor in Celle, jetzt Gehelmer Justizrat in Verden.

⁵⁾ Joh. Hinrich W., geb. 21. April 1808 in Hamburg, gest. 7. April 1881 ebenda.

mit den ernst-freundlichen, energischen Zügen; Pastor Morath im Lauenburgischen, ein gewaltiger Kopf, wie eine Antike — man hätte darnach modellieren können —; auch ein Pastor Luther, ein Nachkomme des Reformators; Superintendent Catenhusen in Raseburg, ein mildes greises Antlitz. Manche hatten unter ihr Bildnis als Abschiedsgruß einige Schriftworte gesetzt.

Und du grau-grüne, leere Wand, von wie viel schönen aus dem Gedächtnis entstandenen Zeichnungen, mit Kohle auf dir entworfen, könntest du erzählen? Wie manche Porträtfigur der verschiedensten Künstler hat auf dir Platz gefunden und uns Freude bereitet, wenn sie sofort zu erkennen war.

Ja, dieses Rauchcoupé meines guten Onkels war das Heim, in welchem ich viel Unvergessliches in mich aufgenommen, und ich möchte die Zeit nicht missen, obschon sie auch viel Weh brachte.

Nachdem wir von dem Ruhestündchen zum Kaffee abgerufen und dieser unter angenehmem Geplauder getrunken war, erwachte in uns das Verlangen, einen Choral zweistimmig zu singen. Laut schallten unsere kräftigen, sich ergänzenden Stimmen unter der Begleitung Louise von Wirtings, einer der netten Pensionärinnen; man hörte es Onkel und Nefen an, wie sie sich erfreuten an Wort und Melodie des Schröderschen Liedes: „Eins ist Not! Ach, Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch!“ Neben an bei den Schwestern blieb unser Singen auch nicht unbeachtet und berührte verwandte Saiten.

Der Schwestern Gemach war die sogenannte „gute Stube“, mit etwas mehr Luxus versehen. Das Hauptstück war Wilhelminens Schreibtisch, auf welchem außer dem von meinem Onkel 1852 gezeichneten, mich sehr anziehenden Familienbilde, des Kapitän Wilken in Hamburg, zwei eigentümliche Darstellungen Wilhelm von Kugelgens¹⁾, David mit der Harfe

¹⁾ W. v. K., geb. 20. November 1802 in St. Petersburg, gest. als herzoglicher Hofmaler den 23. Mai 1867 in Bernburg.

und die Verkündigung, ihren Platz gefunden hatten. Kugelgen hatte sie zu Weihnachten 1847 für die Erzieherin seiner Kinder, Fräulein Flügge, auf Schloß Ballenstädt im Harz gefertigt. Sie waren ihr immer teure Andenken. Über dem Schreibtisch hing der Sänger des Messias, Klopstock. Weiter zierte die Wand die große, vorzügliche getuschte Zeichnung von meinem Onkel, die Auferweckung des Jünglings zu Nain ¹⁾, eine noch in München unter Cornelius entstandene Arbeit.

Der warme Fruhlingsabend lockte hinaus: wir gingen den schönen Weg nach dem nahen königl. großen Garten, der eine Fülle landschaftlicher Motive bietet und durch Marmorgruppen, wie „die Schönheit von der Zeit entführt,“ und andere mehr geschmückt ist.

Noch vor dem Eintritt durch das imposante, weite Thor ward mir die Überraschung, König Friedrich August II. ²⁾ und seine Gemahlin Marie im offenen zweispannigen Wagen an uns voruberfahren zu sehen. Mein Onkel, ein Unterthan nach dem Bibelwort: „fürchtet Gott. Ehret den König,“ glaubte die in unserer Nähe Lustwandelnden auf das Kommen des Königs aufmerksam machen zu müssen und rief vernehmlich genug: „Se. Majestät!“ Doch das machte keinen Eindruck, und schließlich bildeten wir sechs Spalier, freilich nur ein kleines, und mein Onkel rief, indem er wie ich ehrfurchtsvoll den Hut abnahm: „Es lebe der König!“ worauf das ernst aussehende Königspaar aufs freundlichste dankend grüßte.

Ich hatte ordentlich Mitleid mit meinem guten Onkel; denn er war sehr erregt über diese Mißachtung, sprach laut seinen Unwillen aus, und wollte von dem im Garten zu hörenden Konzert der Hunerfurstlichen Kapelle nichts mehr wissen.

¹⁾ Im Besitz des Städelschen Kunstinstitutes.

²⁾ König Friedrich August II., geb. 18. Mai 1797, trat die Regierung an den 6. Juni 1836, starb auf einer Reise in Tyrol 9. August 1854 infolge eines Sturzes aus dem Wagen bei Brennbil zwischen Jmst und Wemms. Königin Maria, geb. 27. Januar 1805, gest. 13. September 1877.

Auch unsere Unterhaltung bezog sich nur noch auf dieses besonders für meinen Onkel unangenehme Erlebnis, und er befundete nun seine ganze Bibelkenntnis, indem er die von Gott den Unterthanen angewiesene Stellung zum König mit den darauf bezüglichen Schriftworten belegte und dabei oft, wenn er recht ernst wurde, vor mir stehen blieb.

Gemeinsam gingen wir in das liebe Heim und setzten uns an den von der braven Sophie sorglich hergerichteten Theetisch.

Ja, in diesem Hause faßte, genährt von drei lieben, guten Menschen, mein Glaube, die junge im Elternhause entsprossene Pflanze, festere Wurzel; sie gedieh immer mehr und brachte mir Friede und Freude und viel Segen mein Leben lang.

„Ja, ich will Euch nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein!“

Mein Eintritt
in
Ludwig Richters Schule.



Schon vier Tage weilte ich in Dresden, und es war nun Zeit, den Mann, auf welchen mein ganzes Sehnen und Hoffen gerichtet war, aufzusuchen. So machte ich mich denn Montag den 18. April früh fertig und ging mit rechtem Kleinmut — die stolze Haltung vom Tage zuvor war gänzlich gewichen — nach der äußeren Rampischen Gasse¹⁾, wo Herr Professor Ludwig Richter im Hause Nr. 32²⁾ über zwei Treppen wohnte und sein Schüleratelier hatte.

Nicht ohne Herzklopfen nahte ich mich dem altertümlichen Hause, zog bescheiden die Klingel, öffnete die hellgrün geriefte Haustüre, drückte sie wieder leise ins Schloß und stieg die ausgetretenen Stufen, die wie alle Dresdener Treppen von weißgetünchtem Sandstein waren, zu der Wohnung des Meisters hinan. Das Dienstmädchen, welches mir die Vortüre öffnete, fragte ich zum Überfluß: „Bin ich hier recht bei Herrn Professor Richter?“ — Diese: „Freilich. Wen darf ich dem Herrn Professor melden?“ — „Friedrich Hoff aus Frankfurt am Main.“ — „Wenn Sie nur ein Weilchen verziehen wollen, ich will es dem Herrn Professor sagen.“

Auf dem kleinen Vorfaal wartend, hörte ich schon an dem Ton, welcher aus der Stube drang, daß dem Meister mein Kommen nicht unangenehm war; ich hörte, wie er von seinem Stuhle aufstand, um mir beim Eintritt entgegenzukommen,

1) Jetzt Pillnigerstraße.

2) An der Stelle steht jetzt der Neubau Mathildenstraße 44.

und so trat ich ein und wurde von dem liebwerten Herrn aufs denkbar wohlthwendste begrüßt. Es bewegte mich, daß der Mann, welcher mir von Jugend auf durch meines Vaters Schilderungen bekannt war, mir herzlich die Hand drückte.

Bei ihm Platz nehmend, wurde es mir gar bald wohl, und des Meisters Güte benahm mir schnell meine angeborne Schüchternheit, sodaß unsere Unterhaltung ganz rege wurde. Im Anfang hielt ich es beim Antwortgeben für nötig, jedesmal aufzustehen, was sich sehr sonderbar ausgenommen haben muß; denn der Meister wies mich alsbald an, doch Platz zu behalten.

Ob schon mein erster Besuch kein ausgedehnter war, so hat sich mir doch die Erinnerung an den nicht großen, äußerst einfach ausgestatteten, freundlichen, sonnigen Raum, recht, wie es sein Herz begehrte, bleibend eingeprägt, und ich sehe noch heute wie damals die schöne, hohe, edle Gestalt mit den feinen, liebevollen Zügen, umrahmt von dem reich über den Pelzrock fallenden Haar, wie er behaglich im Lehnstuhl vor seinem Arbeitstisch am Fenster saß, für die der Spinnstube für das Jahr 1854 das köstliche Bild zeichnend: der Kaiserliche in der Schneiderherberge zu Prag wirbt den Ludwigsburger an.

Über dem Arbeitstisch hing „der liebe selige Maydell“ ¹⁾, das kleine in Civitella im Jahre 1825 gemalte Selbstporträt; darüber eine reizende italienische Landschaft von Heinrich Dreber, die ihm als Arbeit dieses seines Lieblingschülers, des ersten, der bei ihm eintrat, sehr wertvoll war. Dann in nächster Nähe das von Umsler ²⁾ nach Barth ³⁾ gestochene

¹⁾ Ludwig v. M., geb. 29. November 1796 auf dem Gute Stenhufen in Esthland, gest. in Reval 6. September 1846.

²⁾ Samuel U., geb. 17. Dezember 1791 in Schinznach, gest. 18. Mai 1849 in München.

³⁾ Karl B., geb. 12. Oktober 1787 in Eisfeld, gest. 11. September 1863 in Kassel.

schöne Bildnis des Heidelberger Landschaftsmalers Fohr¹⁾, für das der Meister eine ganz besondere Vorliebe hatte; es war ja „das Porträt seines künstlerischen Jugendvorbildes auf dem Gebiet stilvoller und dabei manierloser Naturauffassung“. Weiter hinten im Zimmer über dem Sopha: Jakob und Rahel am Brunnen, meines Vaters Lithographie nach Julius Schnorrs Federzeichnung von 1820. Es bereitete mir große Freude, meinen Vater auf solche Art geehrt zu sehen. Richter schrieb über dieses Blatt im März 1830 an Freund Thomas: „Ich muß mich tausend Mal bei Hoff für das gar schöne Blatt nach Schnorr bedanken, was er mir durch Börner²⁾ geschickt hat. Ich kann nicht sagen, was ich für eine Freude darüber hatte und noch habe.“ Sonst enthielt das Zimmer nichts Bemerkenswerthes; das war auch nicht nötig, da der liebe Bewohner selbst die größte Zierde war.

Im Gespräch über den unter seiner Leitung einzuschlagenden Studiengang kam der Meister auf meine ihm zur Ansicht zugesandten Zeichnungen zu sprechen und wiederholte, was er auch schon früher in dem Briefe an Vater ausgesprochen: daß ich, bevor ich ans Malen gehe, noch tüchtig werde zeichnen müssen, wenn auch mit schonenden, doch recht nachdrucksvollen Worten.

Hatte ich auch nicht darauf gerechnet, gleich Pinsel und Palette ergreifen zu dürfen, so wurde doch mein Mut noch mehr herabgestimmt; denn ich sah mich auch hier auf meiner Laufbahn nicht so weiterkommen, wie ich erwartet und gewünscht. Mein Lehrer, denn das war nun Professor Richter in Wahrheit, händigte mir meine Zeichnungen wieder ein und bemerkte nur noch, daß ihm manche Motive von seiner Tour durch den

¹⁾ Karl Philipp F., geb. 26. November 1795 in Heidelberg, gest. (im Tiber ertrunken) 29. Juni 1818 in Rom.

²⁾ C. G. Börner, Kunsthändler in Leipzig.

Tanus mit meinem Vater, Thomas¹⁾ und Schilbach²⁾ im August 1849 in der Erinnerung seien und ihn deshalb interessiert hätten. Außerdem enthielt mein verachtetes Mäppchen eine strenge Kopie nach der mit wunderbarer Meisterschaft gefertigten Zeichnung meines Lieblingskünstlers Dielmann³⁾: Bauernhof mit reicher Staffage in Altenahr a. d. Uhr. Von dieser sagte er: „Die ausgeführte, nicht nach der Natur gefertigte Zeichnung mit der Figurengruppe hat meinen Schülern recht gefallen; sie freuen sich, in Ihnen noch einen Genossen zu bekommen. Wenn es Ihnen recht ist, führe ich Sie gleich einmal hinüber ins Atelier.“

Des Meisters Wunsch, ich möge mich in meiner neuen Umgebung recht wohl fühlen, ging aus der netten Art, mit welcher er mich bei seinen Schülern Kleinig⁴⁾, Porst⁵⁾ und Zeh⁶⁾ einführte, hervor. Nur wenige Worte waren es: „Hier bringe ich Ihnen den erwarteten Fritz Hoff aus Frankfurt am Main, den Sohn meines römischen Jugendfreundes, Kupferstecher Nikolaus Hoff. Nehmen Sie ihn freundlichst auf.“

Es war ein wirklich schöner Moment für mich, als mir alle die Hände reichten und mich mit jugendlicher Frische begrüßten. Geschart um den lieben Herrn Professor, der anhub, freudig aus seiner Römerfahrt zu erzählen und dabei so manche seiner Freunde, deren Namen mir bekannt waren,

¹⁾ Johannes C., geb. 2. September 1796 in Frankfurt a. M., gest. 28. Februar 1863 ebenda.

²⁾ J. Heinrich Sch., geb. 1798 in Barchfeld, gest. 14. März 1851 in Darmstadt.

³⁾ Jakob Fürchtegott D., geb. 9. September 1809 in Sachsenhausen, gest. 30. Mai 1885 in Frankfurt a. M.

⁴⁾ August K., geb. 14. April 1822 in Dresden, gest. 31. Dezember 1869 ebenda.

⁵⁾ Wilhelm P., geb. 12. Mai 1829 in Schönhaide, gest. 27. Juni 1889 in München.

⁶⁾ Albert Z., geb. 14. Juni 1834 in Dresden, gest. 31. März 1865 ebenda.

lebendig zu schildern, hörten wir alle mit dem größten Interesse zu; ich fühlte mich in dem Gedanken gehoben, daß auch mein Vater mit all diesen Männern die schönste Zeit seines Künstlerlebens vereint gewesen war und von ihnen geschätzt wurde.

Nachdem ich gebeten hatte, am anderen Tag eintreten zu dürfen, verabschiedete ich mich und benutzte noch die schicksaliche Zeit zu nicht aufzuschiebenden Besuchen bei einigen Freunden des Vaters.

Ehre, dem Ehre gebührt, dachte ich und schlug den Weg nach der Reibbahnstraße ein, wo Herr Direktor Julius Schnorr von Carolsfeld ¹⁾ wohnte. Kaum hatte mich der Diener angemeldet, da kam auch schon der Meister, ungewöhnlich groß an Gestalt, elastisch, mit raschen Schritten und ausgebreiteten Armen, den Kopf hochhaltend, — eine rechte Ariostgestalt — auf mich zu. Die Scene wurde indeß eine ganz andere, als sie im Anfang vermuten ließ, wo ich glaubte, der gewaltige Mann wolle mich umarmen, so stürmisch kam er den Korridor heran. Noch etwas von mir entfernt, blieb er plötzlich stehen, sah mich mit seinem Adlerauge fest an und rief mit seiner hohen, klaren Stimme: „Nein, das ist nicht mein Freund Nicolaus Hoff! Sie sind wohl der Sohn?“ — Als ich dies bejahte, führte er mich in sein Arbeitszimmer und unterhielt sich aufs Leutseligste mit mir, sodaß ich den Meister als Menschen jetzt ungleich höher schätzen lernte.

In ungekünstelter Liebe erkundigte sich der hochgestellte Herr nach meinem Vater und nahm die ihm überbrachten Grüße freudig entgegen. Seine aufrichtige Verehrung für ihn berührte mich wohlthwendig; denn „was hören wir lieber, als das Lob dessen, den wir lieben?“

Am Fenster an seinem Pult zeigte er mir aus seinem Bibelwerk die fast vollendete Federzeichnung „Jakob ringt mit

¹⁾ Julius Sch. v. C., geb. 26. März 1794 in Leipzig, gest. 24. Mai 1872 in Dresden.

dem Engel des Herrn“ und klagte, daß ihm die viele Schreiberei, welche seine Stellung mit sich bringe, bei seiner eigentlichen Thätigkeit hinderlich sei. Beim Fortgehen, wobei mir der liebenswürdige Mann das Gelette gab, kam gerade sein Sohn Ludwig ¹⁾, der später durch seinen Heldenenor in Richard Wagners Opern so gefeierte Sänger, eine große, vornehme Erscheinung, fast anzusehen wie „der Fürst des Herrn“ in Schnorrs Bibel: „Sein schönes, jugendliches Antlitz, so mild als erhaben, mutete mich an!“ Diesem stellte mich der Meister vor und meinte, nach meiner musikalischen Befähigung fragend, er solle mich doch, wenn es anginge, in sein Quartett aufnehmen; denn wenn die herrliche Gabe des Gesanges vom Vater auf den Sohn übergegangen sei, dann könne es nichts Gewöhnliches sein, und nach der sonoren Stimme zu schließen, glaube er dies. Glücklicherweise wurde nichts daraus!

Nicht weit von Herrn Direktor Schnorr wohnte in der großen Plauenschen Gasse ein anderer römischer Jugendgenosse Vaters, der sinnige Hofmaler Oehme ²⁾. Dahin trieb es mich ohne Scheu; denn aus Vaters Erzählungen wußte ich, daß dieser eine musikalisch poetische Natur sei, und da ist mit ziemlicher Sicherheit ein vertrauenerweckendes Naturell zu finden.

Oehme, eine interessante, ehrwürdige Erscheinung, von nicht großer Gestalt, in schlichtem, langem grauen Hausrock, stand gerade an der Staffelei und malte an einem mich sehr ansprechenden Oelbilde: Herbstlandschaft. Am goldnen Abendhimmel steigt hinter fast entlaubten Bäumen in voller Pracht der Mond auf. Im Vordergrunde schreitet ein verwundeter Hirsch dem frischen Wasser zu. Er malte meistens, wie er mir sagte, seine Bilder nach den von ihm in Poesie gefaßten Natureindrücken; auch dieses war so entstanden.

¹⁾ Schnorrs zweiter Sohn, geb. 2. Juli 1836 in München, gest. 21. Juli 1865 in Dresden.

²⁾ Ernst O., geb. 23. April 1797 in Dresden, gest. 10. April 1855 ebenda.

Ich fühlte mich durch die Art, wie der liebe Mann sich mit mir unterhielt, sehr angenehm berührt und konnte mir gut vorstellen, daß er in seinen Jugendjahren mit seinen mancherlei Gaben den Kreis seiner römischen Kunstgenossen erfreut haben mußte, wenn er z. B., wie ihn mir Herr Thomas bei meinem Fortgehen lebendig schilderte, als Harfner kostümiert und sein Instrument spielend die Goethesche Ballade „Was hör' ich draußen vor dem Thor“ vortrug. Ich sah in ihm immer nur den Harfner.

Mit großer Freude erzählte er mir von seinem Sohne Erwin¹⁾, was der für ein schönes Bild in altfranzösischem Stile, einen fürstlichen Park, gemalt habe. Es sei bewundernswert, in ein solches Motiv so viel Reiz zu bringen. Die langen Gänge blühender Kastanien und Fichten, durch einzelne Marmorstatuen unterbrochen, seien von staunenswerter Wahrheit und die sehr anziehenden, darin wandelnden zierlichen Figürchen in Kokokostüm von außerordentlicher Schönheit. Was er alles mit Mühe habe erlernen müssen, das gehe seinem Sohne nur so von der Hand. Der glückliche Vater war des Lobes voll!

In dem großen, sorgfältig aufgeräumten Atelier, in welchem auch ein geöffnetes Klavier, mit Noten belegt, stand, fühlte man sich wirklich heimisch; die warme Frühlingsluft kam erquickend durch das weitauffstehende Fenster, und der Blick über die schönen, großen Gärten nach der sächsischen Schweiz war herrlich.

Während unserer Unterhaltung kam auf einmal auf das Fensterbrett ein Stieglitz (Distelfink) geflogen; kaum daß er sich umgesehen, ließ er sein „ziewit, ziewit“ hören, pickte von dem für ihn gestreuten Futter auf und nahm seinen Weg weiter ins Zimmer, hüpfte überall ganz frei und munter ohne jegliche Scheu umher, flog in den auf dem Schrank stehenden

¹⁾ Professor E. O., geb. 18. September 1831 in Dresden. Lebt in Blasewitz.

Käfig und dann wieder „ziewit, ziewit“, wie er gekommen, im Hui zum Fenster hinaus.

Meine Überraschung bemerkend, erzählte mir der alte gemütliche Herr, daß dieses Vöglein schon manches Jahr bei ihm Gastfreundschaft genieße und sogar zur Winterszeit mit seinem Weibchen bei ihm ständiges Quartier habe, an schönen Tagen aber hinausverlange. Mit herannahendem Frühling sei jedoch ihres Bleibens nicht länger, sie stögen wohl dann, wie eben, ab und zu und brächten, wenn ihre Jungen so weit seien, die ganze kleine Schar unter großem, nicht aufhörendem Jubelgetöse mit ins Zimmer herein. Das sei dann jedesmal ein großes Ereignis und für ihn und sein ganzes Haus der Glanzpunkt der Frühlingsfeier!

Es ist gar nicht zu sagen, wie dieses Stück Tierleben zu dem merkwürdigen Manne paßte; die Schilderung seiner lieben gefiederten Sänger war rührend anzuhören.

Eines berührte mich bei meinen Besuchen eigentümlich: ich hatte die schönen von meinem Vater gezeichneten jugendlichen Bildnisse seiner römischen Freunde genau in dem Gedächtnis, und nun traf ich lauter Männer in vorgeschrittenem Alter mit greisem Haar. Wenn ich mir das auch vorher hätte sagen können — solche Veränderung hätte ich doch für unmöglich gehalten. Gewiß trat bei näherem Ansehen in allen die Ähnlichkeit hervor; besonders bei meinem lieben Meister fand ich, je öfter und länger ich ihn betrachtete, den alten Ausdruck von dem schönen in Eboli 1825 gezeichneten Bildnis wieder.

Am auffallendsten kam mir die Veränderung bei Hofmaler Schumacher ¹⁾, welchen ich nun aufsuchte, vor: ein nicht großer, korpulentler Mann, mit frischem, gerötetem Gesicht, wozu sein gänzlich gebleichtes Haar einen rechten Kontrast bildete, trat mir entgegen. Gerade dieser schöne Kopf war

¹⁾ Karl G. Christ. Sch., geb. 14. Mai 1797 in Dobberan, gest. 22. Juni 1869 in Dresden.

An Joh. Nicolaus Hoff
in Frankfurt a. M.

Dresden 30. April 53.

Der Götterkinder Tag Deiner Geburt, mein flammendes
Licht, zündet sich in dieser Lager ruhten, — so
dann ich dem nicht lassen, Dir im Geiste meine
Betrachtung zu richten und Dir im sorglichen
Augenblicke zu bringen. Wirst Du die
Gnade Gottes nicht schauen? Dem mich
verwandeln wir dieses Armut, wodurch
wir selbst, als einem Christen,
wunderlich zu gestalten sind. — So habe ich
dem mit Dir den Herrn, mit dem Danks,
freue ich David mich: Lobe den Herrn, meine
Seele, und vergiß nicht, was Er Dir Gottes
großen that! Der Dir alle Deine Tugenden,
vergibt und schenkt alle Deine Geborgenheit,
der dein Leben vom Tode erlöst —
der dich nicht mit Gerechtigkeit und Gerechtigkeit,
gibt!

Du bist mit mir im Leben nicht gescheit,
frucht und froh, dich schenken mir es, wohl,
wenn Du ich, lieber Bruder, gebrauchst fähig
Hilf mich auf mich ein, auf meine
meine Schwestern, nicht wohl zu sein
Eure. Dein erredet. Ich bin nicht

naben viel Hoffnungen, ist mir lieb zu sehen.
Bitte bringe wieder zu unserer Brücke alle Aben,
in Paderborn mit zu. Hoffentlich hat er mir zu
erzählen vom Auszug, der Einbau, mit der neuen
Vaterstadt, darunter sein ganz neues Kirch
und Paderbornische, verkommen. Aber ich will
nicht, wie stark ich das ins Gedächtnis, so es
mit der Zeit Gottes Gnade im Gedächtnis
in die Erlösung, so ganz Erleiden gegeben,
gehört ist.

Dich wird (wie ich ausführlicher, von ihm
gelesen haben werden) wird mich zu Witten
Mal in dem nächsten über dem
ferner sein. Ich in dem für seine Studien
so überaus notwendig, so haben wir kein
Rath zu bekommen. Bekowitz ist
meinem guten Bekannten, von ihm aufstand,
und sollte ich darum doch so viel als möglich
zu sehen. Vor seinem Abgang wird aber kein
kommen und Paderborn Zimmermann
Rath begierig von ihm, ich zu
sehen. — Wille Gott, werden zum Gedächtnis

dem Lichte in brüderlicher Eintracht bei zusammen
 wachen. Das Heil der Welt, das ist ja Christus, und
 nicht unter der Erde im feiligen Geiste zu be-
 geben, sein mit dem Heil Allen (und) nicht für
 sich selbst nehmen das Haupt der Kirche und die Kirche
 nicht, in der seinen Knechten mit dem Heil.
 So brach dem Heil, und mit dem 4. Mai
 in das Heil Gottes Schutz und Heil,
 in seine Hand, in seine Gewalt. Leben wir,
 wir leben wir? — So lebt uns Heil
 Leben, so leben wir, so lebt uns Heil
 Leben, und lebt wir in Heil leben, werden
 und sind, und alle, wir mögen leben und sterben,
 bei Heil sein, Heil bleiben, und alle.
 Was ist die Einigkeit, im Heil auf dem Heil, die
 all dem Heil auf Heil: „Es segnet für
 uns, seit er uns, was, so ist Alles in
 Heil Heil.“ So in Heil nicht ins
 Land, so in Heil, so in Heil, so in Heil,
 so in Heil, so in Heil, so in Heil, so in Heil,
 was ist die Einigkeit, im Heil?

Sei Alles, Gott segne!
 In Christo
 Dein All.

Die heilige Schrift ist die Wahrheit, die uns
 lehrt, was wir tun sollen, und was wir
 nicht tun sollen. Sie ist das Licht, das
 uns den Weg zum Heil zeigt. Wir sollen
 uns an die Schrift halten, und nicht an
 die Menschen. Die Schrift ist unser
 Trost und unsere Hilfe. Sie ist das
 Wort Gottes, das uns erlöst hat. Wir
 sollen die Schrift lieben, und sie in
 unserm Leben anwenden. Die Schrift
 ist das Fundament, auf dem wir bauen
 sollen. Sie ist das Licht, das uns den
 Weg zum Heil zeigt. Wir sollen uns an
 die Schrift halten, und nicht an die
 Menschen. Die Schrift ist unser Trost
 und unsere Hilfe. Sie ist das Wort
 Gottes, das uns erlöst hat. Wir sollen
 die Schrift lieben, und sie in unserm
 Leben anwenden. Die Schrift ist das
 Fundament, auf dem wir bauen sollen.

mir aus Vaters Porträtbuch lieb und besonders lebendig in der Erinnerung; als ich sein Bildnis vor Jahren zum Studium kopierte, that ich dies besonders seines schönen Schnurrbartes wegen; auch diesen hatte er nicht mehr. Er nahm mich im Andenken an die mit meinem Vater verlebte Zeit ganz freundlich auf, doch mit mehr Vorsicht als die lieben Sachsen; er war ein Norddeutscher. Sein Aufenthalt in Dresden hatte den Zweck, auf der Galerie für seinen Fürsten zu kopieren.

Vater hatte von Schumacher eine gut gezeichnete Radierung „Die Wacht auf der Höhe“, 1823 in Perugia entstanden, vielleicht eine Erinnerung an seine an der Meeresküste gelegene Heimat Dobberan. Ein geharnischter Ritter steht auf seinen Speer gestützt auf einem Felsvorsprung, über das weite Meer spähend; in der Tiefe liegt sein Schloß. Dies Blatt hatte immer viel Interesse für mich.

Der Morgen meiner Künstler-Wallfahrt sollte nicht ganz ungestört bleiben. Um in keine Unannehmlichkeiten zu kommen, war es die höchste Zeit, meinen Paß auf der Polizei vorzuzeigen und mir eine Aufenthaltskarte zu lösen. Dies war ohne jegliche Schwierigkeiten rasch erledigt, und froh, auch mit dieser Angelegenheit in Ordnung zu sein, verließ ich das dunkle Polizeigebäude. Eben durch das Portal auf die Scheffelgasse tretend, wurde ich aufs unangenehmste berührt; denn anständig in Auftreten und Kleidung, schien es mir geradezu empörend, von einem mir gänzlich fremden Herrn, der mich am Urme faßte und anschrte: „Wer sind Sie?“ zum Stehen gebracht zu werden. Ich erkannte in dem mir ohne alle Würde Entgegentretenden einen höheren königl. sächsischen Polizeibeamten und sagte ihm, was von nöten war. Bald merkte ich jedoch, daß er es auf meinen Kalabreser Hut abgesehen hatte. Der erregte Mann hatte seinen Zorn noch nicht überwunden, denn er fragte in barschem Ton weiter: „Wissen Sie nicht, daß solche Hüte nicht getragen werden dürfen?“ Ich sagte ihm, daß mir dieses Verbot völlig neu sei; doch auch damit war der Wächter der

öffentlichen Ordnung nicht zufrieden und herrschte mich weiter an: „Wenn Sie wieder in diesem Hute gesehen werden, verlassen Sie in 24 Stunden die Residenz!“ Immer noch hielt er mich am Arme, und aus seinem Stehenbleiben ersah ich, daß er noch auf eine Antwort wartete, und sagte: „Ob schon ich gestern im großen Garten vor Sr. Majestät dem König diesen meinen Hut gezogen und einen freundlichen Dank empfangen habe, werde ich, da ich beabsichtige, längere Zeit auf der Akademie zu studieren, das Tragen des Hutes sofort unterlassen.“ Jetzt endlich ließ er mich los und ging als Sieger aus diesem für ihn leichten Kampfe von dannen. Der Auftritt war noch eine Nachwirkung der Dresdener Maitage von 1849.

Die Scene hatte einen großen Menschenauflauf veranlaßt. Sehr verlezt schlug ich barhäuptig den Weg nach meinem Quartier ein, da begegneten mir die beiden Richterschen Schüler Porst und Jeh. Diesen erzählte ich mein Erlebnis und nahm ihren Rat an, mir einen „Monatshut“, wie sie oft zu sehr billigem Preise zu haben seien, zu kaufen. In einem Hülladen frug ich nach einem solchen, und man brachte mir auch gleich das Verlangte. Aber Welch ein Anblick: es war ein Cylinder! Eine derartige Kopfbedeckung war mir immer entsetzlich; doch entschloß ich mich, um unangefochten fürder meine Straße ziehen zu können, ihn zu nehmen, und setzte ihn auch gleich auf. Zu Hause angekommen, brachte ich recht betrübt meinen schönen Kalabreser zu Grabe und suchte mich mit meiner erhandelten Angststöhre in dem Spiegel so vorteilhaft wie möglich zu zeigen; aber es wollte mir nicht nach Wunsch gelingen, und zu meinem Schrecken merkte ich jetzt auch noch, daß es ein getragener Hut war. Ganz aufgebracht ging ich in das Geschäft zurück und erfuhr nun zu nicht geringer Heiterkeit, daß ich ja einen Monatshut verlangt hätte und wohl nicht wisse, daß ein solcher einen Monat lang getragen sei. Jetzt war mir der billige Kauf von 20

Neugroschen erklärlich, und ich mußte herzlich lachen über die für mich so ergötzlich ausgegangene Hutfalamität. Ich wurde ihn wieder los und trug nun meinen alten, nicht polizeiwidrigen Filzhut.

Am Nachmittag setzte ich wieder in guter Stimmung meine Besuchswanderung fort und ging zuerst zu meines Vaters ältestem Freund, dem Kupferstecher Professor Krüger,¹⁾ der eine schön gelegene Wohnung am Elbberge hatte. Ich kannte ihn schon von einem Besuche, mit welchem er uns auf seiner Reise nach England im Sommer 1848 überrascht hatte. Krüger war ein ungemein stiller, einfacher Mann von hagerer Gestalt; beim ersten Wort erkannte man in ihm den Sachsen. Ohne jegliche Umstände nahm er mich herzlich auf und bot mir alle mögliche Hilfe während meines Aufenthaltes an. Schon aus Liebe zu meinem Vater mußte ich ihn ehren; denn er hielt sehr viel auf diesen Freund und rühmte stets dessen durchaus rechtschaffenes Wesen.

Krüger war in den Jahren 1815—1820 mit meinem Vater in Stuttgart als Schüler in dem Kupferstecher-Atelier des hochberühmten Professors Gotthard von Müller²⁾ zusammen gewesen, und beide hatten ihre damals entstandene Freundschaft bewahrt. Dieser Bund gab viel Stoff für unsere Unterhaltung, wobei mich der freundliche Mann, eine bestäubte Flasche entkorkend, mit dem edelsten sächsischen Naß bewirtete; er vergaß dabei nicht mit Lächeln zu bemerken, daß es eignes Gewächs von seinem Weinberg in Koschwitz sei. Es war das immerhin eine Auszeichnung, welche er dem Sohne seines alten Freundes erwies.

In der Mitte des geräumigen Zimmers stand ein großer Tisch mit vielen wertvollen Stücken, von welchen ich nur einige

¹⁾ Anton K., geb. 1. August 1795 in Koschwitz, gest. 24. April 1867 in Dresden.

²⁾ Ritter Johann G. v. M., geb. 4. Mai 1747 in Bernhausen, gest. 14. März 1830 in Stuttgart.

von ihm gefertigte erwähne: Das in Kartonstich ausgeführte große Blatt: Sofronia und Olindo auf dem Scheiterhaufen, durch die heransprengende Clorinde befreit, nach Overbecks Karton, für die Fresken zu Caffos befreitem Jerusalem in der Villa des Marchese Massimi in Rom 1818 gezeichnet. Es war Krügers letzte große Platte; er hat sich hier recht in Overbecks Innigkeit versenkt und das herrliche Werk vorzüglich wiedergegeben. Wie ist der stehende Wächter und die Gruppe Zuschauender schön empfunden! Dies kannte ich als Geschenk an meinen Vater; er erhielt es von seinem Freunde 1845, dem Jahre, in welchem dieser die Platte vollendete. Ein zweites mich besonders anziehendes Blatt war der strenge Kontur nach Cornelius' Federzeichnung der Grablegung Christi.

Als ich mich bei Professor Krüger verabschiedete, machte er mich noch darauf aufmerksam, auch seinen Bruder, den Graveur der königlichen Münze, der ja auch mit Vater befreundet sei, zu besuchen, und bezeichnete mir aufs Umständlichste dessen Wohnung hinter der Frauenkirche. Das wäre nun nicht nötig gewesen, da ich gerade auf diesen Mann sehr gespannt war; viel hatte ich schon über ihn gehört, doch wollte ich meine Neugierde bis zu einer gelegeneren Stunde zügeln, denn ich hielt es für schicklich, vor meinem Eintritt bei Professor Richter noch seinen nächsten Freund, den Herrn Professor Peschel¹⁾ zu besuchen; er wohnte in der Neustadt auf dem Palaisplatz.

Ich hatte ihm Grüße von Bräuer, der ihm ein lieber Schüler gewesen war, zu überbringen und wußte von diesem, welcher frommen Wandel Peschel führte, und wie viel ihm daran lag, auf die angehenden jungen Künstler belehrend und veredelnd zu wirken. Schon seine Erscheinung flößte Achtung ein: Eine gedrungene Gestalt, das breite Gesicht mit den wohlwollenden Zügen mit einer Fülle von Haar umgeben, sah er

¹⁾ Carl P., geb. 31. März 1798 in Dresden, gest. 3. Juli 1879 ebenda.

höchst würdig aus. Er sprach wie ein Vater mit großem Ernst mit mir und bat mich fast, in allen Dingen recht auf meiner Hut zu sein.

Daß sich Richter zu einem solchen Manne besonders hingezogen fühlte, war mir erklärlich. Wie oft sah man die beiden Freunde auf stillen Wald- und Feldwegen vertraulich zusammen gehen, und obschon Richter im Jahre 1841 an Thomas schrieb: „Freund Oehme wohnt ganz in meiner Nähe, und wir mit Peschel sind so oft beisammen, daß selten einer ohne den andern zu sehen ist, weßhalb wir auch das Kleeblatt heißen und am Ende noch zum Spott der Leute werden können“, — damals sah man nur Richter und Peschel auf ihren Abendspaziergängen.

Richter hat in der Spinnstube für das Jahr 1854 zwei Freunde, die „eines Sonntags im schönen Herbst langsam heimtschlenderten“, charakteristisch gezeichnet; in den Gestalten, deren eine die Hand ausstreckt, in welche die andere „in Gottes Namen“ einschlägt, sieht man in dieser Richter und in jener Peschel, ein zwar kleines, aber äußerst gelungenes Bild.

Von den Arbeiten des tüchtigen Künstlers bekam ich damals nichts zu sehen; erst bei einem späteren Aufenthalt in Dresden, nachdem ich in Richters Heim in Loschwitz auch dessen Freund näher getreten war, sollte ich seine Herz und Gemüt erfreuende Kunst kennen und bewundern lernen.

So war denn meine Fahrt für diesen Tag beendet, und ich eilte nach der Moritzstraße, um den lieben Hoff's, die mich zum Abendbrod erwarteten, meine interessanten Erlebnisse zu erzählen; sie ergöhten sich alle höchlich daran. Ja, es war ein schöner, denkwürdiger Tag, dieser 18. April! Er brachte Ernstes und Heiteres in Hülle und Fülle! Froh gestimmt ging ich in meine Röhrhofsgasse und rüstete mich noch auf den nächsten Tag für den Beginn meiner Studien unter Professor Richter.

Ich machte mich, um womöglich der erste im Atelier zu sein, zeitig auf den Weg, meldete mich bei dem Meister an

und ging auch gleich mit ihm ins Atelier, wo schon ein Tisch bereit stand, mit einigen entzückenden Studien von Heinrich Dreber für mich zum Kopieren belegt, unter welchen er eine Sepiafederzeichnung: „Auf der Höhe des Plauenschen Grundes“, in Art und Weise etwas ganz Neues für mein Auge, als erste Arbeit für mich bestimmte. Der Professor machte mich auf das Wesentlichste dieses Blattes aufmerksam und hoffte, daß ich die größte Strenge beobachte und das Schöne darin nachempfinde.

Sofort machte ich mich mit allem Ernst an meine Aufgabe. Erst nach längerem anhaltenden Arbeiten ließ ich eine Pause eintreten und besah mir gründlich meine Umgebung. Es war ein ziemlich großes nach der Straße gelegenes Zimmer, an dessen Hauptwand, den Fenstern gegenüber, die in Rom im Jahre 1836 von Carl Küchler¹⁾ lebendig nach der Natur radierten interessanten Bildnisse der Maler Christian Reinhart²⁾, Friedrich Overbeck³⁾, Joseph Anton Koch⁴⁾ und der Bildhauer Bertel Thorwaldsen⁵⁾ und Martin Wagner⁶⁾ mit ihren facsimilierten Namensunterschriften in einfachen Goldrahmen hingen. Merkwürdig verschiedene Köpfe: das durch Wetter und mancherlei Entbehrungen stark gefurchte Gesicht Reinharts; dann Overbeck mit dem nachdenkenden Ausdruck, fast im Profil, und diesem zur Rechten, von vorn gesehen, der kluge, freundlich lächelnde Koch, seinen Fez auf dem Kopfe. Dies Porträt konnte ich nicht ohne selbst zu lächeln ansehen; das fidele Gesicht hatte große Anziehung für mich. Nicht

¹⁾ C. K., geb. um 1810 in Taubenheim (Oberlausitz).

²⁾ Ch. R., geb. 24. Januar 1761 in Hof, gest. 8. Juni 1847 in Rom.

³⁾ F. O., geb. 3. Juli 1789 in Lübeck, gest. 12. November 1869 in Rom.

⁴⁾ J. A. K., geb. 27. Juli 1768 in Obergiblen in Tirol, gest. 12. Januar 1839 in Rom.

⁵⁾ B. Th., geb. 19. November 1770 in Kopenhagen, gest. 24. März 1844 ebenda.

⁶⁾ M. v. W., geb. 24. Juni 1777 in Würzburg, gest. 8. August 1858 in Rom.

minder interessant waren die idealen Züge des großen Dänen und die des alten Heiden, seines mürrisch dreinsehenden Nachbarn von Wagner. Unter diesen fünf „alten Römern“ hing die 1838 in Rom von Busse¹⁾ radierte Landschaft Kochs: Apollo unter den Hirten, und etwas zur Seite der nur wenig ausgeführte Karton Richters: Der Brautzug im Frühling. Diesen betrachtete ich mir eingehend; ich fand ihn selbstverständlich schön, hatte mir aber eine derartige Arbeit Richters doch anders gedacht.

Als ich mich wieder an meine Arbeit begab, kamen auch die anderen Atelierschüler. Mein Nachbar war August Kleinig aus Dresden, ein behäbiger, stiller Mann, der schon viele Jahre bei Richter als Schüler aus- und einging. Er zählte bereits 31 Jahre und stand im technischen Können über uns allen. Kleinig malte an einem netten Ölbildchen: Kartoffelernte, wobei das hochauflackernde Feuer, von Kindern umstanden, nicht fehlte; gut gefielen mir im Vordergrund einige Ziegen, die tapfer an einem Strauche zauten. Die beiden anderen Kollegen, Wilhelm Porst aus Schönhaide im Erzgebirge und Albert Zeh aus Dresden, nahmen das entferntere Fenster ein und versuchten sich an ihrer ersten Malprobe, einem hübsch zusammengestellten Stillleben: auf einer alten bunten Decke ein großer aufgeschlagener Folioband; hinter diesem ein Krug mit Zinndeckel u. a. m. Beide machten ihre Sache gut, doch Porsts Arbeit versprach noch mehr als die seines Nachbarn; er war entschieden, besonders was die Farbe anbelangt, der Talentvollere.

Porst war ein kleiner, frischer, gescheiter Mensch. Seine Stirn war auffallend hoch; das Haar, auf daß sie noch höher wirken sollte, vorn sogar weggeschnitten, das schwarze Schnurr- und Kinnbärtchen stand ihm sehr vorteilhaft, was ihm auch bewußt war. Voller Streben, etwas Tüchtiges zu werden,

¹⁾ Georg B., geb. 17. Juli 1810 in Bennemühlen bei Hannover, gest. 26. Februar 1868 in Hannover.

arbeitete er fleißig, und die nicht schlechten Verhältnisse, in welchen er lebte, ließen ihn seinen Studien ungestört obliegen. Poussin, Ruysdael und besonders Claude Lorrain waren die Meister, welche ihm als Ideale in der Landschaft vorschwebten. Er beschrieb uns zuweilen mit dem Finger die eingepprägten Linien ihrer Bilder, und wenn er auf den „Don“ (Ton) zu reden kam, dann schloß er die Augen halb und bewegte die Hand, um das, was er in seiner Phantasie sah, uns klar zu machen.

Wer diesen kleinen Menschen neben der Riesengestalt Zehs in dem mäßig hohen Zimmer stehen sah, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, so auffallend war der Unterschied. Ich habe Zeh als den größten mir je vorgekommenen Menschen in Erinnerung. Welch ein Kontrast zwischen Gestalt und Namen!

Mit allem Fleiß wurde die festgesetzte Zeit zur Arbeit benutzt. Unser Lehrer sah umsomehr hierauf, als sein Schülerateller aus Vergünstigung für ihn außer den Akademieräumen liegen durfte. Rat nahm man gern von einander an; besonders ich bedurfte dessen und war den mir sehr freundlich gesinnten Genossen dafür dankbar. Es war ein schönes Zusammenleben; Unordnung, grobe Verstöße, wie sie oft bei angehenden Kunstjüngern vorkommen, hätten, selbst wenn die Lust dazu vorhanden gewesen wäre, hier, wo des Meisters eigenes Atelier und Wohnung waren, nicht stattfinden können. Das gab schon Ernst zur Arbeit und viel Gewinn an Zeit.

Da hörte ich auch zuerst die Namen der am frühesten bei Richter — als er 1836, von Meissen zurückgekehrt, zum Lehrer der Landschaftsmalerei an der Akademie ernannt worden war — eingetretenen Schüler nennen, wie Heinrich Dreber¹⁾, Ernst Hasse²⁾, „der geistreiche Tierzeichner“, wie ihn Richter nennt,

¹⁾ H. D. gen. Franz, geb. 9. Januar 1822 in Dresden, gest. 3. August 1875 in Rom.

²⁾ E. H., geb. 22. März 1819 in Erfurt, gest. 2. September 1860 in Dresden.

Heinrich Müller¹⁾, Achilles von Döring²⁾, Ludwig Nitzsche³⁾, Hermann Lungwitz⁴⁾ und Wilhelm Schneider⁵⁾. Von allen diesen lebt nur noch der letztgenannte, im 80. Jahre stehend, in Dresden.

Der Erzählung vorgreifend, drängt es mich, ein wohl-erwogenes Wort über die Leistungen der Richterschen Schüler auszusprechen: An den Studien dieser Künstler erkennt man den Ernst ihres Strebens, die poetische Anschauung der Natur, die sie durch die herrliche Anregung ihres Lehrers gewonnen hatten. Trotzdem hat ihn von allen seinen Schülern keiner durch seine Studien so zu fesseln gewußt wie Dreber. Welche Verehrung des Meisters für den Schüler spricht sich in seinen Bemerkungen auf mehreren Dreberschen Studien aus: „Von Dreber aus seiner frühesten Zeit.“

„Noch bei mir im Atelier gez.“

„Diese Zeichnung schenkte er mir, als er (1841) nach Rom ging.“

Ganz besonders eingeprägt hat sich mir eine köstliche, stilvolle Federzeichnung: die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten rastet am Abhang eines sich aufwärts ziehenden Tannenwaldes, in dessen Schatten Hirten bei ihren Schafen ruhen, während auf der Talwiese ein Schäfer inmitten seiner Herde die Schalmei bläst.

Es ist gewiß von Interesse, Richters besondere Liebe zu Dreber aus seinen eigenen Worten zu ersehen. Er schreibt ihm, bald nachdem dieser auf ein Stipendium hin die Römerfahrt angetreten:

¹⁾ H. M., geb. 6. September 1823 in Pultawa, gest. 16. Oktober 1863 in Dresden.

²⁾ A. v. D., geb. 7. Februar 1820 in Selingstadt bei Grimma.

³⁾ L. N., geb. 26. Februar 1822 in Halle a. d. Saale.

⁴⁾ H. L., geb. 15. März 1813 in Halle a. d. Saale. Ging (mit den beiden Vorgenannten) Ende der 40er Jahre, „seinem Freiheitsdrange folgend“, nach Amerika, lebte in Austin in Texas und starb 1890.

⁵⁾ W. S., geb. 14. Januar 1821 in Neukirchen bei Chemnitz.

„Dresden. Am 1. Januar 1842.

Mein sehr lieber und theurer Freund!

Ich wüßte nicht, wie ich einen Neujahrsabend mit liebevollerer und gemüthlicherer Stimmung beschließen sollte, als indem ich an Sie schreibe. Welche große Freude Sie mir mit Ihrem Briefe gemacht haben, werden Sie sich kaum vorstellen, und indem ich ihn wieder durchlese, erneut sich das Gefühl herzlicher Liebe und Zuneigung, die ich zu Ihnen trage, mit großer Lebhaftigkeit. Ihre Reise Mitteilungen auf den mir gar wohlbekannten Wegen setzten mich in frühere Jahre zurück, wo ich auch so wonnetrunken über Nürnberg und Regensburg, München und das Hochland einherpilgerte, in gleicher Begeisterung, mit gleichen Ansichten und Gefühlen, wie Sie jetzt. Diese Ihre Begeisterung für alle wahrhafte und wesentliche Schönheit in Natur und Kunst ist's auch, weshalb ich Sie so lieb habe — — — Ich gäbe was darum, könnte ich Ihre Zeichnungen sehen. Sie haben für mich immer einen ganz besonderen Reiz gehabt, wie wenig andere. —

— — Gott wolle Sie führen und bewahren, namentlich den Saulsgeist fern von Ihnen halten, und kommt er einmal wieder, so singen Sie ihm nur ein Davidsliedlein entgegen, da trollt er sich stracks. — — — Wir wollen uns auch ferner recht von Herzen lieb behalten, und uns selbst, wie einer den anderen, nach Kräften zu fördern suchen. Schreiben Sie mir recht bald, sey es auch wenig, Sie machen mir eine große Freude damit. In herzlicher Liebe

Ihr Freund

Ludwig Richter.“

Gewöhnlich kam der Herr Professor gegen Mittag zum Korrigieren, wobei er eingehend verfuhr und so leicht nichts unbesprochen ließ, was sein Auge Mangelhaftes oder auch Gutes wahrnahm, natürlich nach dem Vermögen jedes Einzel-

nen von uns beurteilt. Ich war erstaunt, daß er mit meiner Arbeit nicht unzufrieden war. Er lobte daran das Streben, das Beste im Original, die Empfindung, wiederzugeben, und munterte mich auf, so fortzufahren.

Gewiß war mir meines Lehrers Lob nicht unlieb; doch kam ich durchaus in keine freudige Stimmung: ich kopierte ja wieder, wenn auch in fruchtbringenderer Art, und nur die Hoffnung, bald unter seiner Anleitung Studien nach der Natur machen zu können, ließ mich nicht gänzlich nutzlos werden. Und wenn ich im Anfang von meinem damals noch unbedeutenden Können sprach, so war damit doch keineswegs gemeint, als wäre nicht in meinen Arbeiten eine große Freude, die Natur liebevoll zu studieren, wahrzunehmen gewesen, denn das war mir schon von früh auf, durch meines Vaters strenge Art zu zeichnen, eine Lust.

Zuweilen brachte der Professor aus seiner Sammlung einiges zum Vorzeigen mit, immer das Vorzüglichste. Mit freudigem Interesse sprach er zu uns darüber und erwähnte zugleich das Geschichtliche, das sich für ihn daran knüpfte; er wurde dann so warm, der liebe Mann. Einmal war es eine Mappe voll Radierungen Erhards¹⁾, ausschließlich Landschaften, große und kleine Blätter. Er erzählte uns, daß er diese in seiner Jugendzeit mit Freuden begrüßt und sie sich sofort gekauft habe, um sie bei seinen Studien im Freien mitzunehmen und mit der Natur zu vergleichen; sie seien gleichsam seine Lehrmeister geworden und hätten ihn wesentlich gefördert. „Das treue Nachempfinden jeder Schönheit und Eigentümlichkeit bei reizend lebendiger Behandlung; das liebevolle Verständnis der Natur, das aus jedem Striche leuchtet,“ uns das in diesen Arbeiten zu zeigen, war unseres Lehrers Absicht, und er betonte, dem Landschaftler, der die Natur nicht so sehr wie Erhard, fehle die Hauptsache, und sein Mühen sei umsonst.

¹⁾ Joh. Christian E., geb. 21. Februar 1796 in Nürnberg, gest. 20. Januar 1822 in Rom.

Ich erinnere mich noch verschiedener der damals zum erstenmale gesehenen Erhardschen Radierungen, so des in jeder Beziehung vollendeten Blattes: die hölzerne Brücke mit den zwischen Bäumen hervorragenden Schneidemühlen bei Buchberg; dann die in das Gehölz ziehende Kuhheerde und der Korbträger auf der Uferstraße, Arbeiten aus dem Jahre 1817, Erhards bester Zeit. Diese Sachen blieben mir immer im Gedächtnis, und als ich später die Mittel besaß, mir solche Genüsse bleibend zu verschaffen, ruhte ich nicht eher, als bis ich alles Schöne von Erhard mein Eigentum nennen konnte, — und das waren über fünfzig Blätter.

Professor Richter, stets darauf bedacht, uns auf alles Nutzbringende hinzuweisen, wünschte von uns insgesamt, daß wir einmal die belehrende, reiche Sammlung des Herrn von Quandt ¹⁾ besuchten. Der Name dieses angesehenen, gefeierten Dresdener Kunstmäcens war mir längst bekannt, so daß ich wirklich gespannt war, die von ihm meist in Rom von deutschen Künstlern erworbenen Kunstwerke zu sehen. Zur Besichtigung waren Tage festgesetzt, und es bedurfte beim Eintritt nur der üblichen Anfrage bei den Herrschaften durch die öffnenden gallonierten Bedienten. Herr von Quandt hatte sich in den zwanziger Jahren dies „Custulum“ in der Neustadt am Elbufer erbaut und thronte gewissermaßen in dieser seiner „Residenz“.

Der Eingang machte einen durchaus vornehmen, aber nicht prunkhaften Eindruck. Beim Betreten der Räume selbst begrüßte uns mit Grazie, nichts weniger als gleichgiltig, Frau Bianka von Quandt, eine schon gealterte Dame, mit einer Stickerei am Fenster sitzend, durch welches der Blick über die Elbe auf die gegenüber liegende Terrasse fiel. Von der „Herrin“ des Hauses aufgefordert, das Schöne recht zu genießen, betraten wir die verschiedenen Gemächer, welche aufs

¹⁾ Johann Gottlob von Q., geb. 9. April 1787 in Leipzig, gest. 19. Juni 1869 in Dresden.

Drachtvollste mit Kunstschätzen aller Art geschmückt waren. Von den Bildern selbst, die in den äußerst wohllichen Zimmern verteilt hingen, interessirten mich natürlich die von unserem Meister vor allen. Es waren deren vier, in verschiedenen Perioden entstanden: sein erstes hochbedeutendes Bild nach der Rückkehr aus Italien, die Heimkehr der Hirten und Kandleute von Civitella bei später Abendzeit (1827); *La Riccia*, Frauen am Quell (1828); die Überfahrt am Schreckenstein (1837), wohl das größte Bild Richters; und die Abendandacht, bei welcher unter uralten Bäumen ein Mönch zum Ave Maria läutet, ein figurenreiches Gemälde (1842.)

Ich gestehe, daß mir mit Ausnahme des Civitellabildes und der Überfahrt die Bilder bei aller lebendigen Darstellung und liebevollen Ausführung auffallend schwarz und schwer erschienen, und der Eindruck ist nicht gewichen, als ich einige davon auf der ersten historischen Kunstausstellung in München 1858 wieder sah. Außer diesen sind mir noch besonders in Erinnerung Deits¹⁾ „gewaltige“ Judith in dem schönen grünen Gewand; Schnorrs wundervolle Zeichnung: Der Zug der heiligen drei Könige, und der schon erwähnte herrliche Overbeck'sche Karton: Sophronia und Olindo auf dem Scheiterhaufen.

Ungeklärt verweilten wir recht ausgiebig in dem behaglich durchwärmten Mußentempel. Keiner von uns hätte, als wir uns bei der ehrwürdigen Matrone dankend verabschiedeten, gedacht, daß dieses mit so hingebender Liebe gehegte und gepflegte Heim einstens wie Spreu vor dem Winde auseinander fliegen werde. Und doch kam es so, als der glückliche Besitzer das Zeitliche segnete. Sein innigster Wunsch, in seinem Sohne einen tüchtigen Künstler, womöglich einen Bildhauer erblühen zu sehen, der dann dies sein Haus in des Vaters Sinn weiterführen sollte, ist ihm nicht erfüllt worden.

¹⁾ Philipp D., geb. 13. Februar 1793 in Berlin, gest. in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1877 in Mainz.

Die erste Zeit verging unter eifrigem Arbeiten als Vorstudium für den Sommer. Unser Lehrer deutete uns an, daß es ihm lieb sei, wenn wir nach Koschwitz zögen, um bequemer unsere Studien machen zu können; auch er werde auf des Arztes Unrathen wieder dort auf den Bergen wohnen. Das war eine verlockend schöne Aussicht, und mit wahrem Vergnügen ging ich eines Nachmittags auf den Vorschlag Kleinigs ein, mit ihm den Weg über Blasewitz nach Koschwitz zu gehen, um uns dort für die Sommermonate Quartier zu suchen. Es war rechtes Aprilwetter, Wind, Regen und dann wieder 'greller Sonnenschein wechselten ab; doch störte das den Naturgenuß, der sich uns auf dem einstündigen, damals noch recht ungebahnten Wege in reichem Maße bot, in keiner Weise, und ich hatte meinen Gefährten nach allem Möglichen, das mein Auge ergötzte, zu fragen. Zum Ziegelschlage hinaus kamen wir auf den Weg nach Blasewitz, wo Landleute beschäftigt waren, ihre Äcker zu bestellen. Unweit von uns „in langen Furchen schreitend“ ein pflügender Bauer, der seine Ochsen tüchtig antrieb und dabei mit dem Winde so zu kämpfen hatte, daß sein Mantel lustig flatterte. Freund Kleinig sah an diesem Frühlingsbild seine ganze Lust; ja es brachte ihn zum Stillstehen, und ich wartete gerne, bis er den Eindruck durch einige Striche in sein Skizzenbuch aufgenommen hatte; er äußerte, die beiden „Diecher“ seien doch gar zu schön! Ich sah ihm zu und war erstaunt über seine Schnelligkeit im Auffassen. Uns zur Linken lag der ernste Trinitatiskirchhof, fast an ihn grenzend ein reizendes Birkenwäldchen, dessen weiße, leuchtende Stämmchen mich wahrhaft entzückten; so viele Birken hatte ich noch nicht beisammen gesehen. Immer neue Bilder bot mir der Spaziergang; selbst der sandige Weg durch den hohen Kiefernwald, welcher noch die ersten Häuser von Blasewitz umgab, übte große Anziehung auf mich aus, und der balsamischen Duft darin war köstlich. Das zu jener Zeit noch friedliche Dörfchen hatte nicht durch Schillers Gustel

von Blasewitz Interesse für mich; nein, hier war der vortreffliche sächsische Kapellmeister Johann Gottlieb Naumann¹⁾ geboren, dessen ergreifende Jugendzeit, teilweise von ihm selbst erzählt und von Schubert herausgegeben, mir bekannt war. Das Geburtshäuschen des ausgezeichneten Mannes stand damals noch auf der Straße von Dresden herein rechter Hand und trug die Nr. 37; überhaupt war alles noch ziemlich in seiner Ursprünglichkeit — und jetzt?

Die nach der Elbe sich stark senkende Hauptstraße brachte uns an die Fähre nach dem gegenüberliegenden Dorfe Loschwitz, dem Ziele unserer Wanderung. Das breite, hübsch geformte Fahrzeug, auf welchem sich auch ein Wagen mit Kühen befand, bot mit seinem rührigen Führer, der sein Pfeifchen schmauchte, mancherlei Unterhaltung, sodaß ich unwillkürlich an Richters Bild die Überfahrt am Schreckenstein denken mußte. Der Blick auf das Wasser mit seinen wechselreichen Ufern war überraschend; doch im Vollgenuß spürte ich das Anstoßen der Fähre, das Zeichen, daß die kurze Strecke schon zurückgelegt war.

Kleinig ging den wundervollen „Bergweg“, fast an dem alten Kirchlein vorbei, hinauf durch die Weinberge nach Kogschens Besitztum, dem höchsten Punkte von Loschwitz, da er mit Bestimmtheit annahm, daß das ihm bekannte Zimmer noch zu haben sei. Zu unserem großen Bedauern war das aber nicht der Fall; Dorst und Zeh hatten es Tags zuvor für sich gemietet. Es gefiel mir gleich gar gut da oben, obschon die Natur noch recht zurück war. Der alte Winzer, ein prächtiger Charakterkopf, gerade beschäftigt, Reben einzusenken, sprach so verständig und nett mit uns, daß es einem ganz wohl ward, und als mich nun Kleinig ihm und seiner Frau, die eben aus der Türe getreten war, gar als Rheinländer vorstellte, da war die Freude groß, und die beiden Alten hatten

¹⁾ J. G. N., geb. 17. April 1741 in Blasewitz, gest. 23. Oktober 1801 in Dresden.

viel zu reden, wobei natürlich obenan das Lob des Rheinweins stand, welchem ihr „Gewächs des Weinstocks“, das doch auch nicht zu verachten sei, freilich nachstehe. Wie waren sie aber erstaunt, als ich ihnen sagte, daß ich von den drei Dingen, die zu lieben so hochgepriesen werden: Wein, Weib und Gesang bis jetzt nur das letzte, den Gesang, zu würdigen verstünde, mir aber besonders der Wein entbehrlich schiene, und daß ich deshalb gewiß auch ihren Loßwitzer Wein vorzüglich finden würde. Als wir gingen, forderten sie mich auf, wenn ich in Loßwitz wohne, sie doch manchmal auf ihrem Berge zu besuchen; sie hätten mich jetzt schon gern, weil ich nicht auf ihren Wein schimpfe.

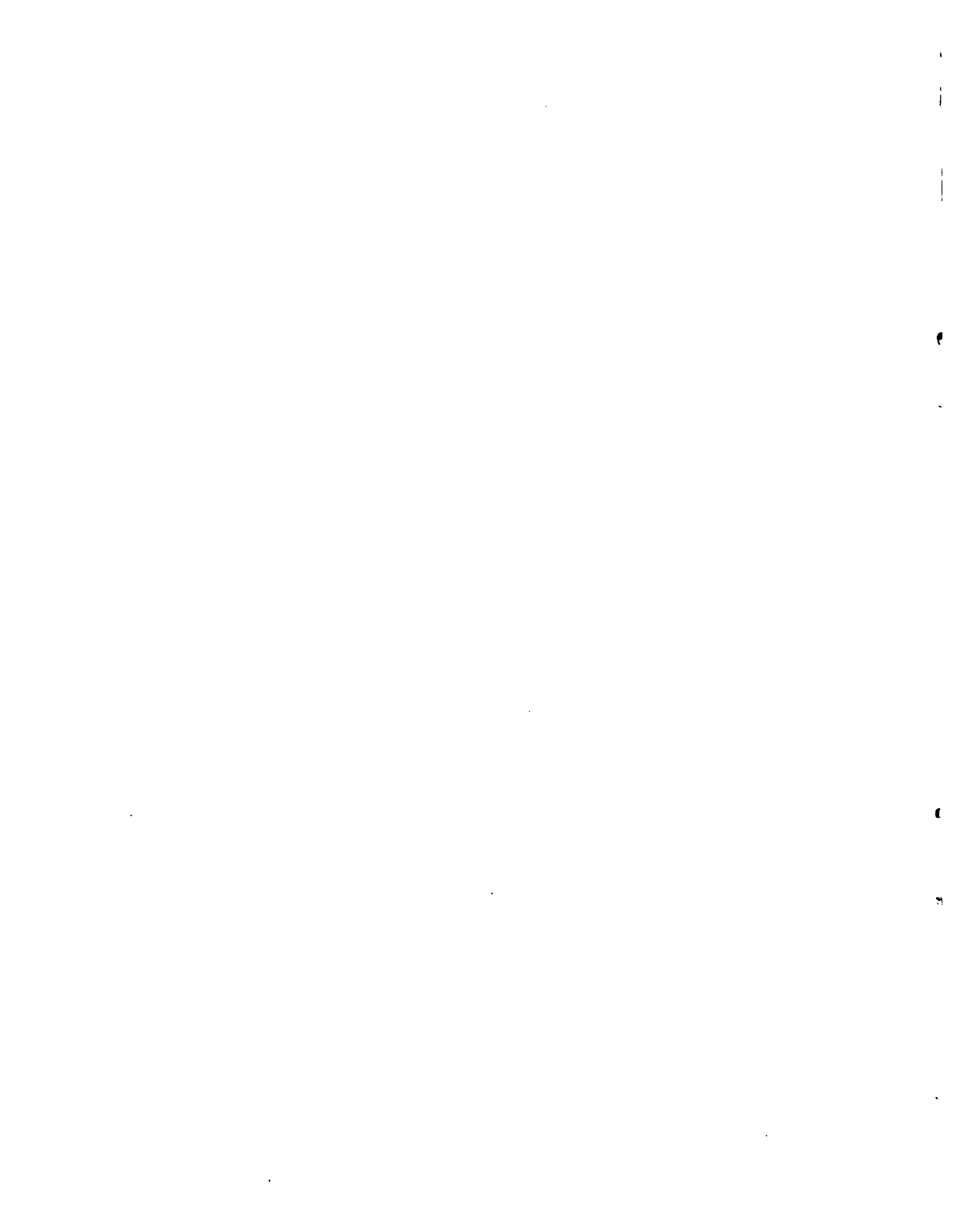
Den Berg hinunter gingen wir an dem tief vor Koxschens Berg gelegenen Born vorbei und wieder hinauf an Sperlings und Reichels Weinberg entlang, in welchem ersterem Herr Professor Richter den Sommer über wohnte. Durch das anhaltende Gehen müde und hungrig geworden, war es mir sehr willkommen, als mich Kleinig zur Einkehr am Strande bei Demnitz aufforderte, und so betrat ich denn auch das Lokal, welches später für mich so erinnerungsreich wurde.

Um nicht wieder denselben Weg zurückzugehen, wählte mein Begleiter das rechte Ufer, die Weinberge entlang, wo eben unter anderen Bauten das Albrechtschloß, die großartige Besitzung des Prinzen Albrecht von Preußen, entstand, und weiter an der „bretternen Saloppe“ und dem Lintschens Bade vorbei. Es dunkelte bereits, als wir uns der Stadt näherten. Diese war schon erleuchtet und spiegelte sich mit ihrer herrlichen Brücke in dem unter derselben hinflutenden Strome.

Am anderen Morgen bemerkte ich gleich beim Eintritt ins Aelier, daß Durst und Jäh von dem Zweck unseres Ganges nach Loßwitz Kunde gewonnen hatten; sie boten mir aber aufs entgegenkommendste an, mit ihnen dort den Aufenthalt zu teilen, was ich mit Vergnügen annahm. So war



Kogschens Berg in Koschwitz.



ich geborgen und hatte an dem Orte, wo es mir gleich so ausnehmend gut gefallen, ein idyllisches Plätzchen gefunden.

Mit dem lieben Zeh, zu welchem ich mich besonders hingezogen fühlte — Richter nannte ihn „eine zarte, bescheidene und edle Natur“ —, unternahm ich öfters gegen Abend einen erfrischenden Gang, am liebsten über die immer schöne Terrasse. Hier war Professor Rietschels¹⁾ Atelier, die Stätte seines Wirkens, an demselben Platz, wo seit 1876 sein Denkmal, von seinem Schüler Johannes Schilling²⁾ steht. Des Meisters Atelier zu besuchen, war den jungen Künstlern zu bestimmten Stunden gestattet, und so gingen auch wir beide, nachdem wir uns an dem unvergleichlichen Blick auf die Elbe erfreut hatten, in des großen Bildners Werkstätte, in welcher wir ihn an einem seiner schönsten Werke, der Holbein-Statue für das neue Museum, arbeiten sahen. Rietschel ließ sich keineswegs dadurch in seiner Arbeit stören; ein förmlicher Gruß von Seiten der Besuchenden, der von ihm in derselben Weise erwidert wurde, genügte, um sich alles, vorzüglich die Lutherbüste für die Walhalla (1831), seine Pietas (1846), die Lessingstatue (1849) und das Relief: Amor, den Panther reizend (1850), in Ruhe betrachten zu können, wobei man denn natürlich auch Stellung zu gewinnen suchte, um den gefeierten Meister selbst unbemerkt zu beobachten und sein Bild in sich aufzunehmen. In dem befriedigenden Bewußtsein, auch diesen großen Künstler schaffend gesehen zu haben, verließen wir mit stummem Dank diese kleine geweihte Stätte.

Auch Schnorrs Schüleratelier, ebenfalls auf der Terrasse gelegen, wurde besucht, in dem ich seine Schüler Kirchbach³⁾ und Zumppe⁴⁾ vorübergehend kennen lernte. Zumppe zeichnete

¹⁾ Ernst R., geb. 15. Dezember 1804 in Pulsnitz, gest. 21. Februar 1861 in Dresden.

²⁾ Professor J. Sch., geb. 23. Juni 1828 in Mittweida in Sachsen.

³⁾ Ernst Sigismund K., geb. 23. April 1831 in Meißen, gest. 16. August 1876 in Strießen bei Dresden.

⁴⁾ Johannes Z., geb. 1819 in Dresden, gest. 5. Dezember 1864 ebenda.

an seinem großen Karton, die Christenverfolgung, einer Arbeit, die ihm viel Anerkennung brachte. Was aber den Beschauenden besonders überraschte und ihm sofort in das Auge fallen mußte, war die mächtigwirkende Kolossalbüste Beethovens von Haehnel¹⁾, in gelblichem Sandstein ausgeführt, durch dessen Farbe an das Original in Ton erinnernd. Der Kopf allein gefiel mir viel besser als die das Jahr vorher in Bonn gesehene in der Gewandung höchst auffallende Statue des großen Dondichters.

Noch waren einige nötige Besuche zu machen, der eine bei dem schon erwähnten Münzgraveur Krüger und der andere bei Kupferstecher Steinla, an welchen ich bei meinem Fortgehen von Frankfurt von seinem Freunde, dem alten, lieben Inspektor Passavant²⁾, eine warme Empfehlung und Grüße bekommen hatte.

Am einem Sonntag Morgen suchte ich die Herren auf; beide traf ich in ihre Arbeit vertieft, was mich nicht angenehm berührte, obschon ich es von meinem Vater gewohnt war, der zur „Erholung“ leider auch die Sonntage zu seinen künstlerischen Arbeiten benutzte.

Herrn Professor Moritz Steinlas³⁾ Wohnung, welche ich in der Waisenhausstraße zu suchen hatte, erkannte ich an einem außergewöhnlich hohen Atelierfenster, durch welches ich sogar die Kupferplattblende wahrnahm. Hier wohnte der Meister der Holbeinschen Madonna, eines der vorzüglichsten Werke des Grabstichels, voll Wahrheit und Leben und von hohem malerischen Reiz, welches ihm 1841 die große goldene Medaille der Pariser Akademie erwarb.

Vor solchen Meistern treten zu dürfen, war gewiß nichts Geringes; nun aber in diesem Manne eine vom Schöpfer be-

¹⁾ Ernst H., geb. 9. März 1811 in Dresden, gest. 22. Mai 1891 ebenda.

²⁾ Joh. David P., geb. 18. September 1787 in Frankfurt a. M., gest. 12. August 1861 ebenda.

³⁾ M. St., eigentlich Müller, geb. 21. August 1791 in Steinla bei Hildesheim, gest. 21. September 1858 in Dresden.

sonders bevorzugte Schönheit zu sehen, wirkte gewaltig auf mich, und ich wußte nicht, was ich an ihm am meisten bewundern sollte: ob die herrlich große, majestätische Gestalt, das schöne Haupt, dem in jeder Linie das höchste Ebenmaß verliehen war, umwallt von blendend weißem, langem Haar, die Liebenswürdigkeit, mit der er mich aufnahm, oder sein eminentes Können!

Lange durfte ich bei dem sehr anziehenden Manne bleiben; er zeigte mir seine neueste Arbeit, die Rafaelsche Madonna mit dem Fisch, deren Zeichnung er 1852 nach dem Original in Madrid ausgeführt hatte. Es war sein letztes Werk.

Der alleinstehende Herr lebte, nach allem zu schließen, in glänzenden Verhältnissen. Auf's freundlichste lud er mich ein, mit ihm im großen Garten zu Mittag zu speisen. Um sich vor dem Essen noch tüchtig zu ergehen, besuche er täglich dieses entfernt liegende Etablissement. Man fände da einen vorzüglich zubereiteten Fisch, sein Lieblingsgericht. Ich mußte seine Einladung dankend ablehnen, obschon es mich interessiert hätte, ihn während dieser Mahlzeit, bei welcher ihm große Sachkenntnis zugeschrieben wurde, zu beobachten. Er soll es vorzüglich verstanden haben, beim Zerlegen des Fisches das Skelett ganz zu erhalten, wovon, wie mir von zuverlässiger Seite gesagt wurde, in benannter Restauration einige Exemplare als Beweis seiner Geschicklichkeit eingerahmt seien. Auch ziere sein Bildnis zur Erinnerung an den langjährigen, gern gesehenen Stammgast das Speisezimmer.

Nun gings zum Letzten, der aber in der Folgezeit für mich der Erste wurde; denn von allen Genannten hat außer Professor Richter zu jener Zeit keiner auf mein, ich darf wohl sagen idyllisches, poestereiches Leben so eingewirkt wie der liebe alle „Herr Münzgraveur“, so zu seiner Freude von Jung und Alt begrüßt und angeredet.

In der königlichen Münze hinter der Frauenkirche war die Wohnung des königl. sächsischen Hof-Münzmedailleurs

Reinhard Krüger¹⁾, der in diesem Amt seinem Vater nachgefolgt war und dasselbe noch in voller Rüstigkeit versah.

An der Türe seines Ateliers anklopfend, hörte ich ein deutliches, kurzes Herein! und sah alsbald vom Rücken ein kleines Männchen auf hochgeschraubtem Stuhl an seinem Arbeitstisch. Die zusammengekauerte Gestalt hob sich gegen das helle Fenster dunkel ab; doch erkannte ich in seinem Anzug eine Art Bergmannskutte und als Kopfbedeckung eine Blechhaube, die er, wie ich später erfuhr, zur Dämpfung des Lichtes bei der Arbeit trug.

Als ich den Alten, welcher bei meinem Eintritt ruhig fortarbeitete, begrüßte, vernahm er sofort aus meiner Stimme, wer ich sei; denn er fiel mir, als ich noch meinen Namen nennen wollte, ins Wort und sagte: „Habe schon von meinem Bruder gehört, daß Sie da sind; Sie haben ja ganz das Organ vom Vater,“ und dabei stieg er von seinem hohen Sitz herab, schüttelte mir herzlich die Hand und hieß mich „scheene willkommen!“ Welch ein Unterschied in Gestalt und Wesen zwischen den beiden Brüdern.

Da stand denn das merkwürdige Männchen mit seinen scharfgeschnittenen Zügen inmitten seines mit Kuriositäten aller Art gezierten Arbeitszimmers vor mir, seine ganze Freundlichkeit entfaltend; immer lachend und sich die Hände reibend, fing er mit etwas schneidender Stimme an von der Zeit zu erzählen, da mein lieber Vater (1819) auf der Galerie seine Zeichnung nach Cimignanos „heiliger Familie“ gefertigt, daß er hier in diesem Hause der königl. Münze bei seinen Eltern gewohnt und seine „selige“ Mutter vorzüglich porträtiert habe, und daß ihn alle wegen seiner Herzensgüte gerne gehabt hätten. Oft seien sie mit ihm auf der Eltern Weinberg nach Loschwitz gewandert, den ich jetzt auch bald sehen müsse.

¹⁾ Karl R. K., geb. 20. März 1794 in Dresden, gest. 20. Februar 1879 im 85. Jahr ebenda.

Der liebe Alte war sehr aufgeräumt und schilderte mit Lebendigkeit den Abschied meines Vaters von Dresden. Es habe sich die ganze junge Künstlerschaft auf der Terrasse versammelt, um von da ihrem Nicolaus Hoff das Geleit zu geben. Die große Schar sei, das begeisternde Burschenlied „Wo Kraft und Mut in deutschen Herzen flammen,“ anstimmend, über die Terrasse und durch den großen Garten gezogen, vornher der Hamburger Maler Flor¹⁾ mit der Guitarre; auch seine (Hoffs) spätere Reisegefährten auf der Römerfahrt, Kupferstecher Stölzel²⁾ und die Maler Hennig³⁾ und Müller⁴⁾ seien dabei gewesen; alle hätten den lieben scheidenden Freund, der sie so oft mit seinem schönen Lautenspiel und Gesang erfreut, bis nach dem zwei Stunden entfernten Weesenstein begleitet woselbst noch ein solenner Abschiedschmaus gehalten worden sei.

Mein Vater wanderte damals über Teplitz, Karlsbad, Eger, Regensburg und Ulm nach Stuttgart zurück.

Die Nachrichten aus der Heimat waren durchgehends erfreulich; jedesmal war es ein beglückendes Gefühl für mich, wenn mir der gelb uniformierte höfliche Briefträger einen Boten mit der von Vaters Hand wundervoll geschriebenen Adresse brachte.

Der ersehnte Wonnemonat war gekommen. Ich rüstete mich für den Umzug nach Koschwitz.

Mein Bruder Jean, der längere Zeit in Wien als Mechaniker gearbeitet hatte, kam nach Dresden und zog in mein friedliches Heim. Wir verlebten manche schöne Stunde, manchen schönen Tag mit einander! Singt ja doch David im 143. Psalm: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen!

¹⁾ Ferdinand, geb. 22. Januar 1793 in Hamburg, gest. 5. April 1881 in Rom.

²⁾ Christian Ernst St., geb. 10. Februar 1792 in Dresden, gest. 4. April 1887 ebenda.

³⁾ Gustav H., geb. 14. Juni 1798 in Dresden, gest. 15. Januar 1869 in Leipzig.

⁴⁾ M., Historienmaler aus Danzig.



Loſchwiß.

Was ruft der Finken heller Schlag?
 Was lockt der Sonnenschein?
 O seht, die Erd' hat Feiertag,
 Es zieht der Frühling ein;
 Die Lüfte wehn so frisch einher,
 Es grünt und blüht das Land,
 Als ob die Welt gekommen wär'
 Erst heut aus Gottes Hand.¹⁾

In solch freudig bewegter Stimmung jubelte mein Herz, als ich an einem wundervollen Maientag meinen Einzug in Loschwitz hielt. An dem altertümlichen Fährhause vorbei, durch die kleine Gasse ins Dorf gekommen, wurde mir ganz wonnig zu Mute: alles stand im reichsten Blüten Schmuck, die reizenden Hütten und Häuschen mit ihren moosbedeckten Strohh- und Schindeldächern guckten so freundlich im Sonnenschein aus dem frischen, glänzenden Grün und einer Fülle duftender Syringenbüsche hervor. Ich ging die sich schlängelnde Grundstraße „immer weiter und immer dem Bache nach.“ Es war eine Lust so zu wandern, fast mit jedem Schritt ein neuer Eindruck. „Und immer heller rauschte und immer heller der Bach!“ Und — „eine Mühle seh' ich blinken aus den Erlen heraus, durch Rauschen und Singen bricht Rädergebraus; ei, willkommen, ei, willkommen, süßer Mühlengesang!“ Da lag sie vor mir, Loschwitz' einzig prächtige Schneidemühle, die erste der Art, die ich sah. Ich stand vor Bewunderung still. War es das auffallend Unregelmäßige an den Linien der Mühle selbst, was mich fesselte? war es die Farbenpracht, welche

¹⁾ Das Lied von Rektor Georg Lang, die frische Musik von Ludwig Ostreich, beide früher Lehrer an der Musterschule in Frankfurt a. M.

die vom Wasser gebräunten nassen, alten Mauern und Holzwände belebte? oder war es die das Ganze umgebende frühlingslandschaft mit dem regen Getreibe des Wassers und der Menschen und deren Rührigkeit an der Säge, die mit rastlosem Eifer Brett auf Brett vor mir fallen ließ, daß ich unwillkürlich an Kerners „Wanderer in der Sägemühle“ denken mußte? Ich weiß es nicht! Eins aber weiß ich, daß ich mich auf die Zeit, wo ich diesen für mich entdeckten Fund als Studie zeichnen würde, herzlich freute.

Ich ging denselben Weg wieder zurück bis an die Stelle, wo ein dunkler Steig ins Gehölz, den eigentlichen Glanzpunkt von Loschwitz, den „einsamen, kleinen Ziegengrund mit seinen Abhängen und den schönen Buchengruppen“ führte. Diesen wählte ich, schlenderte, ohne die Richtung zu kennen, über den mit Blumen besäten Grund — zur Rechten den aufsteigenden hohen Wald, links den lustigplätschernden Mühlbach und über mir die blaue Luft, vom Gesumme der Bienen belebt, — bis zum Ausgang des Waldes, an dessen Saum ich mich, um dieses paradiesische Stückchen Gotteserde recht zu genießen, auf einem Hügel in dem Schatten eines laubenartig gewachsenen Holunderstrauches niederließ, mein Schalmei zur Hand nahm und fröhlich meine Weisen in dieser Einsamkeit erschallen ließ, sodaß meine harmlose Freude, die schließlich ganz in Blasen aufging, fast kein Ende finden konnte¹⁾.

Die Sonne stand schon hoch, als ich daran dachte, meine Träumereien in dieser beseligenden Stille zu beschließen und meinen Spaziergang — denn das war er in Wahrheit — fortzusetzen. Das Tal verlassend, bestieg ich die Anhöhe nach dem „oberen Zaunweg des Ziegengrundes“. Es war ein herrlicher Anblick, den eben durchwanderten prächtigen Wald

¹⁾ Diese Waldecke mit der großen, ihre knorrigen Wurzeln in den Weg hineinstreckenden Buche und dem dicht an ihr hinaufgewachsenen schlanken Stämmchen, sodaß das vereinte Laub eine Krone bildete, hat uns Richter in einer seiner vorzüglichsten Radierungen „Schlaflied“ erhalten.

von hier in seiner ganzen Lage und Ausdehnung bis zu dem tief unten liegenden Loschwitz, das sich um den Fuß des Berges hinzog, zu übersehen. Hier und da stieg aus einer Hütte durch die Lichtungen des jungen Grüns leichter blauer Rauch empor. Hinter dem kleinen Burgberg mit seinem freundlichen, blaßroten, schloßartigen Bau „die weitgedehnte Fläche mit dem sie in mancher Krümme durchlaufenden breiten Strom“ und der fernen Residenz, sodaß ich mich auch hier zu einem ausgiebigen Halt niederließ und blieb, bis drunten im Dorfe die Glocken zum Mittag läuteten.

Die kurze Strecke, welche ich nun noch zurückzulegen hatte, führte mich durch einen majestätischen Kiefernwald, in dessen nächster Nähe fast beim Eingang in stiller Einsamkeit ein umfangreicher Weinberg lag. Über der Mauer sah man im Schatten mächtig großer Akazien- und Nußbäume ein uraltes Häuschen und einen steinernen Ziehbrunnen. Dieser Teil, an eine Einfiedelei erinnernd, mutete mich mächtig an, und ich konnte nicht vorbei, ohne auch hier, selbst auf die Gefahr hin, von dem Bewohner überrascht zu werden, diesem durch einige Melodien meine Freude über sein friedliches Heim auszudrücken. Und so blies ich drauf los, daß es lieblich anzuhören war, und es dauerte gar nicht lange, so ertönte auch schon der Beifallsruf: „Ganz prächtig!“ und über die Mauer sah das freundliche Gesicht eines alten Männchens, in welchem ich sofort Herrn Münzgraveur Krüger erkannte. Es war sein Weinberg. Ich eilte, um ihn zu begrüßen, über den sandigen Waldweg dem grünen Eingangspfortchen zu, aus welchem auch schon der kleine Bewohner heraustrat, auf mich zukam und seine große Freude über die ihm eben bereitete Überraschung aussprach. Der gute Alte besah und betastete meine Schalmel, wiederholte mit dem ihm eigenen Lachen den mir vorhin gezollten Beifall: „Ganz prächtig!“ und bat mich, ihn noch oft so zu erfreuen. Er lud mich zu baldigem Besuche ein, und so schieden wir. Ich sah dem beweglichen Alten noch lange nach,

als er, um zu Demnitz zum Mittagstisch zu gehen, den Berg hinunterstieg. Den Mann hatte ich mir gewiß auf unschuldige Weise gewonnen; wir blieben immer gute Freunde!

Durch diese Begegnung recht aufgeräumt, ging ich, meinen Hut noch mit dem am Waldrande stehenden Ginster und Farnkraut schmückend, meinem nahen Ziele zu. Der Kiefernwald stieß hinten, nur durch den Rain getrennt, auf Kogschens Grundstück, und so näherte ich mich denn unserer idyllisch gelegenen Hütte, willens in sie einzutreten. In dem Augenblick hörte ich laut rufen: „Holla! Hoff! Hierher!“ schaute mich um und sah meine beiden Kollegen Dorst und Zeh, fast versteckt in der über und über mit blühendem Gaisblatt umrankten Laube sitzen, grade im Begriff, ihr einfaches Mittagmahl zu verzehren. Sie luden mich ein, ihr Gast zu sein, was ich mit Dank annahm; denn ich war von meiner mehrstündigen Wanderung recht hungrig. Ich erzählte ihnen von den Eindrücken, welche ich hier in Dorf und Wald gewonnen, und vergaß dabei auch nicht des unserm originellen Nachbarn von mir gebrachten Ständchens.

Es war ein trauliches Plauderstündchen von uns Dreien, die wir nun hier oben bis zum Herbst zusammen aushalten wollten und angewiesen waren, uns mit Rat und Tat gegenseitig beizustehen und zu fördern; wir waren uns mit einemmal näher getreten.

Nachdem ich meine wenigen Habseligkeiten in unserem Zimmer abgelegt, begrüßte ich unsere Wirtsleute; ich fand sie beim Essen. Während unserer Unterhaltung ließen sie sich ungestört den Hirsebrei, ihre gewohnte werktägliche Mahlzeit, schmecken. Diese anspruchslosen Menschen konnten für jeden, der wollte, eine gute Lehre sein. Hier wurde es einem so warm zu Mute wie bei den lebensvollen Darstellungen zu Hebels „Habermuß“ von Schwind und Richter. Durch die tiefe Nische des mit blühendem Rosengeranium dicht umwachsenen Fensterchens fielen die Sonnenstrahlen in das saubere,

niedere Stübchen mit seinem bis fast an die Decke reichenden Kachelofen, um welchen die bequeme Ofenbank lief, zu behaglichem Ausruhen einladend, dazu hatte der Wanduhr lautes Tic Tac etwas gar heimisches.

Porst und Zeh hatten sich schon eingerichtet und auch meiner Ruhestätte ihren Platz angewiesen. Es waren drei Räume, die wir innehatten; der Eingang war von dem Garten aus. Von den beiden Kammern hatte Porst die eine — es war eigentlich die Küche, wenigstens sprach der Herd dafür — für sich genommen, was ihm auch als dem Ältesten, der überdies an mehr Bequemlichkeit als wir beide gewöhnt war, zukam. In dem rechts gegenüberliegenden, fast dunkeln, engen und äußerst primitiven Kämmerchen, durch einen schmalen Gang, der in unser Wohnzimmer führte, getrennt, hausten enträchtigt Zeh und ich, nur manchmal durch das dumpfe Gebrüll der unter uns stehenden Kuh im Schlummer gestört. Bald lernte ich ihre Laute täuschend nachahmen und brachte damit manchmal unseren Kreis herzlich zum Lachen.

Unser sehr helles, geräumiges Wohn- und Arbeitszimmer hatte an Ausstattung nur fünf Gegenstände aufzuweisen, wovon der schön geformte, buntglasierte Kachelofen die Hauptzierde war; dann stand inmitten des Zimmers ein großer, vierbeiniger, fester, alter Tisch und darum drei Stühle, daß immer einer von uns, wenn Besuch kam, stehen mußte.

Ich selbst war mit meinen Einrichtungen rasch fertig. „Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand, hab' sie umschlungen mit einem grünen Band.“

„Ich öffnete das Fenster. O Gott, wie herrlich! Ich sah hinaus in die schöne Gegend, in die helle Mailandschaft, in die weite Welt! Unsere stille Hütte lag neben der Königin Weinberg. Über dem Elbspiegel, der vom Fuße des Berges heraufglänzte, eröffnete sich das weite Elbtal und die Aussicht von den Meißener Höhen im Westen bis zu den fernen böhmischen Bergen im Süden, über den zur Stadt führenden

Weg mit den grünen Wiesen und goldwogigen Rapsfeldern und den dunklen Kiefernwald von Blasewitz. Am Fuße unseres Berges sah man zwischen Büschen und Bäumen den kleinen Kirchhof von Loschwitz.“

Zu der Wohnung unserer Wirtsleute, die im unteren Geschos lag, gelangte man durch ein interessantes Höfchen. Geradeaus der tiefe, dunkle Kuhstall, welcher über dem Eingang die Hausnummer 2 trug; rechts die Haustüre, deren oberer Teil tagsüber der frischen Luft wegen zurückgeschlagen war, daneben ein kleines Guckfenster, von welchem aus man den Berg übersehen konnte; die ganze linke Seite, eine nach hinten aufsteigende Mauer, beherrschte Ami, des Hauses treuer Wächter. Vor seinem Stall, der in der Mauer angebracht war, lag er an einer langen Kette, deren Ende, mit einem Ring versehen, über eine Stange lief, sodaß er mit Leichtigkeit frei nach allen Richtungen hin herumspringen und jedem Unbekannten oder ihm Mißliebigen, zu welchen ich mich später zählen mußte, den Eintritt wehren konnte.

Von hier aus führte ein abschüssiger Weg in dem Schatten dichtstehender Obstbäume gleich einem Laubengang zu der Quelle. Ein köstliches Plätzchen, mit hohem Weiden-gesträuch umgeben, an dessen Mauerwerk der wilde Hopfen und die Waldrebe hinaufkletterten, dazwischen unzählige rote und weiße Heckenrosen. Da mußten wir unseren Trunk und sonstigen Bedarf an Wasser selbst holen und taten dies auch nie ungern, denn es war ein schöner Aufenthalt da drunten; gerne weilten wir in der feuchten, angenehmen Kühle, ruhend an der mit dem üppigsten Gras und Blumen umwachsenen Brunnenkammer, aus welcher sich das überfließende Wasser durch eine Rinne den weiten, steinigen, sonnigen Weg zwischen Weinbergmauern ins Tal suchte.

Ich machte mich gleich den ersten Abend daran, den Wasserträger zu spielen. Meine Kameraden waren hinunter zu Demnitz gegangen; ich verzehrte mein frugales Mahl —

Brod und Milch konnte man haben —, trieb mich dann noch auf dem Weinberg herum, besah mir alles recht eingehend, holte meine Laute und meine Schalmel, setzte mich auf den blumigen Grashügel vor unserer Türe und sang unter anderm mein Lieblingslied „Die Befehrte“ von Goethe:

Bei dem Glanz der Abendröte
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So la la! la ralla!

und flötete hinaus in die ferne, Weise an Weise reihend. Ich war so recht von Herzen froh und blies noch, als der lange Zeh und der kleine Dorst, die meinen Tönen gelauscht, im Mondenschein den Berg heraufkamen.

Am anderen Morgen beschloffen wir, in corpore Herrn Professor Richter unseren Besuch zu machen. Er wohnte in nächster Nähe, nur den Berg hinunter, an der Quelle vorbei und dann etwa ebensohoch wieder hinauf; dann war man an dem einstöckigen Häuschen in Sperlings Weinberg, in welchem der einfache Mann rechts vom Eingang eine Stube innehatte, um ungestört arbeiten zu können. Zu Mittag ging er zu seiner Familie, die den Sommer über auch in Loschwitz wohnte; den Abend verbrachte er meist mit den Seinen, die kamen um den Vater abzuholen, auf dem gemüthlichen Platz unter den Außbäumen vor seiner „Bergklaufe“, dann gingen sie gemeinsam ins Dorf hinunter.

Wir sahen im Vorbeigehen den Meister arbeitend am Fenster sitzen, und auch er hatte uns bemerkt; er schien uns zu erwarten und begrüßte uns so lieb, so gut, und meinte, daß für uns dieser Aufenthalt bei ernstestem Fleiß von rechtem Nutzen werden könne. Wir sollten ja nicht versäumen, ihm recht oft unsere Arbeiten zu bringen; auch er wollte zuweilen zu uns hinüberkommen, um sich zu überzeugen, wie wir lebten, und was wir trieben, und zu mir gewandt bemerkte er, ich

solle mit Detailstudien anfangen, daran fehle es ja nicht auf Kozschens Berg. Mit Freuden zeigte er auf unseren Wunsch hin seine jüngst entstandenen Illustrationen; sie waren zu Scherers deutschen Volksliedern bestimmt und stellten u. a. Heimliche Liebe, Abschied, Prinz Eugen vor Belgrad und der Jäger aus Kurpfalz dar. Schon auf die Holzstöcke übertragen, sahen sie bei dem liebevollen Verständnis, mit welchem sie auf die weißgrundierte Fläche gebracht waren, gar unvergleichlich aus; kein Wunder, daß an solch verlockende Aufzeichnungen die Holzschneider mit Lust Hand anlegten.

Wie erstaunt war ich aber, als der Meister bei unserem Fortgehen noch die Frage stellte, wer gestern Abend auf Kozschens Berg so schön flöte geblasen habe, es sei ja ganz reizend anzuhören gewesen. Als ich nun von den anderen als der Urtäter genannt wurde, da zeigte das liebe Gesicht des guten Mannes über diese meine Leistung die größte Befriedigung. Er erzählte uns lächelnd, daß er in seiner Jugend die flöte gespielt, weil Musik zum guten Ton gehörte, dann aber das Blasen aus Gesundheitsrücksichten wieder hätte aufgeben müssen.

Ja, mein Instrumentchen hatte für gar viele eine gewaltige Anziehungskraft und war meine und anderer große Freude. Wie oft, wenn ich mein Abendlied blies, trieben mich von des Meisters Berg tönende, nicht mißzuverstehende Beifallsbezeugungen, mehr zu spielen, und besonders wenn ich wußte, es waren Freunde zu ihm gekommen, dann war ich erst recht aufgelegt. So begegnete ich einmal auf einem Abendspaziergang, es dunkelte schon, einer ganzen Anzahl Herren, die hintereinander den schmalen Weg durch die Weinberge vom Tal heraufstiegen, vornher eine große, schlanke Gestalt, in welcher ich sofort Herrn Direktor Schnorr erkannte, dann Professor Rietschel und Professor Peschel; die anderen waren mir fremd. Mein Wunsch unbemerkt an ihnen vorüberzukommen wurde mir erfüllt. Ich sah dem Zuge nach, um mich zu überzeugen, ob die Herren unseren Meister in seiner Ein-



Krügers „Weinberggrundstück“ in Eschwig.



samkeit besuchte und es war so, denn ich konnte alsbald die gegenseitige Begrüßung vernehmen. Da kam mir der Einfall, zur Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft beizutragen, ich ging einen Umweg einschlagend auf unseren Berg zurück und legte nun so recht los. Ich blies nicht umsonst! Diese meine Gabe war gleichsam die Fürsprecherin bei meinem Lehrer für mein noch mangelhaftes Können.

Ich erinnere mich noch sehr wohl meiner ersten Naturstudie, einer Weinranke, ganz fleißig mit Bleistift und Bister ausgeführt. Doch was soll ich von diesem Zeug sprechen? Ist's mir doch am liebsten, wenn ich nicht einmal daran denke, solchen Druck fühlte ich von Anfang an bei meiner Arbeit. Ich wußte eben noch gar nicht, wo mein eigentliches Ziel lag, und niemand war da, der mich gerade jetzt, wo es so nötig gewesen wäre, darauf hingewiesen hätte. Bei Herrn Professor Richter war ich in der Absicht eingetreten, mich zum Landschaftsmaler auszubilden, und wurde nun von ihm natürlicherweise auch zu den betreffenden Studien angehalten; doch das wollte bei mir gar nicht anshlagen, und wenn ich durch das schöne Dorf mit seinen anziehenden malerischen Baulichkeiten ging, an welchen in niegesehener Pracht der Holunder mit seinen schneeweißen, duftenden Doldenblüten stand, da war mirs immer, als müßte ich diese zum Gegenstand wählen, und es ging mir durchs Herz, und ich wurde so mutlos wie in meinen schlimmsten Frankfurter Tagen. Es war mir rein unmöglich, etwas zu zeichnen, woran wohl meine Auge und Herz große Freude empfand, wofür mir aber das rechte Verständnis mangelte; und nun dieses gar zu meinem Studium zu machen, davor hatte ich die größte Abneigung. Und so trieb ich mich im Geheimen in Loshwitz herum und zeichnete für mich nach Herzenslust die schönen Motive; dem Meister brachte ich die mir gegebenen Aufgaben, die Detail-, Blüten-, Pflanzen- und Baumstudien. Hätte ich dem einsichtsvollen Manne meine „Stoßseufzer“ gezeigt, das wäre besser gewesen; denn als er es

später merkte, wies er mich auf mein eigentliches Feld, die Architekturmalerei, hin.

Zum Glück erlaubte meine damals so recht überströmende Fröhlichkeit solche Stimmung nicht lange, denn ich fühlte mich, waren die Kummerstunden vorbei, zum wenigsten eben so glücklich wie Eichendorffs Taugenichts; war mir doch der eine Wunsch, von früh auf der höchste, in reichstem Maße erfüllt: ich konnte frei herumerschweifen — und das geschah allerdings sehr oft in ausgiebigster Weise. Wer nicht singen kann: „Ich möchte zieh'n in die Welt hinaus, hinaus in die weite Welt,“ wer solches Schwelgen in der Einsamkeit, wie man sie da oben hatte, oder Ähnliches nicht kennt: der hat überhaupt in seiner Jugendzeit vergessen, in Gottes Natur selig zu sein. Und nun bei solchem Empfinden am Waldesrand im hohen Haidekraut zu liegen, in die weite Ferne zu träumen und „der zum Himmel aufjauchzenden Lerche bewundernd nachzuschauen,“ was war das eine Seligkeit! In solcher Verfassung war ich Landschaftler.

Auf jedermann mußte unser Heim einen friedlichen Eindruck machen; selten war jemand zu sehen, höchstens dann und wann der gute Alte in seiner mit einem mächtigen Schirm versehenen weißen Kappe, wenn er von dem Berg, wo er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit seinem stattlichen Sohn August schaffte, mühsam an seinem Stock — er hatte ein steifes Bein — in die Hütte ging, um nach dem Mittagmahle zu sehen.

Der Berg brachte außer den für den Unterhalt gezogenen „Erdäpfeln“ noch gar vielerlei. Einen großen Teil nahm der Weinbau ein, und zwischen den in langen Reihen gezogenen Weinstöcken standen herrliche Erdbeeren, die erste Ernte im Jahr, welche die Leute erzielten; später kamen in Hülle und Fülle die roten und schwarzen Kirschen, dann die Gurken, welche auch in den weiten Gängen zwischen den Weinstöcken sich ausbreiteten, eine Hauptliebhaberei der Sachsen. So reihte sich ein Segen an den anderen, bis die Zwetschen und Trauben,

welche die beste Einnahme brachten, den Schluß bildeten. Alles dies wurde von der wackeren Frau Kogsch, wenn der Marktschaz sehr reichlich ausgefallen war, mit Hilfe ihres Sohnes in aller Frühe auf dem Rücken in den schöngeformten Tragkörben den weiten, beschwerlichen Weg auf den Neustädter Markt gebracht, von wo sie nachmittags stets zufrieden zurückkehrten. Das Hündlein zeigte ihr Kommen durch freudiges Springen und Bellen an, und das war auch zugleich das Zeichen für die im Berg Arbeitenden, daß es Essenszeit war. Die Tochter kam dann auch vom Dorf herauf; sie trug durch Nähen zum allgemeinen Verdienst bei. Und so gesellte sich täglich die Familie und verzehrte dankbar das ihr Beschiedene. Niemals hörte man von ihnen ein Wort der Klage.

Den ersten Sonntagmorgen brachte ich auf unserem Berge allein zu, was so recht nach meinem Wunsche war; Porst und Zeh waren in die Stadt gegangen. Schon in aller Frühe ertönte von fern und nah das Geläute von den Kirchtürmen, sodaß es mir in solch ungewohnter, feierlicher Stille gar wunderbar zu Mute ward. Ich war friedlich gestimmt und verlangte nach keiner anderen Erbauung als der, welche mir Gottes Natur predigte; doch freute ich mich, als ich die brave Wirtin in ihrem sächsischen Sonntagsstaat, wovon mir besonders der hohe tutenförmige Kopfsuß und das schöne bunte Umschlagtuch auffielen, das Gesangbuch in der Hand, mit Sohn und Tochter hinunter in die kleine Dorfkirche gehen sah. Der alte Kogsch hütete sein Eigentum, hantierte hier und da herum und bereitete das bessere Sonntagessen.

Ich war „allein auf weiter Flur“ und lauschte dem Pirol, der seine Lockstimme „hio“ und „bühlo“ in dem nahen Laubwald hören ließ. Das klang so seltsam und doch so schön, daß ich, es war das erstemal, daß ich ihn hörte, den lieben Sänger in seinem glänzend goldgelben Gefieder gar gern einmal gesehen hätte; doch wurde mir diese Freude, so sehr ich mich auch bemühte ihn zu entdecken, nicht zu Teil. Man sieht

ihn, da er scheu ist, sehr selten. Dann ergözten mich zwei junge Rehe, die bis auf unseren Berg kamen; die am Walde prangende weißblühende Hirse hatte sie angezogen, und da sie dieselbe schmackhaft fanden, wurde ihr Besuch recht ausgedehnt. Mir gewährte das freilich Freude, und ich spürte keine Lust, die niedlichen Tierchen zu verscheuchen; den Besitzern aber waren die Eindringlinge lästig, und doch konnten sie kaum etwas dagegen thun. Denn fangen oder schießen durften sie das Wild nicht, es war königliches Eigentum.

Am Nachmittag kam mein Bruder, er wollte sich einmal mein Asyl ansehen und dann mit mir zum Herrn Münzgraveur gehen, den einmal zu besuchen mich verlangte. Auf der Höhe unseres Berges links sah man bald die hellgetünchte Mauer von Krügers Weinberg zwischen den Kiefernstämmen schimmern. Die kleine grüne Pforte mit dem runden Loch zum Durchlangen war von innen nur durch einen Holzriegel, den jeder Bekannte zurückschieben durfte, geschlossen, und so traten wir ein und fanden den „Einsiedler“ in seinem Häuschen Siesta haltend. Das ihm jüngst von mir gebrachte Ständchen war ihm noch in lebhafter Erinnerung, das merkte man an der Aufnahme. Er hieß uns willkommen und wurde, nachdem wir in dem winzigen Stübchen Platz gefunden, sehr gesprächig, holte uns von seinem selbstangesezten Zwetschenschnaps und selbstgekelterten vorjährigen Wein und fragte, nachdem wir davon „gekostet“, in einem Ton, aus welchem man schließen konnte, daß er selbst ihn sehr gut fände und wir ihn ja nicht tadeln sollten: „Nun, wie schmeckt Ihnen mein Wein?“ Natürlich lobten wir ihn und konnten es auch, denn er schmeckte uns wirklich vorzüglich, wenn auch vielleicht die Erfrischung selbst, denn es war sehr warm, das ihrige dazu beitrug. Das freute den Alten, und er erzählte uns mit ordentlicher Erregung, wie er auch einmal Kleinig davon aufgewartet, und wie dieser ihm, nachdem er erst tüchtig zugesprochen, auf seine Frage, wie er ihm schmecke, gesagt habe: „Nun, Herr Münz-

graveur, man muß Gott für alles dankbar sein!“ Das habe ihn so geärgert, daß er ganz verstimmt geworden sei und sich vorgenommen habe, „Kleinigen“ seinen Wein nicht mehr kosten zu lassen! Und dabei stellte er sich vor uns hin, als hätte er Kleinig in Person vor sich.

Der den Brüdern Krüger gehörende Weinberg wurde von dem Graveur außer den schweren Arbeiten, wozu er sich Tagelöhner oder seinen Nachbar Felsner nahm, ganz allein bestellt. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, zog er hinaus nach Koschwitz, um bis tief in den Herbst auszuhalten, wo er in dem Häuschen, welches das Wenige enthielt, was er bedurfte, wirtschaftete: das war sein Glück! Zuweilen kam auch der ältere Bruder, der Kupferstecher. Beide waren Junggesellen und verschönten sich durch gegenseitige Liebe ihre Tage.

Mein Leben „da droben auf jenem Berge“ richtete ich ungewöhnlich sparsam ein. Nur selten ging ich am Mittag hinunter ins Wirtshaus, einmal auf Anraten des Herrn Münzgraveurs, der, als ich ihm an seinem Berg begegnete, gerade von dort heraufkam und mir die „ausgezeichneten Gleser“ (Klöße) die es heute bei Demnitzern gäbe, pries und noch dazu bemerkte: „Gehen Sie aber ja balde hinunter, sonst kennen Sie am Ende gar keine nische mehr kriegen.“ Am Abend war ich nur einmal auf Wunsch meiner Freunde mit in die Schenke gegangen. Da saß denn auch unser Meister mit Professor Peschel, „Münzkrüger“ und den Honoratioren von Koschwitz in dem gemütlichen Wirtsgarten beim Windlicht. Dazwischen dröhnte das Kegelspiel.

Den ganzen Sommer über besorgte ich meine einfache Mahlzeit selbst. Abends griff man mit Freuden nach dem herrlich mundenden Butterbrod, und so lange die damals so reichlich ausgefallene Kirschenzeit währte, stieg man auf seinen für 15 Groschen gemieteten Kirschbaum, aß nach Herzenslust, und ich blies dann zum Schluß oben sitzend aus Dankbarkeit den Vögeln gleich auf meinem Flageolet noch ein Abendlied.

Das waren idyllische Stunden, die ich mit meinem lieben Zeh verbrachte. In der ganzen Zeit hatte ich bei meiner anspruchslosen Lebensweise niemals über mein körperliches Befinden zu klagen; ich war ein kerngesunder Mensch.

Sogar des Nachts trieb es mich zuweilen, wenn der Mond hell in unser Kämmerlein schien, hinaus auf den Berg, alles wollte ich genießen:

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Da ging ich denn herum, Ami schlug an, der alte Kogsch lugte nach dem Nachtwandler; doch als mich beide erkannten, wieder alles stille, „nur Feld und Baum besprachen sich.“

Die schattige Gaisblattlaube war der Platz, an dem wir des Mittags unser Mahl, gequellte Erdäpfel, Butterbrod und Kaffee verzehrten; denn auch Zeh und Porst blieben oft da, und dann ging es recht fidel her, sodaß unsere Wirtsleute ihre Freude an unserem Zusammenleben hatten. Einmal bekamen wir sogar ganz unerwartet einen Gast, welcher mich schon beim Kommen, als er den steilen Berg von unserem Born her heraufstieg, interessierte. Auf der Höhe angelangt, blieb er eine Zeitlang, um sich erst an unserem Beisammensein zu ergötzen, stehen, trat dann näher und sagte mit besonderem Ausdruck in seiner norddeutschen klaren Aussprache: „Nein, wie es den Kerlen schmeckt! Das ist ja eine Lust zuzusehen, und man möchte mit einhauen!“ (Es war Gärtner¹⁾), einer der tüchtigsten Richterschen Schüler, mir seinem Namen und Wert nach schon durch Bräuer bekannt. Er war uns sehr willkommen, und auf unsere Einladung, unser Mahl nicht verschmähen zu wollen, ging er sofort gern ein; ja er nahm unsere Aufforderung, die Nacht bei uns zuzubringen, mit Vergnügen an,

¹⁾ Heinrich G., geb. 22. Februar 1828 in Neu-Strelitz, lebt in Leipzig.

und so verging der Nachmittag höchst angenehm, und mir, dem damals alles ziemlich schnell imponierte, kam es auf unserer Höhe vor, als befänden wir uns im Olymp. Beim Fortgehen lud mich Gärtner ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen, was ich auch in Bälde that.

Nicht allzufrühe zogen wir morgens aus, und es war gewiß drollig anzusehen, wenn wir mit unseren oft schon aufgespannten großen, weißen Schirmen und sonstigem nötigen und unnötigen Gepäck den Berg hinaufstiegen. Jeder hatte sich einen Beinamen erobert: Zeh, wegen seiner unendlichen Länge Ritter Don Quixote, ging in einem kurzen Rock und Kanonentiefeln; ihm zur Seite schritt sein Knappe Sancho Pansa, der kleine, korpulente Porst, seine Staffelei schleppend; er meinte sie wegen der großen Studien, die er male, nötig zu haben, doch waren dieselben kaum größer als ein Quartblatt; ich hatte durch mein fortwährendes Singen und Flöten und die äußere Erscheinung — den großen Bart und den breitrandigen, stets mit Blumen geschmückten Strohhut, über dem grünleinenen Staubfittel die Wandertasche — den Namen „Waldmensch“ erhalten.

Am Walde trennten wir uns gewöhnlich, jeder sein Plätzchen, wo er hoffte ungestört arbeiten zu können, aufsuchend. Mit Vorliebe schlug ich die Richtung rechts ein, aufs Geratewohl den überall mit blitzendem Ginstern gezierten Kiefernwald durchwandernd, welcher sich bis ins Thal nach dem romantischen Eulengrund zog. Da setzte ich mich auf einen felsblock und zeichnete in dieser halben Wildnis mit wirklichem Interesse die herrlichen mit Epheu umschlungenen Stämme der Riesentannen und deren knorriges Wurzelwerk, von dem über bemoostes Gestein stürzenden Waldbach bespült. Hier weilte ich am liebsten und habe da manche wohlige Stunde verbracht, und ging es mit der Arbeit nicht so wie ich gewünscht, nun, dann griff ich nach meiner Sackpfeife, und die hellen Klänge des Instrumentchens durchtönten die Luft. Es war so einsam, daß ich mich, wenn in den Kiefernwipfeln ein

leises Rauschen begann, ein Buntspecht anfang zu arbeiten oder ein Eichhorn oder eine Eidechse vorbeihuschte, fast ängstlich umfah, und richtig traf es sich einmal, daß ich zu meinem nicht geringen Schrecken den Herrn Professor mit Zeh an einen Baum gelehnt auf der Höhe stehen sah. „Wir hören Ihrem Blasen schon lange zu; ich glaubte Sie bei der Arbeit zu überraschen, und nun überraschen Sie mich! Sie erinnern ja an Schwinds Dudelsackpfeifer.“ Nun verlangte er meine Arbeit zu sehen, und da er dieselbe, wie gewöhnlich, unbefriedigend fand, forderte er mich auf, mit ihm ins Dorf zu gehen, um mir ein Motiv nach seiner Wahl zu bestimmen, dieses müsse ich aber auch durchführen, bis er damit zufrieden sei. Ich ging, wenn auch nicht wie der beherzte Flötenspieler in Becksteins Märchenbuch, dem gestrengen Herrn Professor folgend den Grund hinab nach der Schneidemühle zu, sodaß ich dachte, er wähle vielleicht diese für mich. Doch dem war nicht so, sondern wir machten auf dem Wege nach dem weißen Hirsch vor einem allerdings sehr schönen aber für mich zum Zeichnen durchaus nicht entsprechenden Motiv Halt: Es war eine große blumige Wiese mit einem Bach, an dessen Rand eine alte, fast abgestorbene Weide stand. Nun, ich machte meine Aufgabe so gut ich konnte. Sela! Ein andermal nahm mich der Professor in den schönsten Teil des Ziegengrundes mit, zeichnete mir auf ein Blatt die Partie, welche ich machen sollte, vor, sodaß ein Mißverständnis unmöglich schien, und verlangte, daß ich anderen Tags so lange an dieser Arbeit bleibe, bis er mir nachzusehen komme. Es war der Weg, den ich bei meinem Einzug in Loschwitz so glücklich durchwandert hatte. Ich ging also am anderen Morgen zeitig hin, nahm mir einen Imbiß mit, arbeitete nach Kräften und blieb über Mittag bis abends sitzen. Die Sonne war fast am Untergehen, und noch war mein Lehrer nicht erschienen. Da hörte ich vom „Zaunweg des oberen Ziegengrundes“ her Tritte und Stimmen, und nach der Richtung spähend, erblickte ich

durch die Lichtung der Stämme die Herren Professoren Richter und Peschel, die mich erst bemerkten, als sie um die Waldecke bogen. Noch ein wenig von mir entfernt, „da hört er die Worte sie sagen“: „Na, da sitzt ja noch Einer!“ Und so kommen die beiden Unzertrennlichen heran, grüßen, und mein Herr Professor setzt sich, bezieht meine Arbeit und sagt: „Das ist ja ganz uninteressant, was Sie da machen!“ Da erwiderte ich: „Sie haben mir ja die Partie, die ich machen sollte, gestern selbst aufgezeichnet, hier ist noch Ihr Entwurf, und haben gesagt, ich solle so lange daran bleiben, bis Sie zum Nachsehen kämen, und so sitze ich seit heute früh hier und warte auf Sie. Ich wußte mir nicht mehr zu helfen, und besser als dies ist, kann ich es jetzt noch nicht machen.“ — „Nun, das thut mir leid; da haben Sie mich eben nicht verstanden,“ erhob sich, gab mir meine Mappe und ging sich verabschiedend mit Professor Peschel dem Dorfe zu. Dennoch war auch diesmal der Meister in vollem Recht. „Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen hatte ich keine Sprache.“ (Goethe.)

Es kamen auch recht kalte und anhaltend unangenehme Regentage, wo wir gerne zu Hause blieben und froh waren, daß wir es uns durch Einheizen in unserem schönen Kachelofen behaglich machen konnten. Porst malte an seiner Staffelei, Jöh und ich zeichneten am Tisch, der stets durch mich mit einem Strauß aus Feld und Wald geschmückt war. Auch betrachteten und besprachen wir die von uns gemachten Studien. Von Porst sah ich niemals eine Zeichnung; er zog Pinsel und Palette vor, leistete aber darin, auch was die Zeichnung anbelangte, schon gar Tüchtiges. Er war sehr fleißig. Von den mancherlei Oelstudien, welche er gefertigt, interessierte mich vor allen unsere nach der Natur gemalte Hütte. Ich war erstaunt über die Auffassung und die Wiedergabe des Farbenreichtums in sonniger Beleuchtung, wobei doch die Genauigkeit jedes einzelnen Teiles nicht unberücksichtigt ge-

blieben war. Die Stroh- und Schindeldächer und jedes einzelne alte Fach- und Sparrenwerk an Dach und Wänden des Hauses und der dazwischen liegenden Fensterchen mit ihren roten Läden, wie waren sie reizend durchgeführt, und auch die landschaftliche Umgebung war nicht vernachlässigt; denn prächtig war die über die angrenzende Mauer von der Königin Weinberg in die wolkige Luft ragende edle Kastanie, welche mich an mein heimatliches Cronberg erinnerte. Mein Urteil über Porst stand, seit ich diese Arbeit gesehen, fest, und ich wünschte nur, dasselbe zu können. Umgekehrt war es bei Jeh, von dem sah ich merkwürdigerweise niemals eine nach der Natur gemalte Oelstudie; damit hielt er Porst gegenüber geheim, denn er wußte, daß der es besser verstand; aber Zeichnungen konnte man sehen, daß es eine Freude war, und mit welchem Fleiß benutzte auch er seine Zeit! Ich besitze eine von ihm mit außerordentlicher Feinheit nach der Natur gefertigte Federzeichnung: ein Blick auf Koschwitz mit dem Ziegenrunde, damals entstanden und mir von dem lieben Freunde bei meinem Fortgehen zur Erinnerung an unser Zusammensein gegeben. Es ist mir ein liebes Andenken an den trefflichen Menschen, umsomehr als ich ihm bei der Arbeit zusah und ihn um seine Begabung beneidete. Jeh zeichnete mit Vorliebe nach Richterschen Holzschnitten. Er that dies, um sich einen scharfen und sicheren Strich anzueignen, mit der Feder und machte alles korrekt und in Richterscher Empfindung. Eine Hauptarbeit war die Kopie nach dem ausgezeichneten Gaberschen¹⁾ Holzschnitt: „Der Schäfer puzte sich zum Tanz“ aus Beschauliches und Erbauliches. Mir waren damals diese Sachen unseres Lehrers noch ganz neu, und ich konnte mich daran kaum sattsehen, man möchte sagen, immer ein Blatt schöner als das andere.

¹⁾ August G., Schwiegerohn von Ludwig Richter, geb. 14. November 1823 zu Köpperning in Schlessen, gest. 6. September 1895 in Berlin.

Un solch einem Regentag bekam einmal unser Herr Professor den klassischen Einfall, uns zu überraschen. Seine Absicht erreichte er vollständig; denn er traf das ganze, volle Nest. Schon auf dem Wege zu uns — er ging durch Kokschen's Küche und kam die zu unseren Räumen führende kleine Treppe herauf — erkannten wir des Meisters Stimme an seiner an den Alten gerichteten Frage: „Sind die drei Maler oben?“ Und er trat ein. „Schönen guten Morgen!“ Man las auf seinem Gesicht, wie er sich über diesen gelungenen Feldzugsplan freute; er lachte laut und sagte: „Das ist ja schön, da habe ich Sie ja einmal alle beisammen. Heute haben Sie mich wohl kaum erwartet.“ Wer von uns hätte aber auch daran gedacht, daß bei solchem „Hundewetter“ unser Lehrer kommen würde? Doch der Besuch galt ja auch durchaus nicht uns, sondern unseren Arbeiten, und nun half nichts, wir mußten mit allem, was mir gemacht hatten, herausrücken. Jeder war natürlich für sich besorgt, keiner hatte nötig, sich aus der Beklemmung des anderen etwas zu machen, die eigene war gerade groß genug.

Einiges hatte ich vorzuzeigen und konnte es auch wagen; dennoch war es nicht nach des Meisters Wunsch und Willen. Außer einem vom Sturm mit der Wurzel umgerissenen alten Kirschbaum mit vielem großen Geäste, welchen wir drei jeder ohne des anderen Wissen gezeichnet, und an dem von mir besonders die Umgebung gut gemacht war, hatte ich in zwei sehr ausgeführten Ansichten die urgemütliche Stube unserer Wirtsleute dargestellt, wobei ich mir sogar erlaubt hatte, der Lebendigkeit halber ganz leicht Aquarellfarben zu benutzen. Ich weiß noch mit Bestimmtheit, daß der Meister so gut wie nichts über meine Arbeiten sagte, und es wäre geradezu zum Verzweifeln gewesen, hätte mir Dorst nicht schon vorher seine ehrliche Freude über diese Arbeiten ausgesprochen. Sie waren nicht schlecht; aber unseres Meisters Auge sah anders als die unseren. Wir waren alle drei herzlich froh, als unser ver-

ehrter Herr Nachbar wieder fort war, besonders da er durchaus nicht, wie er gekommen, lachend ging.

In meiner Not ging ich ins Dorf hinunter zu Kleinig und teilte ihm meine Stimmung über den von unserem Lehrer eben gehaltenen Besuch und meine Studie im Ziegenrunde mit. Er beruhigte mich, so gut das anging, und versicherte mir, er habe auch in all den Jahren viel und Schwereres durchzumachen gehabt, und erzählte mir als Beispiel seine Leidensgeschichte, als er angefangen habe zu malen: „Ich hatte keine Ahnung, auf welche Weise man die Oelfarben auf die Palette bringt. Anstatt die Blasen aufzustechen, um die Farben herauszudrücken, kratzte ich sorgfältig den Lack oben ab, band sie auf und legte sie auseinander. Was für ein Gelächter es hervorrief, als ich so mit meinen Malutensilien kam, können Sie sich wohl denken. Ich mußte mich zu der entsetzlichen Arbeit entschließen, alle die Blasen wieder zuzubinden, wobei die Farben beim Zuziehen nur so herausquitschten, daß ich mir die Hände schrecklich zuriichtete. Da fand denn natürlich die Heiterkeit kein Ende, und alles dies hatte mir doch einer meiner Mitschüler, um sich und den anderen einen Spaß zu bereiten, geraten. Bei Beginn meiner ersten Malübung erging es mir ähnlich: Der Professor hatte mit mir die Aufgabe besprochen und mich darauf aufmerksam gemacht, Luft und Ferne ja recht schön blau zu halten. Da habe ich gemeint, man müsse von dem reinen Kobalt nehmen, und habe diesen auf die Leinwand gestrichen. Das wurde denn allerdings blau genug und war neue Veranlassung zum Spott. Ich hatte es wahrlich nicht leicht, und Sie können, wenn es nicht noch schlimmer kommt, ganz zufrieden sein.“ Als er mir auf meinen Wunsch seine Studien zeigte, sprach ich ihm meine volle Anerkennung aus, und er freute sich, daß ihm einmal, wenn auch aus dem Munde eines Unmündigen, aufrichtiger Beifall gezollt wurde. Ich habe damals gar schöne Sachen von ihm gesehen, besonders aus Bauzen und Königstein, und glaube,

daß, wenn sie mir heute wieder vorgelegt würden, ich mein Urtheil nicht wesentlich zu ändern brauchte. Es ist auch natürlich, daß Kleinig, der damals schon über zehn Jahre in der Richterschen Schule war, selbst bei nicht hervorragender Begabung, etwas gelernt haben mußte.

Nach allen diesen für mich wahrlich nicht leichten Stunden verlangte mich gar nicht mehr, meine Arbeiten unserem Lehrer zu zeigen, und ich wünschte sehnlichst, daß er mich mit seinen Besuchen eine zeitlang verschone; doch dieser Wunsch wurde mir nicht erfüllt, denn schon nach wenigen Tagen, als ich mit Zeh beim Frühstück saß, trat mit liebenswürdiger Freundlichkeit der Herr Professor in unsere Laube, und nach kurzer Unterhaltung, wobei er jedoch kein Wort von unseren Arbeiten sagte, brachte er den eigentlichen Grund seines so frühen Kommens vor: er lud uns alle zum Mittagessen ein, auch Kleinig würden wir treffen. Diese Ueberraschung war für mich mit nicht geringem Schrecken verbunden, denn ich hatte gar keinen besseren Anzug nach Loschwitz mitgenommen, und noch nach Dresden zu gehen um mich umzukleiden, war keine Zeit mehr, auch hatte ich es übernommen Porst aufzusuchen. Nun ging es, um mich für das mir noch ganz fremde Haus in möglichsten Wicks zu setzen, an ein gründliches Putzen meines ehemals schwarzen, jetzt rothschillernden Sammetrockes. Doch er blieb unverändert, und ich schwankte schon, ob ich hinunter gehn sollte, so schämte ich mich neben den anderen, die flott ausfahen; doch als es Mittag läutete, dachte ich, daß es mir ja wohl nicht so wie den Geladenen im Evangelium ergehen werde, und entschloß mich eines Besseren. Im Dorf wohnte der Professor gleich am Anfang des „Bergwegs“ in einem hübschen Bauernhause, woselbst in der dicht an der Straße unter Akazien stehenden Laube der gastliche Tisch schon gedeckt war. Bald kam Frau Professor Richter¹⁾ mit ihren beiden

¹⁾ Frau Auguste R. geb. Freudenberg, geb. 5. Mai 1804 in Dresden, gest. 4. August 1864 in Loschwitz.

jüngsten Töchtern, Helene¹⁾ und Elisabeth²⁾), und nachdem wir kurz vorgestellt waren und vom Hausvater das Tischgebet gesprochen, wurde Platz genommen.

Die kleine freundliche Frau Professor — ich sah sie an jenem Mittag das erstemal — war gegen uns junge Leute die Güte selbst, und der sehr angenehme Eindruck, welchen ich damals von ihr gewonnen, ist mir stets geblieben. Mir zur Rechten saß Fräulein Helene, jetzige Frau Kretschmar, ein anmutiges, schönes Mädchen, mit welchem ich aus Schüchternheit nicht mehr zu sprechen wagte, als die beim Herumreichen üblichen Redensarten. Weshalb ich mich aber am meisten genierte neben meiner netten Nachbarin zu sitzen, war, daß ich einen solch schädigen Rock anhatte, zumal aus ihm auch noch zu meinem Aerger meine nicht mehr prima aussehenden Manschetten immer wieder hervorrutschten. Vergebens suchte ich sie unter die Rockärmel zu schieben. Durch diese meine Ueberheit machte ich die Sache nur noch schlimmer, sodaß ich schließlich doch noch auf den an der königlichen Tafel ohne hochzeitliches Kleid Erschienenen herauskam; denn gleich ihm verstummte auch ich. Eine zweite recht unangenehme Verlegenheit war, daß ich die das Mahl eröffnende Bierkaltischeale kaum hinunterzubringen vermochte, und ich kam, als das meine Nachbarin merkte und ihren Vater auf meine Versuchsarbeit aufmerksam machte, in eine erst recht widerwärtige Lage, denn nun war ich der ganzen Tischgesellschaft eine ergötzliche Unterhaltung. Trotz der Aufforderung mich nicht zum Essen dieses mir gewiß fremden Gerichtes zu zwingen, hielt ich es doch für meine Pflicht, der gütigen Wirte Gastfreundschaft nicht so zu lohnen, und aß, allerdings mit sichtlichlicher Ueberwindung, die mir vorgesezte Bierkaltischeale, nach dem Schriftwort: „Esset, was euch wird vorgetragen“, bis auf die Hefen. Es war, diese drei Fatalitäten abgerechnet, ein schöner Mittag, und der Herr

¹⁾ Frau Helene Kretschmar, geb. Richter, geb. 14. Juni 1837 in Dresden.

²⁾ E. K., geb. 1. Oktober 1840 in Dresden.

Professor ein ganz anderer Mann in seinem Hause; der gestrenge Lehrer war nicht zu erkennen. Er führte auf höchst anziehende Weise die Hauptunterhaltung, dabei jedem seiner Gäste Aufmerksamkeit erzeigend, und dankend schieden wir von der lieben Familie.

Wiederholt veranlaßte mich der Aufenthalt hervorragender Persönlichkeiten in Dresden, hin zu eilen: Peter von Cornelius¹⁾, der auf seiner Reise nach Italien über Dresden kam, wo er in der Stadt Rom Quartier nahm, wurde von der gesamten Künstlerschaft ein Fackelzug gebracht. Den großen Meister bekamen wir, mein Onkel und ich, nur aus der Ferne zu sehen; aber wir waren doch bei der hehren Feier und lauschten dem Gesang, und der nicht endenwollende Jubel, welcher unter der großen Schar der begeisterten Künstler herrschte, machte einen erhebenden Eindruck. Mein guter Onkel war sichtlich ergriffen von der Erinnerung an seine in München unter diesem gewaltigen Mann verlebten Jahre, wo er den größten aller deutschen Maler des vorigen Jahrhunderts seinen Lehrer nennen durfte.

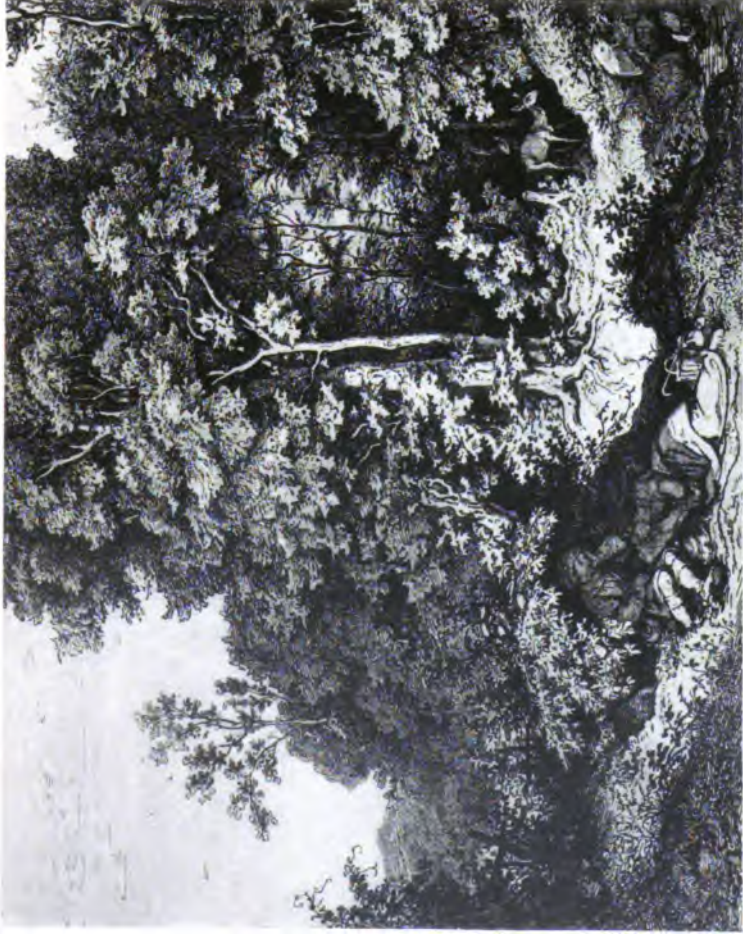
Eine andere Künstlergröße, die damals durch Dresden kam, war kein Geringerer als Moriz von Schwind²⁾, der wegen seiner Fresken auf der Wartburg das Geschäftliche abschließen wollte. Durch unseren Lehrer veranlaßt, gingen wir drei in die Galerie, die Schwind unter Schnorrs Führung zu besichtigen wünschte. Alles, was Dresden besonders an angehenden Künstlern aufzuzählen hatte, war gekommen; jeder wollte den gefeierten Meister des „Ritter Curt“ von Angesicht sehen. Bald kamen denn auch die beiden Herren mit einer ganzen Suite, meist Professoren. Es war wirklich komisch anzusehen, wie Schwind, an Gestalt klein und korpulent, mit dem auffallend

¹⁾ Ritter P. v. C., geb. 23. September 1783 in Düsseldorf, gest. 6. März 1867 in Berlin.

²⁾ M. v. Sch., geb. 21. Januar 1804 in Wien, gest. 8. Februar 1871 in München.

starken Schnurrbart, dem sehr geröteten Gesicht und stark gebleichten Haar Arm in Arm mit dem nun erst recht groß erscheinenden, hageren, ernstern Direktor Schnorr äußerst aufgeräumt einhertritt. Der Augenblick ist mir besonders gegenwärtig, als ich die so verschiedenen Gestalten in den Saal der Niederländer treten sah und Schwind bei Betrachten des Bildes von Rembrandt, wo er das volle Glas erhebend sein junges Weib, die sich halb verschämt, halb neckisch umschaut, auf dem Schooße hält, — offenbar einen auf seine Art gesunden Witz machte. Alle, die folgten, und sogar sein würdiger Führer konnten sich des Lachens nicht erwehren.

Die jungen Akademiker hielten sich in gebührender Entfernung; doch die Herren rückten uns immer näher, und wir konnten nicht weiter retirieren. Schwind sah sich mit Lächeln den ganzen Haufen der meist noch recht grünen Kunstjünger an. Direktor Schnorr nannte ihm nun einige der Talentvolleren, die vorn standen, und überblickte dann die ganze ihm unterstellte Schar, als ob er noch einen suche, der würdig sei „zu nehmen Ehre“, und sein Auge fiel auf mich Unglücklichen. Er winkte mir und, obwohl ich ganz hinten stand, ich mußte hervorkommen. Schnorr klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Lieber Schwind, das ist der Sohn von unserem Hoff“, worauf dieser unter Lachen erwiderte: „Von Hoff, mit dem i in München z'sammen g'west bin? Dös kann ja gar nit megli sei, der war ja nie verheirat g'west.“ Darauf Schnorr, der wohl merkte, daß ich in Verlegenheit kam: „Nicht von Carl, von Nicolaus Hoff, dem Kupferstecher.“ „Ja, vom Stupferstecher, dös laß i mir g'fall'n, dös is scho eh'r megli, aber vom Carl Hoff, dös hätt' i Dir nie un nimmer glaubt.“ Ohne sich auch nur im geringsten zu entschuldigen, ließ er mich stehen, lachte über seinen Witz, die anderen lachten natürlich mit, und sagte nochmals so halbblaut vor sich hin: „Ja, vom Stupferstecher, dös is megli“ und ging weiter.



Aus dem Siegengrund in Loßwitz.

Vertical line on the right edge of the page.

Small mark at the bottom left corner.

Ich benutzte noch den Morgen, um den geplanten Besuch bei Gärtner zu machen, welcher in meiner nächsten Nähe in der Lillengasse wohnte. Er war nicht fort gewesen, um Schwind zu sehen; denn, meinte er, es sei ihm doch zu lächerlich, sich unter junge Akademiker zu mischen, und anders wäre ja doch keine Möglichkeit gewesen, den auch von ihm verehrten Meister zu sehen. „Ja,“ fuhr er fort, „als Cornelius da war und die Künstlerschaft ihm eine Ovation brachte, da habe auch ich mich mit Freuden beteiligt und sogar vor der Künstlerfahne her eine Fackel getragen.“

Gärtner malte an einem reizenden Oelbild, einem Motiv aus dem Plauenschen Grund: eine Schafherde geleitet von Frauen und Kindern zieht durch einen Bach. Die Zeichnung dazu in Sepia ausgeführt sah ich auch, und diese wie der sehr große, leicht gefärbte Karton zu seinem Nixengrottenbilde, wohl eine seiner bedeutendsten Kompositionen — die beiden, im Bann des Zauberkreises der Grotte zuschreitenden Gesellen, deren Hündlein Schutz suchend sich dicht zu ihnen hält, sind Gärtner und Wislicenus ¹⁾ —, gefielen mir so ausnehmend gut, daß er mir beide zum Kauf anbot. Doch wie konnte ich an solch gewagtes Unternehmen denken? Allein Gärtner ließ mich nicht so schnell los, er merkte, daß ich in der Stille angebissen hatte, und sagte in fast feierlichem Tone: „Ich habe gerade jetzt Geld nötig, und lasse Ihnen den Karton, die Sepiazeichnung und dieses kleine Aquarell, der Dorfgeiger nach Ludwig Richter, von dessen Schüler Schneider, noch dazu, wenn Sie es mir sofort bezahlen, zusammen für 1 Thaler; zahlen Sie aber erst morgen, dann müssen Sie sich schon zu 1 Thaler und 15 Groschen entschließen.“ Ich fühlte mich in dem Gedanken, daß für solchen Preis diese Schätze mein werden könnten, unendlich reich, lief sofort zu meinem allezeit dienst-

¹⁾ Professor Hermann W., Historienmaler, Schüler von Schnorr, geb. 20. September 1825 in Eisenach, gest. 25. April 1899 in Goslar.

willigen brüderlichen Banquier, entlieh mir den kleinen Betrag, brachte ihn zu Meister Gärtner und schleppte meine Rolle wie ein Krösus nach Hause, hängte den Karton auf, und die beiden anderen köstlichen Blätter wanderten in meine Mappe, wo sie mit der durch Freund Distor¹⁾ in meinen Besitz gelangten prächtigen Federzeichnung, Waldlandschaft von Leonhardi²⁾, den Anfang meiner Sammlung von Arbeiten Richterscher Schüler bildeten. Noch jetzt gehören sie zu meinen liebsten Sachen, ja das Grottenbild mit seinem tiefen Waldesdunkel regt mich wie eine Beethovensche Symphonie an.

Am Sonntag, den 17. Juli, erwartete ich zeitig einen gar angenehmen Besuch: Onkel Carl und Bruder Jean beabsichtigten, mich in Loschwitz abzuholen, um dann gemeinsam nach dem eine gute Stunde entfernten Pillnitz zu gehen. Ich hatte in unserer Laube alles möglichst nett gemacht, um meinen Gästen zu zeigen, wie willkommen sie mir seien. Ermüdet kamen die beiden lieben Menschen den Berg herauf, sich nach Ruhe und Erquickung sehnend, die sie denn auch bei mir fanden. Nachdem behaglich gefrühstückt war, rüsteten wir uns für unseren Kirchgang: hinunter durch den königlichen Weinberg, über Wachwitz und Hosterwitz (wo Weber seinen Oberon komponirt hat) und eine Strecke aufwärts den Elbstrom entlang nach Pillnitz, wo unseres Onkels Freund, Pastor Zehme, den Sommer über in der königlichen Schloßkapelle predigte. Diesen ernstern Mann sollten wir einmal hören, und es war in der That ein feierlicher Gottesdienst. Nach demselben verkehrten die beiden Freunde noch eine Weile zusammen, dann gingen wir durch die herrlichen Waldungen des Liebethaler Grundes nach der einsam gelegenen wirklichen alten Lochemühle, wo wir ausgiebig weilten, langten auf Umwegen gegen Abend wieder auf meinem Berge an und stiegen hinab zum

¹⁾ Hermann P., geb. 25. Oktober 1833 in Neustrelitz.

²⁾ Professor Eduard L., geb. 19. Januar 1826 in Freiberg (Sachsen), lebt in Loschwitz.

Strom, wo die beiden in Gesellschaft des Bildhauers Hähnel und des Malers Brockmann nach Blasewitz überfuhren. Ein genussreicher Sonntag lag hinter mir, und ich sah ihn gleichsam als Vorfeier für meinen am 19. Juli zu begehenden Geburtstag an.

Fröhlich und wohlgenut ging ich an diesem Tage fast mit Sonnenaufgang, es war ein herrlicher Sommermorgen, meinen Lieblingsweg, die Elbe entlang der Stadt zu. An den alten Weinbergsmauern mit ihren in die Berge führenden Treppchen prangte zu Tausenden die zierliche, kleine blaue Glockenblume (Campanula), meine alljährliche Freude unter der Flora; aus ihnen band ich mir meinen Geburtstagsstrauß, und so geschmückt trat ich in unsere stille Gasse, wo ich das Haus noch geschlossen fand. Mein Bruder war über meine so frühe Ueberrumpelung nicht wenig erstaunt; doch freute er sich und entschloß sich, um einmal ungestört den ganzen Tag mit mir verbringen zu können, nicht in seine mechanische Werkstätte in der Ostraallee zu Meister Lindig zu gehen.

Der Gute suchte mir auf alle mögliche Weise Freude zu bereiten, und ich denke gern an den Tag zurück, denn bei all seiner mir erzeugten Liebe machte er sich auch noch Unkosten. Festlich gekleidet rückten wir aus, und nach einem ausgedehnten Spaziergang führte er mich zum zweiten Frühstück auf den Frauenplatz in eine Konditorei und ließ köstliche Chokolade und Kuchen auftragen. Um mir eine bleibende Erinnerung an den Tag zu geben, nahm er mich in die Arnoldsche Kunsthandlung in der Schloßgasse mit und stellte es mir frei, was ich mir von Richterschen Radierungen aussuchen wolle. Ich kannte außer den sechs Blatt Salzburger Ansichten und „Bajä“ nur die beiden Blätter Genovesa und Räbezahl und war daher nicht wenig erstaunt über die große Anzahl der uns vorgelegten Sachen. Die Wahl war für mich, nachdem ich alles durchgesehen, nicht schwer; ich entschied mich für die „Zehn Ansichten merkwürdiger Gegenden in Sachsen,“ 1839

entstanden. Heute noch, wenn ich nur den hellgrünen Umschlag dieses Heftes sehe, empfinde ich dieselbe Freude wie damals in dem Bewußtsein, was da drinnen für ein Reichthum an malerischer Architektur inmitten landschaftlicher Schönheit enthalten ist, belebt durch eine wahre Verschwendung reizender Figurengruppen. Mag auch von solchen, deren Auge dafür keine Empfänglichkeit besitzt, gesagt werden, die Blätter „entbehrten jeglicher Wirkung“: die Wirkung, die jenen verborgen ist, wird stets der mit feinem Sinn Begabte finden. Kann man etwas Deutscheres sehen als Luthers Linde in Ringethal, mit den über den Kirchhof zur Taufe Gehenden; oder Leisnig mit der weiten Flußlandschaft und den bei der Ernte beschäftigten Schnittern; oder den Eingang in das ehemalige Kloster Zelle mit der einziehenden Kuhherde?

Ich war überaus glücklich über diese Bereicherung meiner damals noch sehr bescheidenen Kunstsammlung und nicht weniger über die Art und Weise, wie ich sie bekam. Sie trägt die Aufschrift:

„Dem I. Fritz von Bruder Jean. Dresden, 19. Juli 1853.“

Der ganze Tag war reich an Güte und Liebe; die Eltern erfreuten mich durch Briefe, und in dem Hause Moritzstraße No. 5 wurden wir am Abend zu einem Spaziergang nach dem nicht fernem Plauen erwartet, wo ein ländliches Mahl herrlich mundete. Nach einem Gang durch den Grund an der Weißertitz hin und an dem Feldschlößchen vorbei kehrten wir spät nach Dresden zurück, und ich hatte alle Ursache für den mir von meinem Schöpfer und lieben Menschen so schön gestalteten 21. Geburtstag zu loben und zu danken, und mit den besten Vorsätzen nach dem bedeutungsvollen Ausspruch im 119. Psalm, welcher mir als Lesezeichen an diesem Tag von „Tante“ Wilhelmine gegeben worden, in mein neues Lebensjahr zu treten: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.“

Erste Liebe.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Goethe.

Als wir mit unserem Onkel eines Sonntagnachmittags eine kleine Wanderung die Elbe entlang nach dem Waldschlößchen machten, erzählte er uns von seiner Reise nach Hamburg im Sommer 1852, auf der er bei den Verwandten seiner Frau unvergeßliche Tage verlebt habe, und wie er sich freue, diese lieben Menschen in den bevorstehenden großen Ferien bei sich als Gäste zu beherbergen. Oft hatte ich das damals von ihm ausgeführte Bild der Familie seines Gastsfreundes Kapitain Wilkens mit wirklichem Wohlgefallen betrachtet, weniger um der gewiß schönen Arbeit willen als aus Interesse für die, welche es vorstellte. So lauschte ich denn auch sehr aufmerksam der Schilderung, die mein Onkel von seinen Verwandten entwarf, und sah mit nicht geringer Spannung dem Tage, an dem auch wir sie kennen lernen sollten, entgegen. Es war von dem sonst uns gegenüber so vorsichtigen Manne gerade nicht sehr klug, die mancherlei Vorzüge seiner Nichte Elisabeth Wilken, unter denen er auch ihr Klavierspiel hervorhob, bei uns des öfteren zu erwähnen und uns dabei die Aussicht zu eröffnen, daß dieser Besuch auch uns frohe Stunden bringen werde. Unser Onkel hielt auf das Ansehen seiner Verwandtschaft.

Samstag den 23. Juli sahen Hoff's abends um 6 Uhr dem Besuche der Schwestern und Nichte entgegen, und mich

drängte es, wenigstens von fern und hoffentlich unbemerkt aus dem dem Hause Nr. 5 gegenüberliegenden engen Badergäßchen hinauf nach den Fenstern der zweiten Etage zu schauen, um, sollte es möglich sein, jemand von den Angekommenen, und wäre es auch nur die Tochter, zu sehen. Diese meine kleine List behielt ich natürlich für mich.

Zu Sonntag den 24. Juli wurden wir zum Mittagstisch erwartet. Obgleich es mir nicht leicht wurde — denn meine Spannung war gar groß —, machte ich Bruder Jean den Vorschlag, anstandshalber im stillen zu danken und erst am Abend bei den Verwandten vorzusprechen. In unserer Siesta wurden wir durch vernehmliches Klopfen am Fenster gestört; wir wußten sofort, daß es unser Onkel war, da er sich stets dieses Vorrecht gestattete. Er fragte nach der Ursache unseres Nichtkommens und forderte uns auf, mit ihm zu gehen und den Nachmittag in seiner Familie zu verbringen; mich veranlaßte er noch, meine Flöte und Noten mitzunehmen, um mit seiner Nichte zu musizieren.

Es überkam mich, als ich mich dem mir doch sonst so traulichen Hause näherte, ein Gefühl des größten Ernstes, so daß mir meine Ahnung: diese Begegnung ist ein entscheidender Schritt in deinem Leben, fast zur Gewißheit wurde. Ganz gleiche Empfindung bewegte auch das Herz Elisabeths. Wie ich später aus ihrem Tagebuch ersah, mußte sie sich vor dem Eintritt in das Zimmer, wo wir Brüder schon weilten, erst im Gebet sammeln; es befahl auch sie ein Bangen und Zagen, uns zu sehen. Auf ihren dringenden Wunsch entfernte ich nach ihrem Tode alles, was sich auf uns bezog, aus ihren Aufzeichnungen, in denen sie gerade den Moment unserer ersten Begegnung so schön geschildert hatte. Ihre Worte würden diesem Teil rechte Weihe verleihen! — So muß ich nun meine Erinnerungen aus der schönsten Zeit meines Lebens allein erzählen.

An ihrer Mutter Hand trat das von Gott mir bestimmte Wesen mir entgegen: eine anmutende, schlanke Erscheinung in schlichtem schwarzseidenem Kleide, das liebe, freundliche Gesicht umgeben von reichen dunkeln Flechten; der Zauber der tiefen, seelenvollen Augen und der feine Mund, eben zum Gruß sich öffnend, welch unvergeßlicher erster Eindruck!

„Ich kenne nichts Rührenderes und Schöneres als die weibliche Verbeugung aus jener tiefen Achtung, mit der gute Mädchen ihre Liebe allein zu sagen wagen.“

Uns kamen die lieben Hamburger mit ungekünstelter Herzlichkeit entgegen und zogen uns unwiderstehlich mit in den Kreis hinein, und da Mutter Marie wünschte, daß wir ihrer Tochter Elisabeth näher treten sollten, so ließen wir alsbald mit freuden untereinander das trauliche Wörtchen Du sowohl wie auch die Anrede Vetter und Cousine walten. Das war nun freilich ein ausgiebiger Schritt zum vertraulichen Verkehr. Wir verstanden uns auffallend gut in rasch fortschreitendem Maße; allerdings trug auch die edle Musik ihr gutes Teil dazu bei.

Unser Repertoire war nicht umfangreich, bestand aber aus guten Sachen, und ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen der von uns gewiß nicht schlecht gespielten Elegie von Ernst, der F-Dur-Sonate für Klavier und Flöte, ursprünglich für Waldhorn geschrieben, von Beethoven, sowie seiner Adelaide; letztere mußte auf Verlangen unseres dankbaren Auditoriums oft wiederholt werden. Auch der vocale Teil unserer bescheidenen Hausmusik war nicht Nebensache und verschaffte mir insbesondere viel Anerkennung von der allzeit gütigen Mutter: Mozarts Zauberflöte, mir durch unseren sangeskundigen Vater von frühester Kindheit auf bekannt, übte ganz besonders ihren Zauber in Wort und Tönen; aus den beiden Bagarien sang ich jedesmal die für uns bedeutungsvolle Stelle: „O Isis und Osiris, schenket der Weisheit Geist dem neuen Paar!“ mit besonderem Ausdruck, was von zwei geneigten Ohren auch

grüßung. Man nahm die Plätze der Rangordnung nach ein. Es ging etwas eng her: die drei ältesten Schwestern hatten den Ehrensitz; Onkel mit seiner Elise, und zwischen beiden Elisabeth, die Hauptperson für mich, saß mir, der ich hinten auf dem lustigen Bedientensitz meinen Platz hatte, ganz absichtslos gegenüber. Nach der damaligen Mode trugen die vier älteren Damen reiche Köckchen an den Schläfen, was im fahren sehr ergötzlich aussah. Frohgestimmt fuhrn wir den abwechslungsreichen Weg über die Augustusbrücke durch die Neustadt hinaus ins freie, zu beiden Seiten goldwogige Kornfelder, nach dem in Weinbergen gelegenen Vergnügungsort in der Hoflösnitz. Die gemeinschaftliche Wanderung, die wir noch von der Stelle, wo unser Wagen hielt, bis zu dem hochgelegenen bastelartigen Garten, dem „Paradies“, zu machen hatten, war bald zurückgelegt. Hier an einem kühlen Plätzchen, in einer mit Hainbuchen bewachsenen weiten Laube, ließen wir uns nieder und labten uns an dem reichlich aufgetragenen Kaffee und mitgenommenen Proviant. „Wir saßen so traulich beisammen!“

Nie ist mir wieder eine solche Ueberfülle von dichtem Rosengesträuch vorgekommen wie hier an diesem bezaubernden Orte, ein überraschend schöner Anblick, und Gärtners großes, prächtiges Bild, das er von hier auf Bestellung im Laufe jenes Sommers gemalt, kam mir lebhaft in die Erinnerung; denn er hatte es als einen wahren Rosengarten dargestellt, in welchem reizende junge Mädchen lustwandelnd sich Sträuße brechen.

Es verlangte Elisabeth und mich, nach dem auf der höchsten Höhe gelegenen „Spitzhaufe“, dem lohnendsten Aussichtspunkt für die ferne, stromaufwärts mit Dresden und der sächsischen Schweiz und abwärts bis Meissen „mit seinem hohen Dome“ zu gehen, was auch der Anderen Zustimmung fand. Um uns aber diesen gefährvollen Weg nicht allein gehen zu lassen, kamen wir unter Obhut. Die schier endlose, blendend

weiße, steile Treppe zu steigen, die in die Weinberge führte, war keine geringe Anstrengung, zumal die Sonne ihre brennenden Strahlen darauf warf; doch fröhlich und wohlgenut wanderten wir unserem hohen Ziele zu, besonders als uns schließlich der Weg noch durch ein kleines schattiges Gehölz führte. Von diesem paradiesischen Gang, auf dem wir uns unserer „werdenden Liebe“ hingaben, in vollem Entzücken zu reden, will ich mir versagen und ihn still an meiner Seele vorüberziehen lassen.

Unsere Begleiter gingen uns aus lauter Fürsorge meist voraus und brachten sich dadurch um die Ueberraschung zu sehen, wie mir meine glückliche Gefährtin einige am Rande der Waldwiese gepflückte Blümchen mit den Worten reichte: „Hebe sie Dir zum Andenken an mich auf!“ Goethe sagt so schön:

Dem Scheidenden ist jede Gabe wert,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des freunds gedente, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hinbegehrt:
Ein Zeuge bleib't's, wie sinnig wir gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchsten Schatz verwandelt.

Höchst zufriedengestellt kehrten wir zu dem schwesterlichen Kleeblatt zurück, genossen noch eine Weile in der stillen Laube der Ruhe, und als die Königin der Welt uns zum Fortgehen mahnte, bestiegen wir unseren Wagen, und da die Plätze für alle dieselben blieben, so hatte ich auch wieder mein freundliches Visavis. Durch den Glanz der scheidenden Sonne auf den Aehrenfeldern zur Bewunderung hingerissen, stimmte ich zur Freude Aller die liebliche Melodie zu den Worten des „göttlichen Sängers“ an:

Goldene Sonne, wie hehr
Ist dein schimmernder Glanz;
feuchtende Halme, wie schwer
Ist euer körniges Haupt.

„Der Mond war auch gekommen, die Sternelein hinter ihm drein“, als wir wieder in die Stadt einfuhren.

Die letzten wenigen Tage eilten nur zu schnell dahin, und in unser unvergleichliches Beisammensein mischte sich schon das Vorgefühl des wehmütigen Scheidens. Samstag den 13. August kam Elisabeths Vater, um die Seinen abzuholen; dicht neben Hoffs in der „Stadt Frankfurt“ stieg der Herr Kapitain ab.

Ich lernte in ihm einen Mann von unendlicher Herzengüte, aber doch von energischem Wesen kennen. Sein Aeußeres war das eines vom Wetter gebräunten Seemannes: gar nichts Gemachtes, eine biedere Erscheinung, die Gestalt untersezt, breitschulterig, die Bewegung ruhig und gemessen; die Sprache kräftig, biegsam und wohlklingend, der Satzbau höchst originell. Als besonders bezeichnender Zug fiel mir gleich eine ungewöhnliche Bestimmtheit auf, welche es kaum zuließ, seine Anschauung nach einer Einrede zu ändern.

Sein Eintreffen wirkte in gar mancher Beziehung auf uns beide überraschend, aufklärend; denn das merkte ich sofort, daß man das Familienhaupt von unserem beiderseitigen stillen Einverständnis benachrichtigt hatte. Kurz, unser Horizont umzog sich, und die sonnenhellen Stunden, welche noch kamen, waren uns so nötig wie Speise für solche, die lange hungern sollen.

Der 16. August war der Tag des Abschieds. Noch einmal saßen wir beieinander und spielten die uns liebgewordenen Sachen. Beim Abschiedschmauß „pöllte mi dat gaude Mäten dat letzte Mal de Tüften af.“ Trotz des alten Kapitains erheiterndern Tischreden, die er mit Vorliebe plattdeutsch führte, blickte doch überall der Schmerz der Trennung durch.

Fast komisch war es anzusehen, als eine Reihe Droschken vor dem Hause anfuhr, um den ganzen Familienkreis fortzubringen. Einem Leichenzug ähnlich ging es denselben Weg, welchen wir noch wenige Tage vorher so glücklich nach dem

Paradiese gefahren waren: voran die vielen Koffer gleich Särgen, dann folgten die nächsten Leidtragenden, die vier Schwestern, in einem Zweispänner; darauf Onkel Carl und Vater Wilken mit seiner Tochter, um ihr persönlichen Schutz angedeihen zu lassen; dann im vierten Wagen folgte in einem Einspänner die Gefahr: wir beiden Brüder! Und so waren wir am Dresden-Leipziger Bahnhof angelangt.

Kein Wort des Einverständnisses war in all der Zeit zwischen Elisabeth und mir gewechselt worden, so beseligend auch ihre Nähe gewesen. Wir fühlten, welch tiefe Wurzeln unsere Hoffnung geschlagen hatte, und das Vertrauen, der schönste Vorbote der Liebe, fehlte uns nicht: so konnte der Augenblick, der gewaltsam die Herzen und Blicke voneinander riß, kommen und wir uns Lebenswohl zurufen.

Wo ist aber der große Kreis der damals in Liebe vereinten Menschen hingekommen? Verschwunden ist er bis auf uns Brüder. Sie haben alle feierabend gemacht und ruhen in Frieden von ihrer Arbeit: Vater Wilken und Mutter Marie in ihrem Familienbegräbnis in Ottensen; ihre Tochter, meine Elisabeth, in ihrer zweiten Heimat, hier in Frankfurt a. M.; mein guter Onkel Carl in Dresden auf dem Trinitatiskirchhofe und seine Elise fern von ihm im Schwarzwald in Nagold; Schwester Wilhelmine in Rakeburg; die allzeit rüstige Schwester Anna starb unlängst in Hamburg als Wittwe, 97 Jahre alt, und ward zur Ruhe bestattet im flüggesehen Familienbegräbnis in Ottensen. Sie hielt sich zu des Herrn Altar, da man hört die Stimme des Dankes, da man predigt alle Seine Wunder, sie hatte lieb die Stätte Seines Hauses und den Ort, da Seine Ehre wohnet, und diente Gott mit Beten Tag und Nacht: eine echte Hanna-Seele!

Meißen
und die letzte Zeit in Dresden.

Die Sommerszeit sollte mit einer von den Verwandten geplanten Tour nach Meissen ihren Abschluß finden. Es wurde ein Sonntag, wie er nicht angenehmer zu denken ist, und unsere zahlreiche Gesellschaft gab sich in heiterster Stimmung dem Naturgenuß auf der Fahrt stromabwärts hin. Kaum hat man die Stadt hinter sich gelassen, so bietet sich am Ausfluß der Weißeritz, wo die an der Elbe sich hinziehende uralte Lindenallee, das Ostra-Gehege, zu Ende geht, ein besonders schöner Blick auf die stattliche Residenz und, mit ihr durch die gewaltige Brücke verbunden, das japanische Palais, dessen Gartenanlagen scheinbar bis zum Fluße gehen. Weiter unterhalb winkt Priesnitz mit seinem Kirchlein, der Hauptzierde des freundlichen Pfarrdorfes. Drüben grüßte das Spitzhäuschen von den anmutigen Nebengeländen, welche dies Ufer unausgesetzt begleiten; links „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen,“ von welchen zuerst Schloß Scharfenberg und weiter Siebeneichen die waldigen Höhen krönen. Kurz vor Meissen, bei Gauernitz, liegen in der Mitte der Elbe einige mit Weidengebüsch bewachsene Inseln, von Fischern bewohnt, deren fast versteckte Hütten und aufgespannte Netze einen ungewohnten Anblick bieten. Eben als das Schiff um die von dem Fluß gebildete Ecke war, erschien im Glanze der Sonne das prächtige alte Meissen: im Vordergrund die eigenartig gebaute Brücke, die durch ihre vielen unregelmäßigen Bögen bedeutend größer erscheint, als sie ist; dahinter ausgebreitet die Stadt und der Schloßberg mit dem Dom und der Albrechtsburg. Das Bild, durch das Treiben auf den Elbmühlen, Flößen und Schiffen

belebt, fesselt so, daß man wünscht, die Fahrt möge noch lange dauern; doch zu schnell und unter fortwährendem Wechsel der schönen Uferlinien ist das Ziel erreicht.

In dem alten Gasthaus zum Schiff, dicht an dem Landungsplatz, kehrten wir ein und unternahmen dann unsere Wanderung durch die altertümliche Stadt, an der gotischen Marienkirche vorbei über den kleinen Rathausmarkt. Dort münden mehrere der sehr engen und steilen Gassen, die, zuweilen durch Treppen unterbrochen, nach dem Schloßberge führen. Die verschiedenen Durchblicke nach dem Dome und der Burg tragen wesentlich zu der Eigentümlichkeit der Architektur bei, die durch leichtes, farbenreiches Laubwerk in den auf den Mauern liegenden Gärten an Reiz gewinnt.

Ich sah, wie unendlich viel es hier zu zeichnen gäbe; Bild auf Bild drängte sich mir entgegen, sodaß der Gedanke, hier bald einen längeren Aufenthalt zu nehmen, rasch bei mir zum Entschluß wurde.

Weiter führten die holperigen Straßen zu der fast hinter Bäumen versteckten Landeschule St. Afra und der Kirche gleichen Namens. Durch das Tor des Burglehenhauses auf die Schloßbrücke und dann durch ein zweites turmartiges Tor getreten, stand man vor dem bewunderungswürdigen gotischen Dome und der Albrechtsburg, dem markgräflichen Palast. Dem Genuß wurde durch die Sonntagsstille noch besondere Weihe verliehen. Der Gottesdienst war zu Ende; feierlich ertönte die Orgel, bald drängte sich die Gemeinde durch das Portal und ging wie auf grünem Teppich, so dicht war der Platz mit Gras bewachsen, nach der Stadt hinunter.

Welch eine Perspektive, beim Eintritt in das Hauptportal, hinaus, oder vielmehr hinein in den Säulenwald! Um den rechten Eindruck von der Lage Meißens zu gewinnen, bestiegen wir die Plattform des Domes. Fast erdrückend wirkt die in der Nähe riefenhaft werdende Ornamentik der Pyramide des einzigen noch stehenden Turmes. Lange sahen wir

hinunter in die malerisch unordentliche, dichte Häusermasse der winkligen Stadt, und ich gedachte dabei der mir seit meiner Kindheit bekannten Briefe Richters, welche er an seine Freunde Thomas und Hoff von Meissen geschrieben, wo er als Lehrer an der Porzellanfabrik angestellt war. Es heißt darin: „Ich wohne oben neben dem Thor der Albrechtsburg, wo man eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt, Gegend und ins Elbtal hat. Meine Säle in der Zeichenschule sind im herrlichsten gothischen Styl, mit hohen Fenstern und Spitzgewölben. In der Tiefe fließt die Elbe, und man sieht von hier in eine weite Landschaft hinaus.“

Mein Onkel war, als ich mit ihm von meinem Plane sprach, Meissen in der nächsten Zeit zum Zwecke meiner Studien zu besuchen, sehr erfreut; ja, er munterte mich dazu auf, sodaß ich mit dem freundlichen Wirte sprach, und da mir seine äußerst bescheidenen Forderungen anstanden, schloß ich mit ihm ab. Ich war mir bewußt, daß ich ohne die Einladung zu dieser Vergnügungsfahrt Meissen kaum zu sehen bekommen hätte; die große Güte der lieben Menschen hatte mir aufs Neue einen Genuß bereitet und zugleich eine vielversprechende Aussicht erschlossen.

Den anderen Morgen machte ich mich auf nach Loschwitz zu Herrn Professor Richter. Da kam ich aber schon an! Als ich ihm meine Freude über die Stadt aussprach und dann meine Absicht mittheilte, auf einige Zeit hinzugehen, sah er mich fast mit einem Blick des Bedauerns an und sagte: „Meissen ist freilich schön, und daß Sie es gesehen, freut mich; aber sonst haben Sie da noch nichts zu suchen. Was wollen Sie denn in Meissen? — Sie können ja noch gar nichts, und es ist ganz einerlei, was Sie zeichnen. Meissen wird Ihnen noch gar nichts nützen!“ Nein, wie ich über dieses Wort zusammensuhr! Es war mir, als müßte ich davonlaufen, denn solche Demütigung hatte ich wahrlich nicht erwartet und in dem Grad auch nicht zu verdienen geglaubt. Erst später,

aber da auch ganz und ehrlich, sah ich ein, wie treffend der Meister über mich geurteilt. Sehr niedergeschlagen verließ ich Professor Richter und hatte das Gefühl, als sei er überzeugt, ich gehe auf dies sein Wort hin jetzt nicht nach Meissen. Ich ging aber doch hin und habe diese Unfolgsamkeit niemals bereut. Sofort verließ ich Loschwitz, packte meine Wandertasche, holte mir Papier und Bleistifte und war bei diesem Einkaufe äußerst glücklich, obgleich mich der strafende Gedanke der Widerseßlichkeit gegen meinen Lehrer nicht verließ.

Am 1. September in aller frühe fuhr ich voller Entschlüsse nach „der Stadt der Bischöfe und des Porzellans.“ Der lebendig gestikulierende kleine Wirt stand am Tore seines Gasthauses und sah nach den vom Dampfboot Kommenden, ob darunter auch für ihn Gäste seien. Da stand ich denn ganz allein vor ihm; er erkannte mich, führte mich in mein Stübchen und war mit meiner aus Sparsamkeit geplanten Anordnung, erst am Abend vollständig zu essen, um den ganzen Tag ungestört arbeiten zu können, einverstanden. Und so machte ich es mir bequem, ordnete meine Sachen und eilte an die in der Nähe gelegene Stadt- oder Marienkirche, von welcher ich das Portal und insbesondere den interessanten Turm schon bei meiner Sonntagswanderung zur ersten Arbeit bestimmt hatte. Die Leute waren es gewohnt, Maler zu sehen, und nur ganz vereinzelt blieben welche stehen und verglichen meine Zeichnerei mit der Wirklichkeit. Fleißig wie eine Biene, ging ich nicht eher von meinem Platz, als bis ich mir sagen durfte: Besser kannst Du es nicht, also jetzt die Mappe zu! Und so arbeitete ich vom Morgen bis zum Abend; das Wetter war sehr günstig und die Arbeitslust groß. Regelmäßig nahm ich wegen der veränderten Beleuchtung zwei Studien vor, die immer am zweiten Tag fertig wurden, sodaß ich in den vierzehn Tagen vierzehn große Zeichnungen vollendete: ein Reichtum, ein Glück für mich, das sich nicht beschreiben läßt.

Von den Arbeiten, die ich in jener Zeit fertigte, erwähne ich nur diejenigen, welche mir wegen der Motive als besonders wertvoll in der Erinnerung geblieben sind. Manche wohlige Stunde verbrachte ich auf dem mit Bäumen bepflanzten Dom- und Schloßplatz; da war es so still und lauschig. Die Albrechtsburg, insbesondere den Turm der Fürstentreppe, die hervorragendste Zierde des Schlosses, mit seinen Hallen, von deren Balustraden sich der Landesherr mit seiner Familie bei Festen dem Volke gezeigt hatte, wählte ich zu eifrigem Studium. Die Hauptteile des Domes hatten große Anziehungskraft für mich, und obschon ich damals noch wenig von Architektur verstand, erkannte ich doch das Schöne und zeichnete Verschiedenes mit Liebe und Treue. An der südlichen, durch schöngegliederte Stäbe gestützten Giebelwand, die von einem mit Lilien gezierten Kreuz gekrönt wird und an den Seiten mit je einem Türmchen schließt, zog mich besonders die Beleuchtung an, da sich die Schatten von der Hinterwand des mehrere Fuß breiten Ganges manigfaltig und kräftig abhoben.

Nicht nur an den Sonntagen während des Gottesdienstes besuchte ich den Dom, auch zu anderer Zeit verweilte ich gern darin; der Küster verließ mich dann, hinter sich zuschließend. Das Alleinsein in dem mächtig großen Raume, dessen Fußboden dicht mit Grabsteinen belegt bei jedem Tritt widerhallte, hatte etwas feierliches! Im hohen Chor und in der Sakristei, diesem kunstvollen Heiligtum, war ich mit Vorliebe. Die lebensvollen, hoch an der Wand unter Baldachinen stehenden Kolossalfiguren Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Elisabeth, der Erbauer, trugen durch die Gewalt ihrer Erscheinung nicht wenig zu der ernstesten Stimmung bei, die über dem Ganzen liegt. Und dachte ich mir noch die Chorstühle besetzt, auf der cathedra den Bischof, ihm zur Seite den Domprobst und den Dekan, die hier das Te Deum laudamus anstimmten, so wurde ich unwillkürlich in die Zeit versetzt, die alles dies geschaffen hatte.

War die von mir bestimmte Zeit vorüber, so kam mein ergrauter Küster — ich erkannte ihn schon an seinem klirrenden Schlüsselbund — und entließ mich aus meiner beschaulichen Erbaulichkeit. Er nahm das allerdings sehr kleine Trinkgeld, das ich ihm reichte, durchaus nicht an; denn, meinte er, mit einem Herrn so vertraut verkehren zu können wie mit mir, das sei ihm mehr wert. So schied ich unter Händedruck von dem gutmütigen Alten.

Nach der St. Ursakirche schlug ich oft den Weg ein; es war ein poetischer Ort! Der die Kirche umgebende von Bäumen beschattete, hochgelegene alte Gottesacker mit seinen verwitterten Grabsteinen, von welchen manche, im aufgeschossenen blumigen Grase fast versunken, die Gestalt eines geharnischten Ritters erkennen ließen, war wie für den Maler gemacht. Zur Seite, zwischen den Streben der Kirche, war ein mit Ziegeln gedeckter Schuppen, welcher außer einem umflorten Kreuzifix die schwarzen Tragbahren, Schaufeln und sonstigen Gerätschaften des Totengräbers, dort „Totenbettmeisters“, barg. Doch die Hauptsache war das reizend schöne gotische Eingangspfortchen, dessen Treppe in die abschüssige Straße führte, an deren Anfang das weit vorspringende Erkerchen eines alttümlichen Hauses über die Friedhofsmauer ragte. Auch das angrenzende, zur Ursaschule gehörige enge Höfchen zeichnete ich. Das ausgetretene Treppchen mit Geländer, auf welchem man zur Orgel gelangte, die Türe mit dem schönen Beschlag und die mit Eisengittern verwahrten Fensterchen zogen mich sehr an. Ich war in diese Einzelheiten, die ich aufs Genauste mit all den feinen Schatten und Reflexen wiederzugeben suchte, fast verliebt, sodaß ich in dem Glück über meine Arbeit alles um mich vergaß.

Durch meine Emsigkeit hatte ich, ohne es zu wissen, den in der Ursaschule wohnenden Rektor und seine Familie für mich gewonnen; denn eines Mittags ließen sie mich durch ihr Töchterchen zu Gaste bitten, was ich aber dankend ab-

lehnte. Ich arbeitete ruhig weiter. Doch wie war ich überrascht, als nach kurzer Zeit dasselbe nette Mädchen mit einem Auftragsbrett, mit Speisen besetzt, vor mir stand und mich im Namen ihrer Eltern bat, da ich ihnen nicht die Freude gemacht, heraufzukommen, die Einladung doch jetzt so anzunehmen. Was wollte ich machen? Das Brett stand schon auf meinem Schoß, und das Mägdelein war fort. So ließ ich es mir denn vortrefflich schmecken, trug alsdann das Geschirr hinauf, wofelbst ich nach einer kleinen Strafpredigt ins Zimmer gebeten wurde, um mit den lieben Leuten den Kaffee zu trinken. Das tat dem einsamen Maler wohl; nicht allein der Kaffee, weit mehr die Liebe und Güte, die mir in einer fremden Stadt von einer mir unbekanntem Familie entgegengebracht wurde.

Hatte ich mein Tagewerk vollbracht, so erholte ich mich auf einem Spaziergang. Das nahe Siebeneichen mit seinem herrlichen uralten Eichenhain wählte ich mir zum Ziel.¹⁾ Welche Fernsicht über das Elbtal mit dem Mittelpunkt Meissen und dem ruhigen Strom aufwärts nach der Hauptstadt! Oft schlenderte ich über die belebte alte Brücke oder ruhte auf der Brüstung eines ihrer altanförmigen Pfeiler und schaute hinab in die Flut. „Das ist ja ein eigentümliches Gefühl, ein stiller Genuß, bald vergißt man alles um sich und sieht nur den ewigen Wechsel der Wogen.“ Die Brückengänger boten viel Unterhaltendes; denn schon dadurch, daß Meissen zu jener Zeit noch von keiner Eisenbahn berührt wurde, war das Getreibe noch mehr ursprünglich, wozu die veralteten Postchaisen mit ihren Insassen viel beitrugen. Auch Handwerksburschen mit ihren Felleisen sah man noch häufig auf der Wanderschaft über die Brücke kommen, im Vorübergehen die sie betreffende neben dem Wachtposten auf hoher Stange angebrachte Polizeitafel studierend. Es war überhaupt eine den Maler lebhaft anregende Zeit.

¹⁾ Hier ist am 3. Juli 1862 das Schnorrfest begangen worden.

Nach dem jenseitigen Ufer, von wo aus sich die Stadt so prächtig aufbaut, ging ich nicht selten; auf einer kleinen Anhöhe, dem sogenannten Katzenprung, machte ich Halt. Viele Teile des Städtchens, welche sonst dem Auge entzogen sind, kommen da zur Geltung: Neben dem ausgedehnten Schlosse mit seinen turmartigen Vorbauten ragt über dem hohen Chor die durchbrochene Pyramide des Domes empor, davor das zum Bischofshof gehörende Gärtchen, von welchem sich Weinberge herabziehen, teilweise eingeschlossen von alten Mauern, die das Schloß mit der Stadt verbinden. Von dieser Stelle aus hat Ludwig Richter für die „Wanderungen durch die sächsische Schweiz“ im „romantischen Deutschland“ eine reizvolle, ungemein charakteristische Ansicht gefertigt.

Von einem solchen Gang heimkehrend, fand ich das friedliche Meißen in kriegerischer Aufregung. Das sächsische Heer war unter klingendem Spiel eingezogen: Meißen war zum Hauptquartier für die Manöver gewählt. Es war ein buntes Durcheinander und sehr geeignet, sich in die Zeit zu versetzen, wo diese Stadt oft so schwer bedrängt war, nur daß es keine sengenden und raubenden Schweden waren. Das Gewoge der Soldaten, das Rasseln der Kanonen, das Geschrei der Wagenführer und dazwischen die weithin schallenden Signaltöne hörten sich in den engen Gäßchen merkwürdig an. Ich verfolgte das mehrtägige militärische Schauspiel mit lebhafter Spannung. Das Quartier des Herrn Oberleutnant May, eines nahen Freundes meines Onkels Hoff, den ich ob seiner Gesinnung verehrte, wußte ich auf der Kommandantur zu erfahren, besuchte ihn und fand ihn gerade bei seinem frugalen Abendessen, was ihn aber durchaus nicht störte und mir aufs Neue eine gute Lehre für meine Lebensweise war.

May war ein frommer, bescheidener, wackerer Mann, den sein König wegen der großen Tapferkeit, mit welcher er bei dem Dresdener Maiaufstand 1849 gegen die Insurgenten gefochten und wesentlich zur Unterwerfung derselben beigetragen,

vom gemeinen Soldaten zum Offizier befördert und vor der Front durch Ordensverleihung ausgezeichnet hatte. Doch gab ihm seine Tapferkeit als Streiter für Christi Fahne, dessen Jünger er in Wahrheit war, ungleich mehr Freudigkeit als sein Stand unter der Fahne des Königs.

Ludwig Richter hat, als er in Meissen wirkte, unter anderen eine Anzahl Zeichnungen gefertigt, die seine Brüder Willibald¹⁾ und Julius²⁾ vortrefflich mit der Feder auf Stein übertrugen. Diese Blätter geben die landschaftlichen Schönheiten der malerischen Umgegend Meissens glücklich wieder und bekunden Richters feinen Sinn im Auffassen der Natur. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben: Meissen von der hohen Eifer im Triebischtal; Schloß in Meissen, mit dem daranstoßenden „Burglehenhaus“, eine weitungsfassende Ansicht, und Schloß Scharfenberg mit dem wundervollen Blick auf das Elbtal nach Dresden zu. Will ich mir die in Meissen verlebten Tage vergegenwärtigen, so betrachte ich diese Folge. Nicht minder wertvoll ist mir der kleine Holzschnitt nach Hofmaler Oehmes sinnigem Bildchen, einem Motive aus Meissens Vergangenheit, benannt: der Weihnachtsmorgen, wie beim Grauen des Tages — die Sterne stehen noch am Himmel — das Blasen der Zinkenisten von dem erleuchteten Altar der Stadtkirche die Einwohner nach alter Sitte mit dem Festgruß weckt: Dies ist der Tag, den Gott gemacht! Die Hauptfigur, der stattliche Geistliche, in bezopfter Perücke, eben von der Christmette heimkehrend, ist an dem Pfarrhause angelangt, durch dessen Erkerfenster der Tannenbaum strahlt, und schaut

¹⁾ Willibald R., der zweitälteste Bruder, hatte während einer Reihe von Jahren den Grafen Potocky auf seinen Reisen durch Europa als Zeichner und Aquarellmaler begleitet, war dann durch ihre Empfehlung mit dem Zeichnenunterricht in Wiener Hofkreisen betraut worden und lebte in dieser Stadt bis ins Jahr 1880.

²⁾ Julius R., der Jüngste, als Aquarellmaler in Warschau lebend, starb 1848 daselbst an der Cholera.

nach den aus der Kirche Heraufkommenden, einer vornehmen Dame und ihrem mit der Laterne neben ihr gehenden Bedienten. Der Blick in die schneebedeckte Stadt, hinter deren Höhe eben die Morgenröthe hervorbricht, geben dem Ganzen ein hochpoetisches Gepräge.

Die Zeit, oder vielmehr das Geld, welches ich für meinen Ausflug bestimmt hatte, ging zu Ende; befriedigt verließ ich Meissen und kehrte mit der Annahme, ob meines Fleißes und Erfolges Beifall zu ernten, frohgestimmt nach Dresden zurück, machte mich auch gleich daran, meine Arbeiten, um ihnen womöglich auch äußerlich ein noch günstigeres Ansehen zu geben, auf Untersekbogen zu bringen. So scheinbar wohl ausgerüstet, ging ich nach Koschwitz zu meinem Lehrer. Doch ich kam vom Regen in die Traufe! — Der Meister, schon verstimmt über mein langes Fortbleiben ohne seine Einwilligung, war bei Bestätigung meiner Studien nur über den Fleiß erstaunt, fand aber die Arbeiten selbst so, wie er sie erwartet — durchaus unbefriedigend! Ja bei der nach meinem Dafürhalten besten Arbeit, dem Höfchen an der St. Ausrakirche, machte er die ziemlich sarkastische Bemerkung: „Warum haben Sie denn dies gezeichnet? Hier war wohl die Farbe besonders schön?“ Und nach einer Pause: „Sie wollen wohl gar nicht Landschaftsmaler, sondern Architekturmaler werden? Sie haben ja fast alles an die malerischen Baulichkeiten angrenzende landschaftliche Beiwerk vermieden.“ Das war keine schöne, aber eine entscheidende Stunde für mich: Der Meister erkannte, daß meine Neigung rein auf Architektur gehe. Ich konnte mir darüber so schnell nicht klar werden, obgleich ich mir der Schwierigkeiten des Landschaftszeichnens, verglichen mit dem der Architektur wohl bewußt war. Hier hat man es meist mit bestimmten, ruhigen Umrissen zu thun, sodaß man das ganze Bild leichter fixieren kann, während der angehende Landschaftler aus dem Nachzubildenden, bevor er nicht sein Auge

gewöhnt hat, ruhige Partien zu sehen, vor lauter Details die Hauptsache, den Charakter der Baumgruppen, nicht herausfindet.

Ich wick nun Herrn Professor Richter aus, irrte umher und zeichnete, ohne den eigentlichen Zweck zu erkennen, mit Unlust weiter; denn, daß ich noch „gar nichts könne“, war mir ja unumwunden gesagt worden. In einem Augenblick des Unmutes vernichtete ich sogar meine sämtlichen Meißener Zeichnungen und dachte daran, mich so rasch wie möglich der Leitung meines Lehrers zu entziehen.

Lange durfte diese Stimmung nicht anhalten, ich litt sehr unter ihrem Druck; zum Glück bot sich eine willkommene Veranlassung, mich meinem Lehrer wieder zu nähern. Am Vorabend von des Professors 50. Geburtstag besuchte uns Freund Kleinig auf unserer Höhe und forderte uns auf, dem Meister gemeinsam zur Feier des Tages als Morgengruß seinen Lieblingschoral: Nun danket alle Gott! zu singen. Wir waren sofort bereit, unsere Wirtin ließ uns ihr Gesangbuch, wir lernten, so weit dies nötig, die wenigen Verse, und so war bei gutem Willen der Erfolg mit Gewißheit anzunehmen. In der Frühe des 28. September ließen wir in dem Vorhause des Meisters unseren Festgesang erschallen. Still wollten wir uns wieder entfernen, da trat der würdige Mann in seinen Pelzrock gehüllt aus der Türe. Sichtlich bewegt über die ihm von uns zu Teil gewordene Liebe, reichte er jedem dankend die Hand und bat uns, mit ihm in sein Zimmer zu kommen. Nachdem wir unsere Glückwünsche gestammelt, sagte er, daß der von uns gewählte Choral ihm gerade besonders lieb sei durch die Erinnerung an den in Rom 1824 mit seinen Freunden Maydel, Thomas und Hoff verlebten Sylvesterabend, an welchem sie beim Geläute der Mitternacht den Uebertritt des alten in das neue Jahr durch gemeinsames Singen dieses alten, schönen Liedes gefeiert hätten. Er zeigte uns seine neueste Arbeit, womit er aber, da sie ihm durchaus nicht nach Wunsch

gelingen, sehr unzufrieden sei; ja er habe sie schon vernichten wollen, er mache sie noch einmal. Um die Zeichnung vom Untergang zu retten, meinte Kleinig: „Nun, Herr Professor, wenn Sie die Zeichnung doch schließlich noch vernichten, dann schenken Sie sie doch lieber am heutigen Tage einem von uns; ich nehme sie auch auf die Ueberzeugung hin, daß sie wirklich so mißlungen sei, wie Sie sie machen, ohne Bedenken gleich an.“ Was wollte der festlich gestimmte Herr Professor machen? Es folgte eine kurze peinliche Pause, und der gute Mann gab Kleinig mit dem ihm eigentümlichen Lächeln die „mißlungene“ Arbeit: Schäfers Klagelied, für das Goethe-Album bestimmt. Ich überreichte dem Herrn Professor noch die zu diesem Tage vom Vater gefandte Radierung: Rom, gesehen vom Monte Pincio, eine lebendige, frische Arbeit von Architekt Peipers¹⁾, einem Zeitgenossen des Meisters. Die Besichtigung dieses Blattes gab Veranlassung zu weiterer, reger Unterhaltung. Die sehr umfassende, genaue Ansicht erinnerte den alten Römer an gar Vielerlei aus seiner italienischen Zeit, was er uns an dem Bilde näher bezeichnete; er wurde ganz jugendlich frisch.

Beim Fortgehen fragte er mich noch, ob es mir wohl Freude mache, seinen Sohn Heinrich²⁾, der von Leipzig gekommen sei, wo er auf dem Konservatorium studiere, einmal zu besuchen. Er habe ihm von mir erzählt und nehme an, daß wir in musikalischer Hinsicht vielleicht gegenseitiges Interesse empfinden. Er wohne in der „äußeren Rampischen Gasse“ bei seinem (des Meisters) Schwiegersohn, dem Xylographen Gaber. Ich solle aber dann mein Instrument und Noten nicht vergessen. Ich

¹⁾ Jakob Friedrich P., geb. 23. April 1805 in Elberfeld, gest. 14. Januar 1878 in Frankfurt a. M.

²⁾ Joh. Heinrich Richter, geb. 11. März 1830 in Meißen, gest. 12. Juli 1890 in Eckwälden bei Boll.

versprach bald hinzugehen; doch in mir riefs, wenn ich an ein bei meiner eigentümlichen Begabung mögliches Fiasco dachte: „Heinrich! mir graut vor dir.“

Dies Zusammensein mit unserem Lehrer war eines der angenehmsten für mich, ich erinnere mich der Stunde gern. Sein Aeußeres entsprach ganz dem von Ed. Bendemann damals für das „Meister-Archiv“ gezeichneten vortrefflichen Bildnisse.

Die Neugierde, des Meisters Sohn, von welchem ich mir nach mancherlei Schilderungen eine bestimmte Vorstellung gemacht, persönlich kennen zu lernen, trieb mich schon in den nächsten Tagen zu dem versprochenen Besuch. Das Haus, worin die Wohnung und das Atelier Gabers waren, lag dem des Professors schräg gegenüber, fast dicht neben der Kunstgärtnerei Liebigs, der des Meisters Schwester Hildegard zur Frau hatte. Von der Tochter unseres Professors, der guten Frau Aimée Gaber ¹⁾, wurde mir geöffnet und ich nach Nennung meines Namens in das Zimmer ihres Bruders geführt.

Er saß vertieft — das bezeichnendste Merkmal für ihn — an seinem Flügel, sodaß er mich, obschon die Türe ihm gegenüber lag, nicht einmal eintreten sah, und erst, als ihn seine Schwester auf mich aufmerksam machte, sprang er, sich entschuldigend, auf und begrüßte mich recht freundlich. Herr Heinrich Richter war eine große Gestalt, hielt aber den Kopf gesenkt, sodaß man durch das lange, wie Fuchssien über das Gesicht fallende, straffe dunkle Haar, welches er mit der Hand wiederholt zurückstrich, die freundlichen Züge des etwas befangenen Mannes kaum erkannte.

Im Gespräch zeigte sich bald der vielseitig gebildete, höchst geistreiche Mensch. Er war ganz der Sohn des Meisters, in Gestalt, Gebärden und Ausdruck ihm sehr ähnlich. Ob-

¹⁾ Frau Aimée G. geb. Richter, geb. 27. Mai 1835 in Dresden, gest. 12. Oktober 1863 ebenda.

schon er nur wenig älter war als ich, fühlte ich doch sofort in vielen Beziehungen seine große Ueberlegenheit mir gegenüber, wodurch meine angeborene widerwärtige Befangenheit, die mir so oft im Leben arg geschadet hat, noch zunahm, die feinige aber mehr und mehr schwand, sodaß er bald in das rechte Fahrwasser kam.

Ich war gekommen, um mit ihm zu musizieren, und er griff mit einer Hast zu, als wollte er sich nur so schnell wie möglich über mein musikalisches Talent unterrichten; über mein künstlerisches waren ihm wohl schon Mitteilungen gemacht worden. Er besaß eine außerordentliche Fertigkeit und einen schönen Vortrag: es war das Spiel eines begabten und geschulten Menschen. Mein Herz fiel mir fast in die Schuhe; denn seine Auffassung der von mir mitgebrachten wenigen Sachen — es waren dieselben, welche ich im Sommer so oft gespielt — war eine ganz andere als die meine, aber unverkennbar die richtige. Dabei kam er in ein Tempo, welchem ich zu folgen kaum imstande war. Er hatte mich bald abgetakelt und konnte nun über meine musikalische Qualifikation seinem Vater Bericht erstatten.

Sein Urtheil über mich änderte sich aber nach Jahren sehr; denn gerade er war es, welchem ich viele schöne Stunden durch mein Schalmeyblasen bereitete, sodaß er mir in einem herzlichen Schreiben seinen Dank für den „Sonnenschein“ aussprach, welcher durch mich in den Tagen unseres Zusammenseins in Loßwitz (im Herbst 1871) in ihn gedrungen sei.

Herbst wars! Alle die Stätten, welche sich im Frühling mit jungem Grün geschmückt, sie standen jetzt im bunten Kleid. Ich streifte viel und meist allein in der Umgegend Dresdens umher. Durch den Plauenschen Grund, welchen ich mit Hoff's zur Zeit der „Boomblyth“ in seiner vollen Pracht gesehen hatte, ging ich öfters, ebenso den reizenden Weg von da nach der kleinen Anhöhe mit dem Dörfchen Dölkschen, dessen Gehöfte mich sehr anzogen, und bei dem weiten Blick in das tiefe Tal

gedachte ich des Tages, da wir die Fahrt nach dem wunderhübschen Tharandt gemacht hatten. Auch unternahm ich manchen Spaziergang mit meinem Onkel. Zu den denkwürdigsten gehört der Aufenthalt auf dem Ammentkirchhof, dessen Grabdenkmäler, unter ihnen mächtige Sarkophage, die in ihren barocken Formen und ihrem Verfall, durch eine Wildnis von Bäumen, Gesträuch und Pflanzen fast versteckt — man mußte sich oft den Weg erst bahnen — grandios wirkten. Auf vielen wurden dann die Inschriften mit Aufmerksamkeit gelesen und nach diesen der Entschlafenen ernster Wandel und selbige Heimfahrt gepriesen.

Um den unvergeßlichen 12. August in meinem Gedächtnis neu zu beleben, stimmte ich gern Bruder Jeans Vorschlag bei, nach dem „Paradies“ zu wandern. Bei herrlichstem Wetter führten wir den Plan aus. Doch ich fand dort alles anders: das trauliche Plätzchen in der schönen Laube, die weite Strecke durch die Weinberge, an dem Wäldchen vorbei, nach dem Spitzhäuschen waren für mich verödet; denn was mir an jenem Tage das Liebste gewesen, fehlte ja, und so verhielt ich mich stiller, als es mir für meinen Begleiter angenehm war.

Diese peinliche Schwüle wurde durch den glücklichen Einfall, uns einmal an der vorzüglichen Weinernte zu laben, beseitigt. Dazu schien uns ein mit Reben angebautes, reizend gelegenes Besitztum in dem Orte Weintraube, am Fuße des Paradieses, geeignet. Nicht lange besannen wir uns, zogen an der Klingel der Gattertüre, und bald kam eine anmutige Jungfrau, des Hauses Tochter, und fragte nach unserem Begehre. Als wir ihr sagten, daß wir für Geld und gute Worte aus ihrem Berge Trauben essen möchten, und uns, um noch besonderen Eindruck zu machen, als Rheinländer vorstellten, da bat uns die Maid höflichst, einzutreten und in der nahen Laube Platz zu nehmen; sie hoffe, uns gleich das Gewünschte bringen zu können. Wir hatten wohl dadurch daß ich das im Frühjahr von Kleinig an meine Loßwitzger

Wirtsleute gerichtete gewichtige Wort, ich sei ein Rheinländer, weislich angebracht hatte, etwas imponiert.

Das gab einen wonnigen Aufenthalt in der behaglich sonnigen Laube, welche allenthalben mit der edelsten aller Früchte behangen war. Bald kam das nette Mädchen mit einem Korb, in welchem eine Fülle der herrlichsten Trauben, goldgelbe und blaue, dazu Brod und Nüsse, alles äußerst einladend hergerichtet, lag. Hätte in jener Stunde irgend eine Verstimmung uns beherrscht, hier wäre sie gewichen; einträchtig saßen wir bei diesem Bacchantenschmauß; ja Bruder Jean forderte mich, als der Inhalt des schönen Korbes zur Neige ging, auf, den trüben Anblick durch einen erfreulicheren zu verwechseln und eine zweite Auflage zu erbitten. Ich rühmte, als ich mit dem leeren Korb ins Haus trat, die sächsischen Weintrauben aufs höchste, und bat um mehr. Mit derselben Freundlichkeit wurden sie uns gebracht.

Wir waren so gut aufgelegt, daß ich mein Flageolet zur Hand nahm und einige lustige Jodler ertönen ließ, was den uns Beobachtenden wohl gefiel; denn als nun die Tafel endlich aufgehoben war und wir nach unserer Schuldigkeit fragten — noch waren wir der Meinung, bei einem Winzer eingekehrt zu sein — „da schüttelt er den Wipfel“; es wurde uns auf liebenswürdige Weise angedeutet, daß von einer Schuld keine Rede sei. Die zahlreiche Familie empfing uns an der Türe des im Berge liegenden Gartenhauses und sprach ihre unverkennbare Freude aus, zwei frohe Kunstjünger und noch dazu Rheinländer mit ihrem sächsischen Wein bewirtet zu haben; überdies hätten wir sie durch das schöne Flötenspiel sehr angenehm überrascht. Wir schieden dankend von den feinen Leuten; doch merkten wir, daß uns die volle Röte ins Gesicht stieg bei dem Gedanken, zweimal die süße Frucht erbeten zu haben. Fröhlich traten wir den Rückweg an.

Unser Berghäuschen hatten wir schon geraume Zeit verlassen und das Stadtquartier bezogen. Michaelis war vor-

über, und der Wiedereintritt in des Meisters Atelier hätte, wäre ich nicht fest entschlossen gewesen, nach München zu gehen, jetzt erfolgen müssen. Eine ernste Unterredung mit Herrn Professor Richter und der Rat des einsichtsvollen alten Herrn Hofmalers Oehme, der den Beginn des Malens bei mir nun für unbedingt geboten erklärte, führten mich zu dem Entschluß, Dresden zu verlassen. Bestärkt wurde ich darin durch die Ansicht des Professors Wichmann¹⁾, der damals in Dresden das Handwerk des Malens allein recht verstand. Er meinte zwar, wenn ich rasch etwas Tüchtiges auf diesem Felde lernen wollte, müßte ich nach Belgien gehen. Doch nach dem Kolorit der französisch-belgischen Kunst stand nicht mein Sinn! Ein Empfehlungsschreiben des Photographen Brockmann an den Marinemaler Kurt Baade in München, der mich bei dem Architekturmalers Emil Kirchner einführen sollte, ebnete mir den Weg.

Meinem Vater hatte ich des Professors Erklärung, daß ich bei meiner Neigung zur Architekturmalerei bei ihm nicht ganz am Platze sei, mitgeteilt. Zugleich hatte ich ihn gebeten, mir, nachdem ich mich den Winter über in der Heimat im Malen geübt, seine Einwilligung für München nicht zu versagen. Die ersehnte Antwort blieb nicht lange aus. Vater willigte in seiner gewohnten Herzengüte in alles mit Freuden ein. Mit seinem Brief ging ich zu meinem Lehrer.

Als wir uns gegenseitig ausgesprochen und Herr Professor Richter sich auf des Vaters Erlaubnis hin auch mit meinem Entschluß, nach München zu einem Architekturmalers zu gehen, einverstanden erklärt hatte, rückte ich noch mit einem Anliegen heraus, dessen lebenswürdige Aufnahme ich kaum erwartet hatte: Ich bat ihn um ein kleines Andenken! Er versprach mir das sofort. Es war wirklich eine Kühnheit von mir;

¹⁾ Adolf Friedr. Gg. W., geb. 18. März 1820 in Celle, gest. 17. Februar 1866 in Dresden.

denn außer meinem Flageoletspiel, mit welchem ich ihn allerdings oft wahrhaft erfreute, hatte der liebe Mann keinen Grund zur Zufriedenheit mit mir, „was ihm leid war; es wäre ihm um meines Vaters willen eine große Freude gewesen, wenn ich mich für das Landschaftsfach entschieden und er mir darin behülflich hätte werden können, etwas Tüchtiges zu leisten.“ Wie war ich daher erstaunt, als ich am 30. November den Abschiedsbesuch bei meinem Lehrer machte — ich saß an demselben Platz, wie am 18. April, als ich so hoffnungsvoll bei ihm eingetreten — und er mir mit großer Güte nebst einem Briefe an meinen Vater eine Anzahl seiner Arbeiten mit den aufrichtigsten Wünschen für mein Wohlergehen gab. Heute noch gehören diese Sachen zu meinen Kleinodien! Sie tragen die Zueignung: „Herrn J. Hoff zur Erinnerung an L. Richter 1853.“

Außer zwei kleinen wunderschönen Originalzeichnungen zu Hebels allemannischen Gedichten, die eine zu: Die Irrlichter „Es wandlen in der stille dunkle Nacht wohl Engel um, mit Sterneblume b'chrönt,“ und die andere zu: Das Liedlein vom Kirschbaum „Der Liebgott hat zum Fruehling gseit: Gang, deck im Würmli au si Tisch!“ war es eine von des Meisters vollendetsten Radierungen und noch dazu ein Probedruck vor der Schrift: Schlaflied von Tiedt, die schönste Partie aus dem Ziegengrund, die ich schon wiederholt erwähnte. Auch zwei Holzschnitte, deren Wahl mich eigentümlich berührte, der eine mit der Ueberschrift: Der Herr segne deinen Ausgang und Eingang, und der andere: Aller Augen warten auf dich. — Jener sinnige Spruch hat sich erfüllt: Der Ausgang aus des Meisters Haus wie auch der später wiederholte Eingang in dasselbe hatte bleibenden Segen für mich; ich zehre heute noch an seinem Gewinn. Und die Worte des 145. Psalms haben sich auch mehr, als ich es je erwartet und verdient, bewahrheitet: „Ich und die Meinen haben nie keinen Mangel gehabt!“

Und so schied ich unter Tränen von dem teuren Manne,

dem ich später aus Anlaß meiner Arbeit über seine Werke so nahe trat. Schrieb er doch an meinen Vater kurz vor dessen Heimgang: „Deinem Sohn schreibe ich selbst, er ist so freundlich und gut zu mir, was mich innig rührt. Schade, daß wir soweit getrennt sind, wir würden gut zusammenhalten.“

Auch von meinen Kollegen Kleinig und Zeh — Porst war ganz unerwartet ausgetreten — schrieb ich mit Herzlichkeit. Ich fand sie im Atelier in voller Tätigkeit, Zeh an seinem ersten Selbstbilde, einem Motiv aus dem Ziegenrunde. Auf meinen Wunsch, es möge mir jeder zur Erinnerung an unser Zusammensein in Loschwitz einige Striche von dort geben, sagten sie mir bereitwilligst zu. Kleinig, der nichts da hatte, forderte mich auf, ich solle nur am Sonntag recht früh zu ihm kommen und dreimal tüchtig an der Klingel ziehen, damit er gleich wisse, wer es sei; denn er mache, da er Sonntags gern lange schlafe, niemandem auf. Doch ich lernte seine mir so oft geschilderte Schlaueheit kennen: er wollte mir nichts geben und griff deshalb zu dem Erkennungszeichen: dreimal tüchtig klingeln. Er erreichte damit denn auch seinen Zweck, und ich wurde wacker ausgelacht.

Kleinig und Zeh traf ich nachmals bei einem längeren Aufenthalt in Dresden im Sommer 1859 und erfreute mich ihrer unveränderten Gesinnung; mit Porst war ich während meiner Studienzeit in München oft zusammen und verkehrte sehr gerne mit ihm.

Noch nie war ich nach der Friedrichstadt gekommen, und doch interessierte es mich, die Geburtsstätte meines Lehrers zu sehen. Der auffallende Unterschied zwischen der belebten Residenz und der stillen Vorstadt machte sich gleich beim Eintritt in die gerade, sehr breite und dabei fast menschenleere Friedrichstraße bemerklich. Neben den niederen Häusern fiel das Palais des Grafen Marcolini und die am Ende der Straße gelegene Kirche doppelt auf. Dies gab dem Ganzen — man kann es nicht richtiger bezeichnen — den Charakter

eines Landstädtchens. Das Haus No. 44 dieser Straße, in welchem am 28. September 1803 Adrian Ludwig Richter das Licht der Welt erblickte, ist erst im Jahre 1898 wieder ermittelt worden.

Um meinem Onkel einen bleibenden Beweis meiner Liebe zu geben, hatte ich ihm seine Vaterstadt und Bruder Philipp sein Geburtshaus, das großväterliche Haus des Stadtuhrmachers Hoff in der Schlefingergasse gezeichnet. Die Ueberraschung verfehlte ihren Zweck nicht; der gute Mann war ungemein erfreut über dieses prunklose Geschenk. Das alte Haus in seiner Ursprünglichkeit, mit dem Ueberbau, den mit Eisen schön veritterten Fenstern im Erdgeschosß und der Hauptzierde, der interessanten, wie ein Arm weit herausreichenden Uhr mit ihrem reichen großen Zifferblatt, die noch unveränderte, unregelmäßige alte Straße, alles rief ihm nicht ohne stichtliche Wehmut seine Kindheit und Jugendzeit zurück. Ich hatte das Ganze mit der Aufschrift: Grüß Dich Gott, Du liebe Heimat, Vaterstadt und Vaterhaus! versehen, auch eingerahmt, damit es gleich seinen Platz bekommen könne. So fand es mein nichts ahnender Onkel in seinem trauten Heim auf dem Tische stehen, als wir am ersten Advent von dem gemeinschaftlichen Abendmahlsgang in Friedrichstadt zurückkehrten.

Es war ein schwerer Augenblick, als ich mich tiefbewegt von dem mir lieb gewordenen Hause in der Moritzstraße trennte, wo ich die schönsten Tage meines Lebens genossen und meine einstige Lebensgefährtin gefunden hatte!

Wieder in der Heimat.

Don meinem Bruder Jean begleitet ging ich an den Bahnhof. Es war eine sternhelle, eisigkalte Winternacht. Die Fenster des Coupés waren so dicht gefroren, daß ich kaum das Spitzhäuschen auf der Höhe noch gewahren konnte; ich wollte es so gern noch einmal sehen, denn ich wußte, daß die Rückkehr in das Sachsenland in weiter Ferne lag. Bald fiel ich in tiefen, langen Schlaf, aus dem ich erst erwachte, als wir in Marburg waren. Ein herrlicher Anblick, die Umrisse der schneebedeckten alten Bergstadt mit ihren bewaldeten Höhen im Morgengrauen.

Ich hatte außer Bräuer niemandem meine Ankunft gemeldet. Ihn sah ich denn auch beim Einlaufen des Zuges, unverändert, wie wenn er noch vom 13. April, als ich an derselben Stelle abgefahren war, dastände, die kleine schwarze Gestalt, eingehüllt in den über die Schulter geschlagenen spanischen Mantel. Mit den Worten: „Na, Alter, da bist Du ja!“ kam er auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

Um die Promenade, deren uralte, wie ein Laubengang gezogene Akazienbäume in Duft gehüllt und mit Reif bedeckt einen feenhaften Anblick boten, ging es in unsere Straße, die „eiserne Hand“. Es drängte mich, schon aus dem Wagenschlag nach dem mit Nr. 8 u. 9 bezeichneten kleinen Hause zu sehen, ob sich vielleicht eines von meinen Lieben zeige. Nun stand ich an dem Gittertor, dessen Pfeiler den Namen: I. N. Hoff trug, zog die Glocke und wahrte alsbald das liebe Gesicht meiner Mutter in dem Fenster Spiegel. Sie erkannte mich; ich hörte sie deutlich rufen: „Der Fritz!“ Wie eilte ich, das beste

Mütterchen, das mir auf der Treppe entgegenkam, zu begrüßen! Es war ein schönes, freudiges Wiedersehen, dem sich alsbald Schwester Sophie zugesellte.

In der warmen Wohnstube war es für mich gänzlich Durchfrornen ein langentbehrtes, behagliches Empfinden, von der Mutter aufs liebevollste gepflegt zu werden. Alles kam mir so neu, ich möchte sagen, viel wohlhabiger vor, und doch waren es unverändert die altbekannten lieben Räume, die mich umfingen. Überrascht blieb ich nur vor einem Gegenstand stehen: Philipp und Sophie mustzierend, von Bräuer den Eltern zur silbernen Hochzeit (am 18. Mai 1853) gezeichnet, eine herrliche Arbeit!

Die Mittagszeit nahte. Vater, der bis 12 Uhr Unterricht zu geben hatte, und Bruder Philipp, der bei Bildhauer von der Launitz¹⁾ arbeitete, mußten bald kommen; ich erwartete sie, besonders den Vater, sehnsüchtig und verließ das Fenster nicht, von welchem aus ich ihn die Straße heraufkommen sehen mußte. Endlich — der stattliche Mann bog um die Ecke. Ernst wie gewöhnlich sah er nach dem Euginland; doch als er mich gewahrte, verzogen sich sofort die Wolken, und sein Gesicht wurde eitel Sonnenschein! Die Erregung war mächtiger als mein Wunsch, wenn möglich dem geliebten Mann bis hinunter in den Hausflur entgegen zu eilen; der flinkere Vater ist die beiden Treppen schon oben, und wir fallen uns in die Arme. Mutter und Schwester waren Zeugen der väterlichen und kindlichen Liebe.

Nicht ohne Bangen sah ich dem Augenblick entgegen, da ich meinem Vater Herrn Professor Richters Brief überreichen mußte. Groß war sein Verlangen, denselben zu bekommen. Da ich ihn jedoch im Koffer hatte, geduldete er

¹⁾ Eduard von der L., geb. 23. November 1797 in Grobin in Kurland, gest. 12. Dezember 1869 in Frankfurt a. M.

sich bis nach Tisch. Wahrlich, ich konnte mit dem Inhalt zufrieden sein; ganz beschämt war ich über die große Güte, die sich in dem milden Schreiben aussprach¹⁾.

Am Nachmittag, als der Vater in die Schule gegangen war, drängte es mich, Bräuer in seinem Atelier zu besuchen. Ich muß damals nicht übel ausgesehen haben; denn Julius Hamel²⁾ trat mir am Eingang des Städelschen Kunstinstitutes mit den Worten entgegen: „Kerl, Du siehst ja aus wie Andreas Hofer!“ Möglich, daß ich die Veranlassung zu seinem bald darauf gemalten schönen Bilde „Andreas Hofer“ war.

An Bräuers Türe hing sein Selbstbildnis im Profil, über Lebensgröße in Kohle gezeichnet³⁾. „Man soll sehen, wer hier ein- und ausgeht,“ war seine hochfahrende Erklärung. Wie war ich erstaunt, meinen Freund auf einem Gerüste an einer umfassenden Arbeit: „Savonarola zum Verhör geführt,“ tätig zu sehen. Die Farbenpracht, welche er bei vollendeter Zeichnung seinem Karton zu geben wußte, trug nicht wenig zur Großartigkeit des Eindrucks bei. Und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß bis dahin im Städelschen Kunstinstitut von Schülern der Historienmalerei ein Werk von solcher Bedeutung und Vollendung noch niemals ausgeführt worden war, selbst von Alfred Rethel⁴⁾ nicht; denn dieser hat seine hervorragendsten Leistungen, Totentänze und Hannibalzug wie auch die Nacherer Fresken lange nach seinem Austritt aus Veits Schule geschaffen. Bräuer erfreute sich bei der Aus-

¹⁾ Der Brief enthielt außer einigen Bemerkungen über meinen Fleiß und guten Willen die Ansicht des Herrn Professors über meine natürliche Beanlagung und den insolge dessen einzuschlagenden Studiengang, wie ich sie oben bei meiner Rückkehr von Meissen und bei meinem Abschied von dem Meister erwähnte.

²⁾ J. H., geb. 9. Februar 1834 in Dillenburg.

³⁾ Von Joh. Friedrich Hoff, dem es Bräuer bei seinem Abschied von Frankfurt 1856 gegeben, dem Städelschen Kunstinstitut geschenkt.

⁴⁾ A. R., geb. 15. Mai 1816 in Haus Diepenbend bei Aachen, gest. 1. Dezember 1859 in Düsseldorf.

stellung ungetheilten Beifalls, und Steinle¹⁾ hatte Ursache, stolz auf solchen Schüler zu sein²⁾).

Zu seiner Freude zierte ich mit Gärtners Nirengrottenkarton sein Atelier. Oft stand er in Betrachtung versunken davor; einmal traf ich ihn sogar, wie er aus König Oedipus recitierte:

Welche, mein Kind, welche Tochter war's der
Ewigwaltenden,
Die dich geboren, und war ihr
Pan, der Berghöhn Schirmer, war
Apollon ihr zugefellt? Der
Liebt ja die Wildnisse, liebt Bergwaldungen.
Oder war's Kyllenes Herrscher,
War es Bacchos, droben wohnend
Auf den gebirgigen Höhn, der
Dich gewann von Einer
Aus Helikons Nymphenchor, mit dem er oft Scherz
treibt?

¹⁾ Eduard von St., geb. 2. Juli 1810 in Wien, gest. 18. September 1886 in Frankfurt a. M.

²⁾ Die „Vidasfalia“ (Beilage des Frankfurter Journals) brachte unterm 23. Oktober 1864 folgenden Bericht darüber:

„Über das, was die Ausstellungssäle des Städtischen Kunstinstituts im Laufe der letzten Woche Neues gebracht haben, können wir kurz sein. Nur ein bedeutendes Werk hat sich uns dargeboten, und wir freuen uns, in seinem Schöpfer, der uns schon durch die sehr gediegene und reiche Komposition des Gedenkblattes für Prof. Hundeshagen in Heidelberg bekannt geworden ist, ein vielversprechendes Talent für die eigentliche Historienmalerei begrüßen zu können.

Ulbrecht Bräuer von Breslau, ein Schüler Steinles, hat den Dominikanermönch Girolamo Savonarola zum Gegenstand einer großen Komposition gemacht, die er für den Grafen Reichenbach ausführt. Der colorierte Karton wird von dem Künstler selbst als noch unvollendet bezeichnet; es läßt sich also vorerst nur die Komposition und Farbenhaltung im Ganzen beurteilen, die vollendet ohne Zweifel noch Manches harmonischer gestalten wird.

Der Künstler stellt den Moment dar, wie Savonarola in die Signoria

Auch ein anderer Schüler Steinles, Leopold Bode¹⁾, wurde aufgesucht. Er malte die beiden Marieen am Grabe Christi, eine ernste Komposition, wohlthuend in ihrer Einfachheit und Färbung. Daß aus ihm etwas Tüchtiges geworden, beweist Schwinds Urteil, der auf seinen Reisen durch Frankfurt Steinle jedesmal besuchte und dabei nicht verfehlte, auch zu dessen Schülern zu gehen, von welchen er die ehrende Meinung hatte,

¹⁾ Professor L. B., geb. 11. März 1831 in Offenbach a. M.

geschleppt wird. Es ist Spätabend. Wir sehen uns an den Stufen der Signoria; im Hintergrunde ragt die Kuppel des Domes zum düsteren, noch schwachgeröteten Himmel empor. Das Opfer ist schon bis zu den obersten Stufen hinaufgezerrt; aus der Pforte treten Diener mit Fackeln, die auf die Hauptgruppe Licht werfen. Der Unglückliche, geknebelt, vorwärts gestoßen unter Flüchen und höhnenenden Verwünschungen, hebt das leidenvolle, blasse Antlitz empor gen Himmel, wo der thront, dessen Leiden er nun auch zu empfinden gewürdigt ist; ihm entgegen streckt einer der Räte, der herausgeeilt ist, sich am Anblick des Opfers zu weiden, sein von teuflischem Hohn erfülltes Gesicht. Hinter Savonarola drängt sich ein Haufe Volkes, Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, unter allen hervortretend der abscheuliche Mönch, der sich mit unzweideutigen Geberden dem rohen Weib naht. Das Volksgedränge türmt sich bis zu den Pforten der Signoria auf und noch empor bis zu den Säulen des ersten Gelasses, von denen Neugierige herabschauen. Aus den meisten hört man Hohn und Verwünschung, und nur einzelne in dem großen Schwarm geben sich als Freunde zu erkennen. Vorn unter der kleinen Schar — mit der schönsten Gruppe — seiner Anhänger, die in ihrer Ohnmacht nur jammern können über das Schicksal dessen, dem sie so oft mit Entzücken gelauscht haben, haftet der Blick auf der ergreifenden Gestalt der jungen Frau, in tiefsten Schmerz und Trauer versunken.

Der Künstler hat es verstanden, die Leidenschaften in allen ihren Abstufungen darzustellen, und dadurch unverkennbar seinen Beruf zum Historischen kundgegeben. Es geht durch die ganze gedankenreiche Komposition ein großartiger Zug, der uns mit den einzelnen Härten ausfühnt. Bei Vollendung des Bildes wird ihm auch das Schwierigste vollends gelingen: Savonarola selbst, der den Mittelpunkt bildet, gleichsam als Leuchtturm in brandender See, so hervorzuheben und geistig auszustatten, daß der Blick besonders bei ihm Ruhe und Erhebung über den Sturm der Leidenschaften findet.“

Brüders Savonarola befindet sich im Besitze der Prinzess Löwenstein, Schloß Langenzell bei Neckargemünd (Station Bammental).

daß sie doch noch Sachen machten, über die man in München glaubte, glücklicherweise hinaus zu sein. Hier sah er Bodes Alpenbraut für den Grafen Schack¹⁾). Er rühmte das Bild und sagte scherzend: „Das ist ja gerade als ob ich es gemacht hätte, nur daß ich nicht so gut malen kann!“

Steinle hatte einen Komponierverein ins Leben gerufen, an welchem sich außer ihm seine Schüler Leighton²⁾), Bucher, Gamba, Winterwerb³⁾), Bode und Bräuer beteiligten. Allmonatlich sollte eine Arbeit gebracht werden und eine Kritik sich daran anschließen. Einmal fertigte Leighton innerhalb der gegebenen Zeit ein großes Oelbild, das er Steinle schenkte: Tod des Baumeisters Brunellesco zu Florenz am Tage der Einweihung der von ihm erbauten Kuppel des florentiner Domes. Niemand hatte davon eine Ahnung gehabt, und so waren alle, als dies Riesenopus von Dienstleuten ins Atelier des Meisters gebracht wurde, aufs höchste erstaunt, nicht weniger aber über die Leistung selbst. Ein andermal überraschte er durch eine prächtige Zeichnung: Signorelli an der Leiche seines schönen Sohnes⁴⁾). Leighton tat sich in diesem Verein — er war nicht mehr im Institut — am meisten hervor, und „doch blieb er in seiner Kunst immer zu viel Engländer.“

Ich dachte mit allem Ernst an meine neue Tätigkeit, das Malen, und schaffte mir in der Prestelschen Kunsthandlung⁵⁾), damals noch in der großen Sandgasse No. 9, das Nötige an. Das anheimelnde, enge Lokal, das so viel Herrliches barg, hatte für mich großen Reiz.

¹⁾ Graf Adolf Friedr. von Schack, geb. 2. August 1815 in Bräsewitz bei Schwerin, gest. 14. April 1894 in Rom.

²⁾ Frederick L., geb. 3. Dezember 1830 in Scarborough in Northshire, gest. 26. Januar 1896 in London.

³⁾ Philipp W., geb. 30. Juni 1827 in Braunbach a. Rh., gest. 6. Januar 1873 in Frankfurt a. M.

⁴⁾ Von Inspektor Passavant dem Städtischen Kunstinstitut geschenkt.

⁵⁾ 1774 von „J. U. C. Prestel“ gegründet, zu jener Zeit im Besitz von Ferdinand Prestel, geb. 14. März 1826 in Frankfurt a. M., gest. 1. November 1890 in Homburg v. d. Höhe.

Zum erstenmale stand ich als Maler vor der Staffelei, neben mir der wohlgespizte Malkasten. Welch ein Entzücken, als ich die Farben der Ordnung nach auf die Palette setzte! Alles kam mir so selbstverständlich vor, daß mir über der Freude gar nicht der Gedanke kam: wirst du denn auch etwas fertig bringen? Es ging, als hätte ich es immer geübt. Waren auch die ersten Sachen eigentlich als Versuche zu betrachten, so war man doch erstaunt über den Erfolg. Als ich das merkte, da arbeitete ich mit einem Riesenfleiß, und in kurzer Zeit hing eine ganze Anzahl schöner Architekturen, wenn auch nur Kopieen nach entzückenden Naturstudien meines Lieblingskünstlers Dielmann u. a., an den Wänden. Ich fühlte mich in meiner Kunst äußerst glücklich und machte sichtlich Fortschritte, sodaß ich bald ein besserer Maler als Zeichner war, wobei mir freilich meine bestimmte Art zu zeichnen zu statten kam. Wäre ich in Dresden gewesen, ich hätte den Mut gehabt, die Bilder von Canaletto, die mich so begeistert hatten, zu kopieren. Sie wären mir gewiß nicht mißlungen.¹⁾

Nach getaner Arbeit ging ich meist zu Bräuer. Seine Wohnung auf der großen Eschenheimergasse No. 40 hatte er verlassen. Er hatte sie seine „Harmonie“ genannt, weil er, der Musikbedürftige, sich einen Flügel gemietet, worauf ihm der jugendliche, frische Hanauer Gymnast Otto Schäfer²⁾, mein späterer Rektor und Freund, mit einem fügsamen Musiker vom 38. preußischen Regiment, (das noch von 1848 hier lag) und Bruder Philipp als Violinspieler Beethovensche Musik vortrug.³⁾ Er wohnte jetzt auf dem Domplatz No. 5 bei einer

¹⁾ Während meines Aufenthaltes im Elternhause modellirte Bruder Philipp eine prächtige lebensgroße Büste von mir.

²⁾ Conrad O. Sch., geb. 19. Mai 1838 in Hanau, seit 1877 Rektor an der Bethmannschule.

³⁾ Von Bräuers Freunden, die sich wahrhaft um ihn verdient gemacht, nenne ich: Maler Thomas, an den er von Ludwig Richter warm empfohlen war; Buchhändler Heinrich Zimmer, dessen Haus ihm stets eine Zuflucht bot; Musiker Dr. Bernhard Schädel, welcher ihm den Auftrag

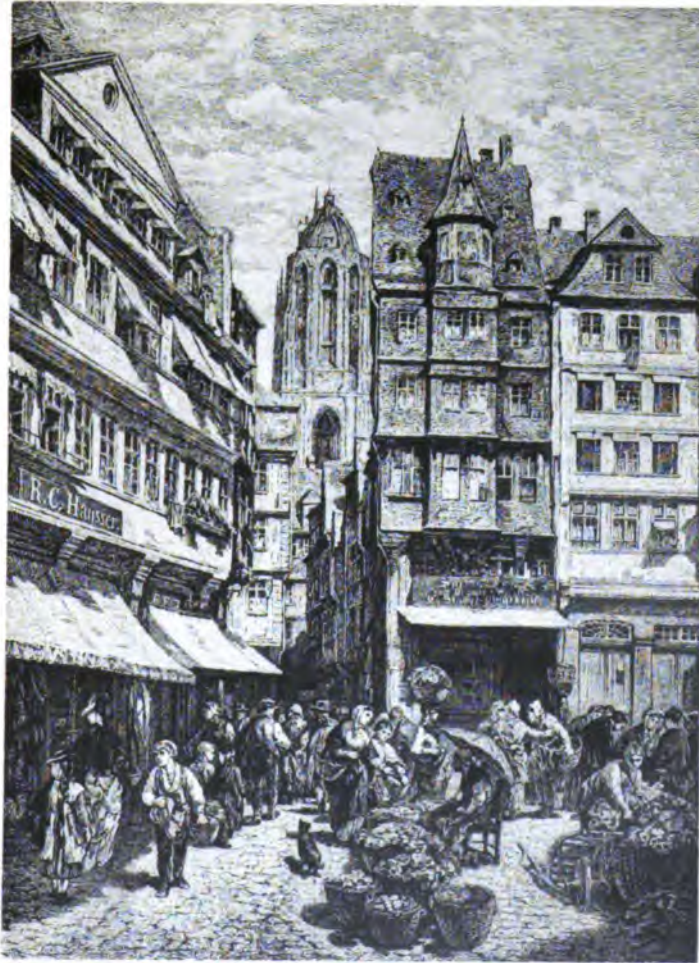
waderen Witwe, die für ihn mit großer Geduld sorgte. Denn Geduld war bei seinem Charakter, der in selbstquälerischer Weise sich und anderen viele schwere und trübe Stunden bereitete, wahrlich nötig. Das war ein poetischer Aufenthalt, hochoben im dritten Stock. Neben dem Hause, dessen äußere Zierde ein Madonnenbild ist, steht der alte Kaiserdom mit dem Pfarrturm, dessen früh-, Mittags- und Abendgeläute feterlich ertönt. Das anzuhören und dabei den Blick hinunter auf das Gewühl des Dom- und Marktplazes schweifen zu lassen, bot stets großen Genuß.

Durch das Wohnen in der Altstadt kam Bräuer auf den phantastischen Einfall, sich altdeutsch zu kleiden. Und wirklich, als ich eines Mittags zu ihm kam, empfing er mich — ich mußte laut auflachen — nicht ohne Verlegenheit „im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut“, und forderte mich auf, so mit ihm durch die Stadt zu gehen. Aber es war ihm nicht geheuer zu Mute, und wir kamen auch nicht weit: denn kaum auf dem Altmarkt, rief auch schon mit schallender Stimme ein Marktweib der ihr gegenüberstehenden Höckerin zu: „Liesi, guck emol den Olwel mit sei'm ei(n)-fallende Licht uff der Nas!“ womit sie die Brille meinte. Unter allgemeiner Heiterkeit der Weiber traten wir rasch den Rückzug an, und Bräuer war für immer geheilt.

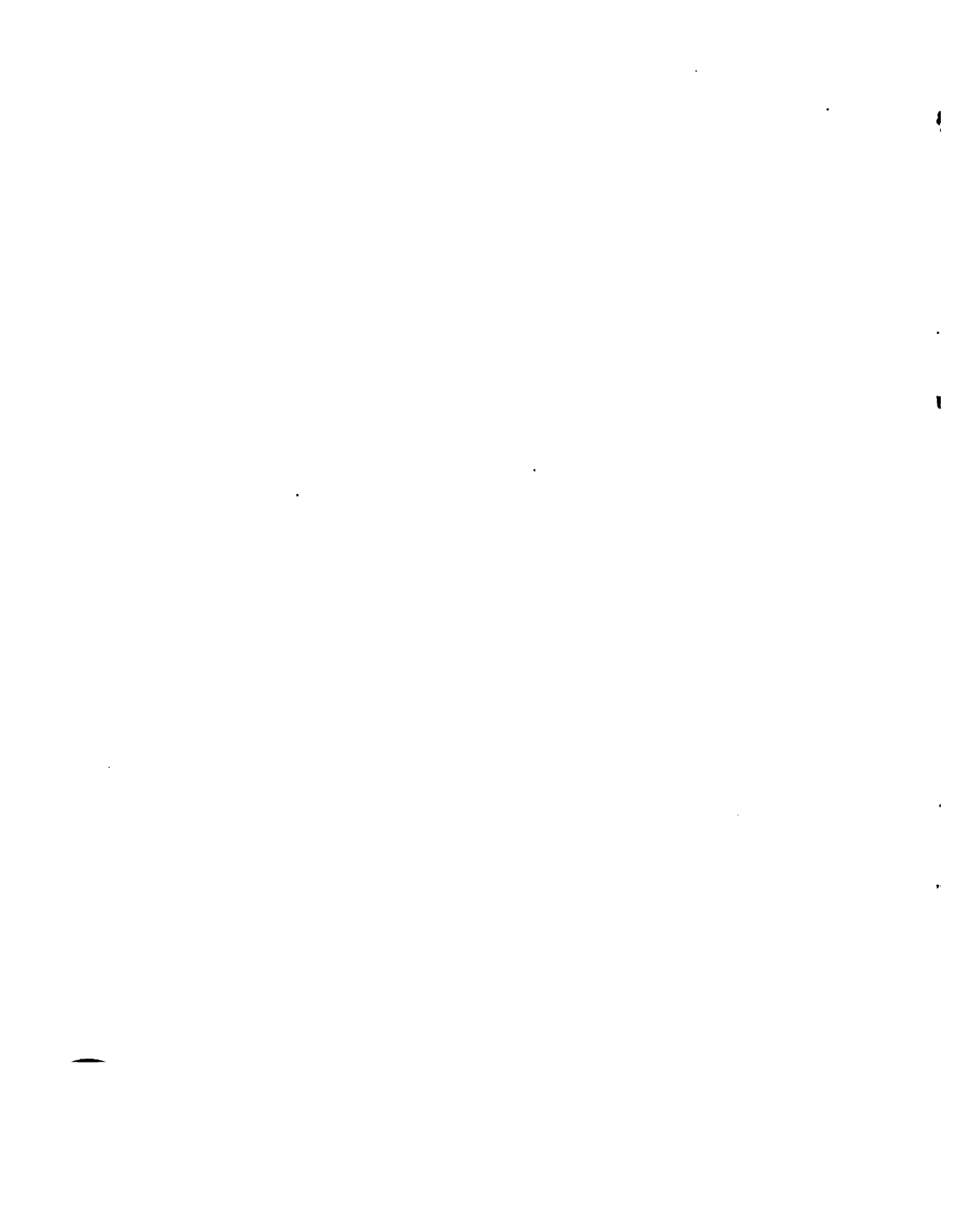
Auf unseren Abendwanderungen, woran sich oft Bode, Bruder „Philippus“ und Freund Würtz aus der Heyder & Zimmerschen Verlagshandlung (Buchgasse Nr. 16, im Weydtschen Hause) beteiligten, gingen wir am liebsten in die Altstadt, auf den Römerberg und Markt, also ganz entgegengesetzt

des „Savonarola“ verschaffte; den anregenden reformierten Pfarrer Sudhoff,*) früher katholischer Priester; Peter Diehl, Lehrer am Waisenhaus, der oft für Bräuers tägliches Brot sorgte; und Banquier Albert Gispf, seinen hochherzigen Gönner.

*) Lic. theol. Karl Jakob S., Pfarrer der reform. Gemeinde, geb. 12. April 1820 in Kappeln (Rheinpreußen), erwählt 9. Juni 1852, gest. 30. September 1865 in Kreuznach.



Der alte Markt am Römerberg in Frankfurt a. M.



der Ansicht „des Herrn von Goethe“, der sich „nur selten über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen mochte und immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden engen und häßlichen Fleischbänken floh.“ Welch eine Welt für uns, alle die Gassen und Gäßchen! Da kam das Rapunzel-, „Sturzmahnen-“, Schwertfeger-, Drachen- und Golden Hut-Gäßchen; da ging es vorbei an dem steinernen Haus, hinter dem „Lämmchen“ herum über den Hühnermarkt, unter den Tuchgaden nach dem Weckmarkt und Gartüchchenplatz; alles architektonisch Bedeutende, wie der Dom selbst, das Leinwandhaus und Fürsteneck mit ihren Wehrgängen und Ecktürmen wurde betrachtet, sodaß wir bei solchem Reichtum gar nicht begriffen, wie Goethe sagen konnte: „In Frankfurt war damals nichts architektonisch Erhebendes zu sehen¹⁾.“ Hunger, Durst und das Verlangen nach Ruhe trieben uns dann zuweilen in die urgemüthliche Uepfelweinkneipe „zum Lindenbaum“ in der Saalgasse. Hier trafen wir meist ein Quartett sogen. „Brotgeiger“ an, von welchen die, welche Ohren dafür hatten, für einige Kreuzer allerlei gute Sachen hörten. Seine etwaigen Wünsche konnte man mittels einer erhöhten Gabe anbringen. Auf vollendete Durchführung machte man natürlich keinen Anspruch, und diejenigen, welche überhaupt nicht wegen der Musik gekommen waren, tranken bei geselliger Unterhaltung, behaglich ihre Pfeife schmauchend, ihren Schoppen Hohenastheimer. Es waren meist Stammgäste, „hiesige achtbare Berger“, besonders Metzger, die, in Hemdärmeln und die blendend weiße Schürze um, sich nach des Tages Last und Mühe am Abend gütlich taten. Das immerwährende laute Gesumme bei der Musik berührte Bräuer höchst unangenehm. Endlich riß ihm einmal die Geduld; es war dem für die musikalischen Heroen Begeisterten Bedürfnis mit Worten für sie einzutreten, und mit eindringlicher Schärfe rief der

¹⁾ „Diese Bemerkung ist einer von den Gedächtnisfehlern, die Goethe bei Wahrheit und Dichtung untergelaufen sind.“

jugendliche Ungestüm dazwischen: „Meine Herren, ich bitte um etwas mehr Ruhe! Hören Sie denn nicht, daß Mozarts „Dong Juang“-Ouverture gespielt wird?“ In der Tat erzielte er auf Augenblicke die gewünschte Stille. Das Ungewohnte hatte etwas zu Ueberraschendes; ja es wurde über die naive Art herzlich gelacht, und triumphierend erhob der Kleine sein Haupt.

Zur Weihnachtszeit war gewöhnlich der Christmarkt auf dem Römerberg unser Ziel, ein herrlicher Anblick, besonders wenn bei Mondschein die glitzernde Schneedecke über dem maleitischen Architekturbild ausgebreitet lag. Die Reihen der zeltartigen Buden werden von den weit über sie ragenden schönen alten Häusern, deren Dächer und Giebelseiten meist mit Schiefer gedeckt sind, eingeschlossen, nur unterbrochen durch den engen Markt, dem der in den tiefblauen Sternhimmel ragende Pfarrturm einen prächtigen Abschluß gibt. Das Geflimmer der unzähligen Lichter in den Buden und Fenstern der Häuser hatte, zumal wenn plötzlich die mächtigen Domglocken den heiligen Abend verkündeten, etwas so feierlich Stimmendes, daß wir uns von unserem erhöhten Standpunkte, den Treppen des Römers, in dessen erleuchteten weiten Säulenhallen die Christbäume verkauft wurden, gar nicht entfernen mochten. Wenn wir dann alles andere vergessend in das buntbewegte Getreibe hineinschauten, ahnten die Vorübergehenden nicht, was uns so fesselte.

Durch den Eindruck des unvergleichlichen Weihnachtsmarktes angeregt, veranlaßte mich Bräuer, gemeinschaftlich mit ihm ein figurenreiches Architekturbild zu fertigen. Die Figuren mußten wie bei Schwind's „Ritter Curts Brautfahrt“ die Hauptsache werden, und das sei sein Anteil an der Arbeit; er hätte sich das Ganze schon ausgedacht, es sei gewiß eine glückliche Idee, und ich solle mich nur gleich daran machen, die nötigen Studien zu zeichnen. Der Vorschlag, in welchem ich Bräuers Interesse für das Feld, welches ich jetzt betreten,

erkannte, machte mir viel Freude, und da der Februar wahres Frühlingswetter brachte, ging ich in den Mittagsstunden, wo es an dem von uns gewählten Platz, dem Salzhaus, besonders warm war, tagtäglich hin und zeichnete vor allem den Markt, dessen Zierde gleich am Eingang das schöne Eckhaus „zum Engel“ bildet, mit erkerartigem in ein Türmchen ausgehendem Vorbau, ganz mit Schiefer bekleidet. Die zahllosen verschiedenen Fenster und Fensterchen, die Dachgauben und Schornsteine, alles zeichnete ich mit der größten Genauigkeit, um dann mit Sicherheit den Entwurf und die Ausführung machen zu können. Ich brachte Freund Bräuer meine fertige Federzeichnung; aber obwohl er dadurch aufs neue mit Interesse für die Sache erfüllt wurde, ging es wie oft mit solchen Plänen: es wurde nichts daraus. Ich aber hatte in meiner Unbedachtsamkeit über meinem Fleiß ganz meine Gesundheit vergessen; denn obschon die Sonnenwärme wohlthuend wirkte, war es doch Winter. Durch mein anhaltendes Sitzen auf der steinernen Treppe hatte ich mir eine schwere Krankheit zugezogen, die bald darnach in München ausbrach.

Mit dem Frühling kam die Zeit, wo ich mich gleich dem Jahre vorher zum Fortgehen rüstete. Die mancherlei Eindrücke, welche ich in der Heimat aufgenommen, der Vorteil, welchen ich durch anhaltenden Fleiß in meinem Beruf gewonnen, ließen mich mit frohem Mut meinem Aufenthalt in Bayerns Hauptstadt entgegensehen. Bei alledem wanderten meine Gedanken oft nach unserer Schwesterstadt, dem freien Hamburg. Die Nachrichten, wenn auch nicht häufig, sagten mir deutlich: „Du bist nicht vergessen!“ Wir hielten an unserer gemeinsamen Devise: „Harre, dulde, schweige“ in Treue fest. Es schwebte icht ihr liebes Bild, ihr süßes Bild mir vor.

Nach München.

Am Abend vor meiner Abreise nach München war ich mit meinem Vater allein zu Hause. Als er sein Tagewerk beendet, den Grabstichel hingelegt, verlangte er mein Taschenbuch, um mir noch einige Zeilen, auf welche mein Auge immer wieder falle, mit auf den Weg zu geben.

Er schrieb:

„Donnerstag, am 23. März 1854.

Lieber, teurer Sohn!

Sei recht wachsam, daß man Dir nicht Deine Krone raube! Sei recht streng gegen Dich, daß Du uns gesund an Seele und Leib zurückkehrst. Trau, schau, wem, schrieb mein seliger Vater oft in Briefen. Reise mit Gottes Segen! Benutze Deine Jahre, die schönste Zeit Deines Lebens, recht gewissenhaft. Lebe wohl!

Stets Dein treuer Vater
J. U. Hoff.“

Mit diesen Segenswünschen verließ ich die Heimat zum zweitenmal.

Die Fahrt längs des Odenwaldes bot bei der eben erwachenden Natur viel Genuß, und die Erinnerung an das auf Schloß Uuerbach am 28. Mai 1852 begangene „Künstler-Maisfest“ verschönte sie. Eine wohltuende Ueberraschung bringt der Neckar und für einen Moment das Heidelberger Schloß. Im Schwabenland gewahrt man bald, wenn auch nur flüchtig, Maulbronn, den kleinen friedlichen Ort mit der bezaubernden Klosterkirche, über einem Wiesengrunde am Walde. Es fiel mir nicht nur der ausgeprägte Dialekt auf, sondern überhaupt

die plötzlich herrschende schwäbische Art, die sich in dem lebendigen, lauten Treiben des sich herzubrägenden Landvolkes an den Stationen und in den vollen Wagen zeigte.

Es dunkelte bereits, als ich in Stuttgart ankam. Der Weg nach der Silberburgstraße am Hasenberg, wo mein mit des Vaters jüngster Schwester Philippine¹⁾ verheirateter Onkel, Professor Christian Donner²⁾, wohnte, war weiter als ich vermutet; doch mich begleitete die angenehme Gewißheit liebevoller Aufnahme. Diese war aber auch über alles Erwarten! Schon an der Vortüre hörte ich aus der Wohnstube eine ungewöhnlich lebhafte Unterhaltung, die sich in immer höheren Stimmen und Stimmchen überbot, sodaß mein Klingeln gar nicht gehört wurde. Ich mußte einen kräftigeren Zug tun, und der wurde denn auch sofort vernommen, denn alsbald kam an die durch eine Kette geschützte Türe einer der kleinen Bewohner und frug fast ängstlich: „Wer ischts?“ — Ich darauf: „Detter Fritz!“ — Das zündete! Ein wahrer Jubel entstand, als die Nachricht von „Detter Fritzle“, den man auf seiner Reise nach München schon lange erwartet, ins Zimmer drang. Die ganze kleine Schar kam mir entgegen und führte mich im Triumph zu ihrem Mutterle! Wir waren uns noch fast alle unbekannt; doch die Schranken des Fremdseins fielen bei solchem Entgegenkommen schnell, und traulich saß ich bei den herzenguten Menschen.

Den Herrn Professor sollte ich erst anderen Tages am Frühstückstisch begrüßen. Auf ihn wurde in jeder Beziehung Rücksicht genommen, worauf die verständige Frau, von den erwachsenen Töchtern unterstützt, mit Strenge hielt. Schon waren wir alle zur gemeinsamen Morgenandacht versammelt, als der aus dem Nebenzimmer gebetene Hausvater mit den

¹⁾ Johanna Ph. D., geb. Hoff, geb. 11. August 1809 in Frankfurt a. M., gest. 22. Dezember 1866 in Stuttgart.

²⁾ Jacob Chr. D., geb. 10. Oktober 1799 in Crefeld, gest. 29. März 1875 in Stuttgart.

ernst freundlichen Zügen, dem in der Mitte geschittelten Haar, in das sich schon der Schnee des Alters gemischt, in seinen Flausrock gehüllt, aber trotzdem die blendend weiße Halsbinde um, hereintrat.

Manches Neue brachte mir dies Beisammensein. Ein wahrer Ausbruch von Liebe tat sich in dem Morgengruß des Vaters kund, der den meist noch schulpflichtigen Kindern fast den ganzen Tag durch seine Tätigkeit ferngehalten wurde. Bis endlich eins nach dem anderen von der kleinen Gesellschaft, jedes noch vor dem geliebten Mutterle ein kurzes Gebet sprechend, zur Schule entlassen war, bis dahin war viel Leben in der großen Familienstube, und Ruhe kehrte erst ein, als wir Erwachsenen allein waren.

Die Haupttätigkeit des Herrn Professors lag nicht in seiner öffentlichen Stellung als Gymnasiallehrer, sondern in der einsamen Gedankenarbeit, welcher er in seiner neben dem Wohnzimmer liegenden, jedes unnötigen Schmuckes entbehrenden, freundlichen Studierstube lebte. Seine Erscheinung, sein Wesen war würdig, respekt einflößend, er selbst ein biederer, schlichter Mann, ein echter Schwabe, dessen Treue gegen sein Vaterland sich so recht kundtat, als er 1841, nach Vollendung seiner Antigone, die Berufung König Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin ablehnte. Abgesehen von der ehrenvollen Ernennung hätte er auch bedeutenden pekuniären Gewinn gehabt, was bei seiner zahlreichen Familie eine verlockende Aussicht war. Selbst durch wiederholte Aufforderung und die ausdrückliche Erklärung, daß er ganz allein seiner Wissenschaft würde leben können, war er nicht zu bewegen, sein „Wirtenberg“ zu verlassen. Er dachte mit Uhländ:

Was kann Dir aber fehlen,
Mein teures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von Deinem Segensstand.

Ueberraschend war für mich der Eindruck, wenn der hochgelahrte Herr zeitweise aus seiner Studierstube trat, um die Seinen bei irgend einer Stelle seiner Arbeit zu fragen, ob diese so oder so besser, wohlklingender laute. Ging zu solchem Zweck die Türe auf, dann verstummte plötzlich aller Mund; man wußte, was des Vaters Kommen bedeutete. Da stand der in diesem Augenblick einzig und allein von seinen Helden, den Griechen, erfüllte Mann, den beschriebenen Bogen in der Hand, und trug, was ihm besonders am Herzen lag, mit merkwürdiger Lebendigkeit vor. Dann wurde darüber gesprochen. Blieb er unbefriedigt, so umzog sich seine Stirn, hinter ihm schloß sich sein Heiligtum und die alte lautlose Stille umgab ihn wieder wie vordem.

Zuweilen kam auch der Herr Professor herüber, um zu ruhen und sich an dem Gesang und Spiel seiner Töchter zu erfreuen. Den Unterricht erteilten Emilie Zumsteg¹⁾ und Frau Agnese Strauß, geb. Schebest, die geschiedene Gattin des Verfassers²⁾ des „Lebens Jesu“, eine auffallend energische, lebendige Dame, welche beim Lehren ihr Talent für Mimik, ihren früheren Beruf, nicht verleugnete.

Donners wollten auch gern etwas von mir auf der Flöte hören, und so entschloß ich mich, da ich mein Instrument nicht bei mir hatte, meines Vaters Jugendfreund, den Rechtskonsulenten Murschel, um das seine anzusprechen. Da kam ich aber an den Rechten! Auf's unangenehmste berührt fuhr er mich an: „Glaube Se etwa, daß mer des so erwünscht ischt, wenn mer e jeder beliebige Mensch mit seim Maul auf meiner flet rumwischt?“ Betroffen entschuldigte ich mich bei dem derben Mann ob meiner Bitte und wollte mich empfehlen; da aber drang er sie mir mit dem Zusatz auf: „Nehmet Se se

¹⁾ E. Z., geb. 9. Dezember 1796 in Stuttgart, gest. 1. August 1857 ebenda.

²⁾ David Friedr. Strauß, geb. 27. Januar 1808 in Ludwigsburg, gest. 8. Februar 1874 ebenda.

für ein Dag mit; aber habe Se's gehört? nur für ein Dag!" Mir fiel beim Fortgehen der ihm auf seine erste und letzte Rede im Parlament hin gegebene Spitzname „Morschel (Murschel)-Orschel“¹⁾ ein. Das Instrument aber, auf dem er vielleicht zum letztenmal 1822 zu meines Vaters Guitarrenbegleitung gespielt, war so eingetrocknet, daß sich das „mit dem Maul druff rumwische“ von selbst verbot. So kamen meine Verwandten um den Genuß meines Flötenspiels, und ich konnte dem höflichen Mann sofort sein Eigentum wieder zustellen.

Die von Rebhügeln umgrenzte Stadt gefiel mir ausnehmend. Hauptsächlich zog mich das alte „Stugert“ an, das noch erhaltene Bild der schwäbischen Landstadt, das Kleingewerbe in den engen Gassen, um den Marktplatz und die Stiftskirche zusammengedrängt. Gerade hier, wußte ich, wandelte einst täglich mein Vater. Ueber den „alten Schloßplatz“ mit seinem mittelalterlichen Schloß, das mit seinen runden Ecktürmen das Gepräge einer Burg bewahrt, ging er oft schon früh Morgens um fünf Uhr; denn die Schüler Müllers hatten die Verpflichtung, der Reihe nach das Atelier zu heizen. Um sechs Uhr fanden sie sich im Atisfaal ein, den Danner²⁾ leitete. Atelier und Atisfaal lagen in dem zum Schlosse gehörenden Eckgebäude, das die Benennung „die alte Kanzlei“ trug.³⁾ Der interessante Platz erhielt 1839 durch Thorwaldsens ideal schönes Standbild Schillers noch ganz besondere Weihe.

Von den Kunstwerken Stuttgarts fesselte mich im Museum Schicks⁴⁾ Apollo unter den Hirten, den ich aus meines Vaters Kupferstichsammlung, von seinem Freunde Riß⁵⁾ gestochen,

¹⁾ Einfältiger Mensch, Frankfurter Lokalausdruck.

²⁾ Johann Heinrich von D., der Bildner der Ariadne, geb. 13. Oktober 1768 in Waldenbuch, gest. 8. Dezember 1841 in Stuttgart.

³⁾ Jetzt die Königl. Hofapotheke.

⁴⁾ Gottlieb Sch., geb. 15. August 1779 in Stuttgart, gest. 11. April 1812 ebenda.

⁵⁾ Gottlieb R., geb. 1789 in Augsburg, gest. 24. September 1824 in Rom.

kannte. Auch in die neue Residenz trieb es mich, um Dietrichs¹⁾ großes Bild „Abraham erblickt das ihm verheißene Land“ zu sehen, auf welches mich mein Vater noch besonders aufmerksam gemacht, und von dem Julius Schnorr bei seiner Vollendung in Rom 1823 an von Quandt schrieb: „Es ist zum Verwundern schön geworden.“ Dadurch sah ich auch die großen Fresken von Hofmaler von Gegenbauer²⁾, meist aus der Geschichte des Grafen Eberhard im Bart, die mit merkwürdigem Geschick gemacht sind. Ich hatte dem Künstler Grüße von meinem Vater zu bringen und fand ihn in seinem Atelier in der alten Kanzlei an einem der letzten Kartons zu diesen Fresken, und zwar zu meinem nicht geringen Schrecken der Länge nach am Boden liegend, nachdem er mir noch eben ein lautes Herein zugerufen. Er ließ sich durch mein Eintreten nicht stören, fragte, sich nach mir wendend, nach Name und Begehr, reichte mir die Hand und unterhielt sich freundlichst mit mir.

Ich sah ihm mit Aufmerksamkeit zu und mußte die Leichtgligkeit, mit welcher er zu Werke ging, bewundern. Neben ihm stand ein Kasten voll gespitzer Kreide, schwarze und weiße, die er rasch verbrauchte. Plötzlich sprang er auf — er hatte dem letzten der Mannen durch Aufsetzen einiger Glanzlichter sein Fußzeug gepuzt —, und zwar mit einer Behendigkeit, die mich von dem schon älteren Mann erstaunte, aber auch zu nicht zu unterdrückendem Lachen brachte, da er mir nun seine außerordentliche Größe oder vielmehr Länge — ich mußte förmlich an ihm hinaufsehen — recht zeigte. Wirklich, ein jovialer Herr! Er lud mich zu „Gascht“ in die „alt Poscht“ wo er täglich mit einigen Freunden, meist Künstlern, worunter

¹⁾ Joh. Friedrich D., geb. 21. September 1787 in Biberach, gest. 17. Januar 1846 in Stuttgart.

²⁾ Joseph Anton v. G., geb. 6. März 1800 in Wangen, gest.

auch der meinem Vater befreundete Schlachtenmaler von Schnitzer¹⁾ sei, ein „klein(e)s Mitdageffe“ einnehme. Gern nahm ich die Einladung an, denn es interessierte mich, das alte Gasthaus in welchem mein Vater so oft aus- und eingegangen, zu betreten, und nicht weniger, den Adjutanten des Königs Wilhelm von Württemberg während der Freiheitskriege, von Schnitzer zu sehen, dessen schönen militärischen Kopf ich mir aus meines Vaters Porträtbuch vergegenwärtigte. So war ich an jenem Mittag, wenn auch in aller Bescheidenheit, in sehr vornehmer und doch angenehmer Gesellschaft.

Doch die genussreichen Tage in Stuttgart sollten nicht ungetrübt vorübergehen: ein heftiges Unwohlsein ergriff mich, sodaß ich mich zu Bette legen mußte. Mit Sorge sah ich den nächsten Tagen entgegen; denn der Gedanke, daß bei einer ernstlichen Krankheit die Pflege meinen Verwandten obliegen würde, war mir unerträglich. So raffte ich mich denn auf und reiste ab.

Kaum auf der Fahrt, besiel mich ein heftiger Schüttelfrost, sodaß ich mich der Schönheiten des Donautals nach der Feste Ulm nur wenig erfreuen konnte. Einer meiner Mitreisenden, ein Teppichwirker übte Samariterdienst an mir: er hüllte mich in seine warme Decke und leistete mir Handreichungen jeder Art. Mit ihm fuhr ich nach München, kehrte mit ihm im Oberpollinger ein, wir bezogen auf sein Zureden eine Stube, damit er, wie er wünschte, mir in der Nacht behülflich sein könne. Habe noch heute Dank, Du guter, wackerer Mensch!

Da die Nacht befriedigend verlief, hielt ich es für das Beste, mir rasch ein Zimmer zu suchen, und verabschiedete mich deshalb von meinem Pfleger, der seine Reise nach Landshut fortsetzte. In der nahen, noch im Bau begriffenen und recht wüsten Landwehrstraße fand ich das Gesuchte und richtete mich gleich,

¹⁾ Joseph Joachim v. Sch., geb. 19. März 1792 in Weingarten, gest. 30. April 1870 in Stuttgart.

wenn auch ohne Freude, zum Bleiben ein; nun wußte ich wenigstens, wo ich mein Haupt hinlegen konnte.

In dem Gefühl des Verlassenseins trieb es mich nach Nymphenburg zu meinem Landsmann, dem Bildhauer Mohr¹⁾, der dort in der Königl. Porzellanfabrik des Erwerbes halber eine Stelle angenommen hatte; er war der Einzige, den ich hier näher kannte. Der Weg, die schöne hundertjährige Lindenallee entlang, wollte für mich gar kein Ende nehmen, recht ermüdet kam ich in dem „bayerischen Versailles“ an und hatte die Freude, Mohr gleich beim Eintritt in das Gasthaus zum „Controlor“ beim Mittagessen zu treffen. Ein hübsches gegenseitiges Begrüßen! Ich teilte ihm meine Not mit, worüber er mich in seinem trockenen Humor zu beruhigen suchte.

Der am Nachmittag unternommene Spaziergang in dem ausgedehnten, phantastischen Schloßgarten mit den vielen Statuen, den durch Schwäne belebten Seen und den gewaltige Wassermassen speienden Fontänen, am Ende das riesig hohe, reich verzierte, gänzlich verrostete Tor, durch das man einen überraschenden Blick in die weite Landschaft und auf die ferne Alpenkette hat, schwebt mir heute noch wie ein Märchen vor. Das anhaltende Gehen brachte mir empfindliche Seitenschmerzen, sodaß ich mich bei Zeit zur Heimkehr entschloß. Mohr begleitete mich; er wollte sich überzeugen, wo ich wohne, um nach mir sehen zu können.

Das war für lange Zeit mein letzter Gang. Sofort ging ich zu Bett und erwachte am Morgen im heftigsten Fieber. Der Arzt wurde gerufen und erkannte alsbald eine Rippenfellentzündung. Dr. Drey, ein Jude, behandelte mich mit viel Liebe und Aufmerksamkeit, erklärte den Zustand für bedenklich und riet, die Meinen zu benachrichtigen. Da lag ich denn schwer krank in der großen, fremden Stadt, in der einsamen Stube, deren großblumige, golddurchwirkte blaue Tapete mir in meinem Fieber arg zu schaffen machte.

¹⁾ Joh. Matthäus M., geb. 30. Mai 1831 in Frankfurt a. M.

Es war eine rechte Prüfungszeit für mich; doch ruhig, ich darf sagen gottergeben, trug ich das mir auferlegte Kreuz. Meine Gedanken waren ausschließlich auf mein Ende gerichtet, das ich sicher erwartete, und mit Ernst bereitete ich mich darauf vor.

In der Heimat, wohin die besorgten Donners in Stuttgart mein Kranksein mit möglichster Vorsicht gemeldet, herrschte große Bestürzung, dank der Plumpheit des Pedellen Helfrich an der Musterschule, der meinem Vater einen offenen Brief mit den Worten überreichte: „Herr Hof, fasse Sie sich, des Schreibe enthält sehr bese Nachrichte aus Minche!“ „Nun, mein Sohn ist doch nicht gestorben?“ „Gestorwe grad noch net, awwer des kann noch komme. Mer sein ewens Mensche!“

Indeß, die Krankheit nahm einen guten Verlauf, und ich erholte mich in auffallend kurzer Zeit. Als mir der Arzt erlaubte aufzustehen — es war Ostersonntag, die Glocken klangen so feierlich von der nahen protestantischen Kirche — war draußen wieder vollständiger Winter: alles weiß, der Schnee wirbelte lustig in der Luft, und in dem gegenüberliegenden Biergarten waren die eben ausbrechenden jungen Knospen mit Schnee beladen. Um Tor stand in seiner frischen weißen Schürze der behäbige Wirt, unverwandt die Straße hinauffschauend, lupfte seine Sammetmütze und schickte sich an, einen Spaziergänger zu grüßen. Es war ein schlichter alter Herr mit vollem Schnurrbart und kräftiger Moutche, der gemächlich, den Kopf etwas gesenkt, daherkam, oft mit Aufmerksamkeit sich umsehend. Als er in der Nähe des sich tief verneigenden Wirtes war, grüßte er diesen aufs freundlichste und wechselte im Weitergehen einige Worte mit ihm. An den Fenstern zeigten sich die Bewohner und sahen dem Vorübergehenden so lange nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Was das wohl für eine hochgestellte Persönlichkeit sein mag? dachte ich. — Da kam auch schon mein recht derber

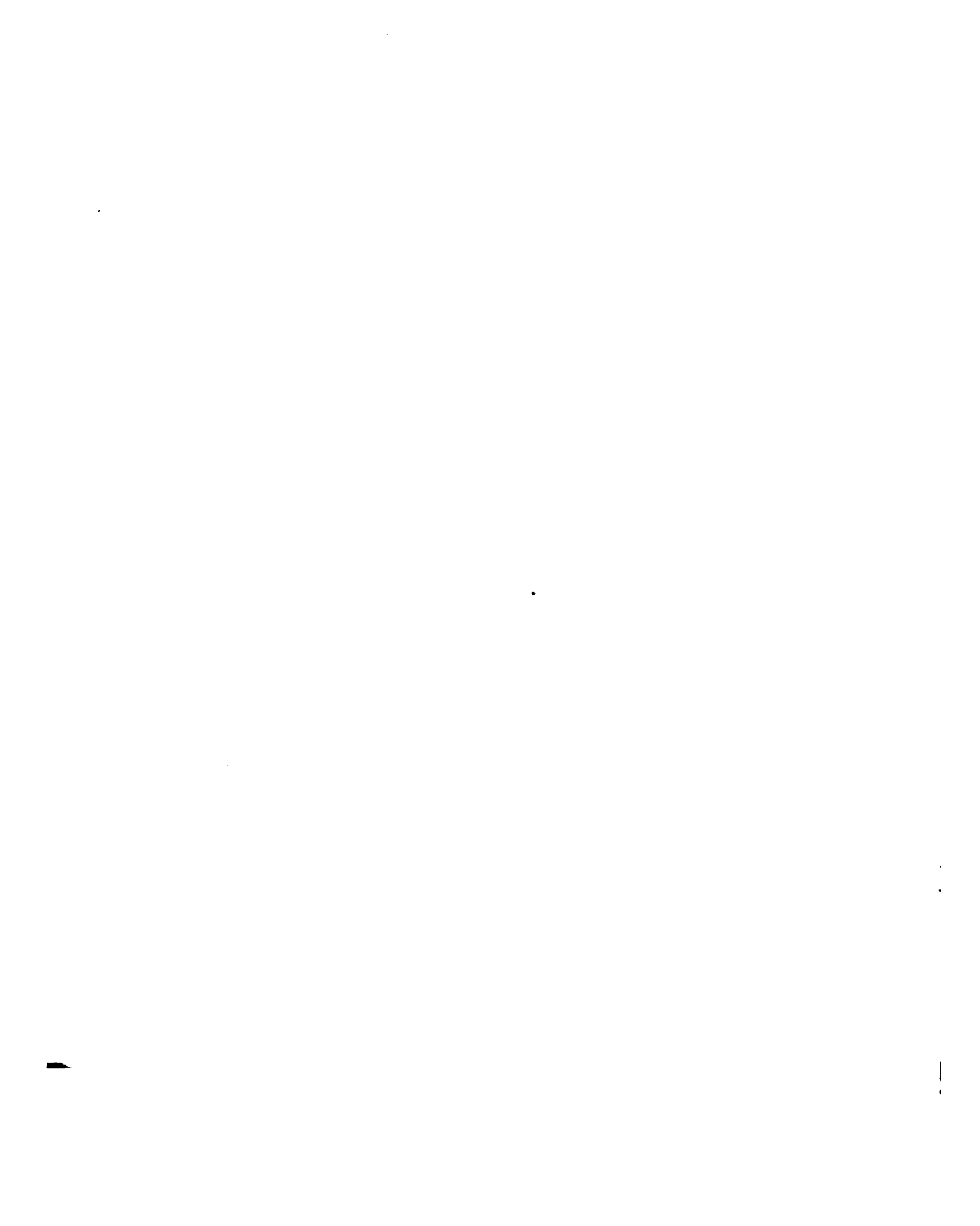
Mietsherr fast atemlos in mein Zimmer gestürzt, lief ans Fenster und frug: „Haben's denn a eb'n Se. Majestät unsern Kenig Ludwig gese'g'n? Grad eb'n is er drib'n auf d'Straßen gangen?“ Und sich vor mich stellend, mich am Rock zupfend und mich fest ansehend, um sich recht zu vergewissern: „Ja, hannsen g'feg'n?“ Nun wußte ich, wer der alte Herr im einfachen Rock und Cylinder war, der sein Stöckchen jedesmal mit Nachdruck in den schmutzigen, nassen Schnee stieß. Ich hatte ihn mir genau angesehen und mich besonders über seinen eigentümlichen Gang erstaunt. Eine gewiß seltene Liebhaberei für einen König, sich bei solchem Frühlingswetter, und noch dazu am feiertag, in seiner Residenz zu ergehen, und ein merkwürdiger Zufall, daß ich, bevor ich seine liebe Stadt mit ihren Kunstwerken besichtigt, ihn, den begeisterten Förderer, ja Begründer ihrer großen Mehrzahl sah.

Als das Wetter anhaltend schön geworden, regte sich in mir das Verlangen, mich in der warmen Frühlingsluft zu stärken. Mein Arzt gestattete mir dies, und so unternahm ich mit dankerfülltem Herzen meinen ersten Ausgang über den Karlsplatz mit dem damals noch in seiner Ursprünglichkeit erhaltenen Thor auf den nicht fernen Maximilians- oder Dultplatz, auf dessen ausgedehnter blendender Kiesfläche schon eine erstaunliche Hitze herrschte. Es war 11 Uhr, das Mittagsgeläute rief viele aus der Menge mitten im Gespräch zur Andacht: die Männer, vornehm und gering, zogen ihre Hüte, falteten ihre Hände zu kurzem Gebet, und als das Geläute verstummte, bekreuzten sie sich. Die erhebende Sitte packte mich so, daß auch ich unwillkürlich mein Haupt entblößte. Im Weitergehen alles beobachtend, kam ich an die alte Herzog-Mar.-Burg¹⁾, die ich mit ihrem schlanken, zierlichen Uhrtürmchen, ganz italienischen Charakters, ihren unregelmäßigen Giebeln und zahlreichen eigenartigen Gauben und Schornsteinen über-

¹⁾ 1579 von Herzog Wilhelm V. erbaut, jetzt umgestaltet.



Ludwig der Erste.



raschend schön fand; ihr gewölbtes, weites, dunkles Eingangstor bietet zugleich den nächsten Weg nach der Frauenkirche, deren Dach und gewaltige Kuppeltürme weit über die Marburg ragen. Ein wundervoll großartiges Architekturbild des alten MÜNCHEN, noch gehoben durch die Nähe des mit Bäumen bestandenen wasserreichen Festungsgrabens.

Im Begriff, meinen Gang fortzusetzen, fiel mir auf, daß die hier haltende Reihe Droschken mit einemmal schwenkte und mit fast militärischer Präzision front machte. Sämtliche Kutscher standen die Peitsche präsentierend auf ihren Böcken und schauten unverwandt nach dem vierspännigen, offenen Hofwagen, der soeben den Maximiliansplatz heraufrollte. Sein Weg wurde von einem die Peitsche schwingenden Vorreiter gebahnt: Se. Majestät König Maximilian II.¹⁾ kehrte von einer Ausfahrt heim. Mit welcher ehrlichen Freude wurde der geliebte Monarch von Groß und Klein begrüßt und ihm zugejubelt! Aufs Huldvollste dankend verneigte er sich, auch die Kosselenter grüßte er mit sichtlichem Wohlgefallen. So hatte ich denn auch den regierenden König mit den leutseligen Zügen gesehen und begriff den Auftritt, der sich vor meinen Augen abgespielt. Ein genußreicher, erfrischender erster Spaziergang!

Selbst wieder genesen, mahnte es mich, ein Versprechen zu lösen, das ich den Angehörigen meines Landsmannes, des taubstummen Bildhauers Gerhard Henerich²⁾, gegeben, der nach schwerem Typhus nun als Rekonvaleszent im allgemeinen Krankenhause am Sendlingerplatz lag. Wir waren uns nicht fremd, ja, da wir uns jahrelang in der Heimat als Nachbarn begegnet waren, hatte sich ein gewisses freundschaftliches Verhältnis zwischen uns herausgebildet. War mir auch seine

¹⁾ Maximilian II., geb. 28. November 1811, gest. 10. März 1864, ruht in der Theatinerkirche.

²⁾ G. Adolf H., geb. 12. März 1824 in Sachsenhausen, gest. 9. Oktober 1879 in Frankfurt a. M.

Zeichensprache unbekannt, so hatte er doch so viel Fertigkeit im freien Sprechen, daß die gegenseitige Unterhaltung eigentlich nicht stockte. Sein lautes, schnurrendes Artikulieren brachte die Vorübergehenden oft zum Stillstehen und Aufhören. Das r spielte dabei eine besondere Rolle. Noch erinnere ich mich lebhaft — es war an einem strengen Wintermorgen, als mir, in seinen Mantel gehüllt, der allzeit aufgeräumte, fröhliche kleine Mann an der eisernen Hand begegnete — folgenden Redeausspruch: „Kutten Morregen, Herre Hoff! Seherre kalt! Seherre kalt! Brrrr!“ Er hatte mich oft mit Mappe und Feldstuhl hinausziehen sehen und fuhr darauf hindeutend fort: „Heute nit Naturre zeichnen. Brrrr! Im Sommerre nach derre Naturre zeichnen, is seherre schön; aberre im Winterre kalt! Brrrr!“ und lachte laut auf.

Ich traf es gut, es war gerade Besuchsstunde. Als ich von einer Pflegerin in die Krankenstube geführt wurde, erkannte mich der gute Gerhard sofort, und seine Freude, richtiger das Glück, mich zu sehen, war so rührend schön, daß ich mich der Tränen nicht erwehren konnte. Beide Hände streckte er mir entgegen und stieß Freudentöne merkwürdigster Art aus. Ich hörte nun bei unserem gegenseitigen Austausch die alte, mir bekannte schnurrende Sprache wieder, und worüber wir uns nicht verständigen konnten, das schrieben wir uns auf, sodaß die nette barmherzige Schwester an uns zwei jungen Kezern ihr großes Wohlgefallen hatte.

Henerich war, wenn auch kein Veit Stof, doch ein geschickter Mensch und füllte besonders als Bildschnitzer seinen Platz aus, was die Tatsache, daß er sich ernährte, genügend beweist. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte der Aermste das Unglück, zu nächtlicher Stunde von einem schweren Bierwagen auf der Dilbelergasse vor dem „Treppche“ der Länge nach über Brust und Kopf überfahren zu werden. So fand man ihn tot im Morgengrauen.

Am folgenden Tage genügte mir ein Gang nicht mehr, ich wollte auch endlich, nachdem ich schon einen Monat in München gewohnt, etwas von seinen Kunstschätzen sehen, und da zog es mich vor allem wegen der Cornelius'schen Fresken in die Glyptothek. Den tags zuvor unternommenen Weg schlug ich wieder ein, ging die vornehme Briennerstraße nach dem Königsplatz, welcher mit der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude¹⁾ schon damals der Glanzpunkt der Isarstadt zu werden versprach. Als ich ihn nach dreißig Jahren wieder sah — das mächtige Tor, die Propyläen, zu jener Zeit begonnen, stand nun auch in seiner Vollendung —, fand ich diese Erwartung in überraschender Weise bestätigt. Es hatte sich inzwischen erfüllt, jenes vielversprechende Wort König Ludwigs: „Ich will aus München eine Stadt machen, daß niemand Deutschland kennt, der München nicht gesehen!“ Schon die drei klassischen Bauwerke, im ionischen, korinthischen und dorischen Stil ausgeführt, für sich allein betrachtet, machen einen großen Eindruck, der durch die landschaftliche Umgebung, die auf dem Platze und um die Bauten sich ausgebreitet, noch bedeutender wird, sodaß dem Auge all die Pracht, zumal bei herbftlicher Beleuchtung und blauem Himmel, unvergeßlich bleiben muß.

Ueber breite Kieswege, welche sich zwischen Rasenflächen mit Blumenbeeten hinziehen, gelangt man an den von Klenze²⁾ aus weißem Marmor aufgeführten Bau der Glyptothek, der mit einer Fülle von Bildwerken überaus wohlthuend in den einfach schönen Verhältnissen wirkt, und dessen Hauptschmuck der von ionischen Säulen getragene mächtige Portikus ist. Die weithervollen Säle bergen einen Reichtum des denkbar Herrlichsten!

¹⁾ Erbaut von Georg Friedrich Ziebland, geb. 7. Februar 1800 in Regensburg, gest. 24. Juli 1873 in München.

²⁾ Leo von K., geb. 29. Februar 1784 im Hildesheimischen, gest. in der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1864 in München.

Im „Bacchus-Saal“ der im tiefen Schlaf liegende Satyr — ein Wunder griechischer Plastik! Die ergänzten Teile sind so überaus glücklich nachempfunden, daß jeder Zweifel, ob das Original auch so gestaltet war, verdrängt wird, und die Gewißheit, daß das Ganze gerade so sein müsse, hohen Genuß gewährt. Fast glaubt man, seine Brust hebe sich, und tritt, um den alten Schlemmer in seiner wohligen Ruhe nicht zu stören, im Vorbeigehen leisen Fußes auf.

Die von Cornelius al fresco gemalten Bilder des Götter- und des Trojanischen Saales „sprechen jetzt schon über ein Menschenalter von Gewölbe und Wand herunter. Wer einmal die Darstellungen aus der Odysee und Ilias gesehen, vergißt sie nimmer wieder, so packen sie, so prägt sich ihre Gewalt dem Gedächtnis ein, unwiderstehlich rufen sie zu sich zurück.“

Ich mußte unwillkürlich an unseres Eugen Eduard Schäffer¹⁾ vortreffliche Arbeiten denken, welche er in München zu derselben Zeit, als Cornelius seine Fresken ausführte, nach dessen Kartons stach. Besonders die „Unterwelt“²⁾, die zu dem

¹⁾ E. E. Sch., geb. 30. März 1802 in Frankfurt a. M., gest. 7. Januar 1871 ebenda.

²⁾ Außerdem hat sich Schäffer noch eine ganze Reihe dieser Sachen zum Stich gewählt: zuerst das an dieses Wandbild stoßende Gewölbeviertel, die Nacht, mit dem wundervollen Arabeskenfries, den Menschen im Kampf gegen ihre Gebilde darstellend, eine bedeutende Platte, leider von Schäffers Hand, „da ihm die Geduld ausging“, unvollendet geblieben (von Heinrich Merz*) vollendet). Indessen ist das gerade hier von größtem Interesse, weil man sieht, wie er seine Arbeit „mit genialer Keckheit, als wenn er der Meister Cornelius selbst wäre,“ begann.

Aus dem Trojanischen Saale stach Schäffer in Kontur das Rundbild am Scheitel des Gewölbes, die Hochzeit der Thetis, und, sich daran schließend, das Urteil des Paris, das Opfer der Iphigenia und die Vermählung und Entführung der Helena und zeigte durch sein „frisches und lebendiges Übersetzen, was der mit innerem Verständnis die Handschrift seines Meisters lesende Künstler“ auch hierin zu leisten im Stande ist.

^{*)} Heinrich M., geb. 7. Mai 1806 in St. Gallen, gest. 28. Juli 1876 durch einen Unglücksfall auf dem Kaisergebirge.

Vorzüglichsten dieser Art gehört, war mir von Jugend auf bekannt.

Wenn man bedenkt, daß Schaffer gerade auf diese Sachen hin nach Chäters Urtheil als „das geistreichste kupferstecherische Genie“ dasteht, so begreift man nicht, wie sich Goethe abfällig über seinen Stuch der Unterwelt, welchen ihm Cornelius gesandt, aussprechen konnte. Zuerst antwortet ihm „der alte Dichtersfürst“ gar nicht, und „dann tabelt er, daß der Stecher eines solchen Blattes den Marc-Anton¹⁾ anstatt die Neueren zum Muster genommen, was auch eine traurige Folge des deutschen Rückschrittes ins Mittelalter sei.“ Hier war Goethe gründlich im Irrtum! Cornelius selbst war anderer Meinung. Aeußerte er doch in späteren Jahren und gerade in Bezug auf diese Arbeiten, daß seit den Tagen Marc-Antons im ganzen Gebiete der Kupferstechkunst in dieser Weise nichts Aehnliches geleistet worden sei. Ja man nannte Schaffer daraufhin den „deutschen Marc-Anton.“

In dem „Saal der Neueren“ mit Originalen der ersten Meister fesselte mich insbesondere der geistvolle Kopf König Ludwigs I.²⁾ als Kronprinz, 1821, von Thorwaldsen.

Und so war ich wieder an der Stelle angelangt, wo ich vor wenigen Stunden so erwartungsvoll eingetreten. Noch einmal warf ich einen Scheideblick in die nächsten prächtigen Hallen, und es öffnete sich die hohe eiserne Thüre.

Auf dem Heimweg begegnete mir Schaffer. Von Rom kommend, wo er die unübertreffliche Zeichnung der himmlischen und irdischen Liebe³⁾ nach Tizians Original in der Galerie

¹⁾ Marc-Anton, geb. um 1475 in Bologna, gest. etwa 1634 ebenda.

²⁾ Ludwig I., geb. 25. August 1786 in Straßburg, gest. 29. Februar 1868 in Nizza, ruht in der Basilika. Bei der am 12. März 1868 zu nächstlicher Stunde in der Gypothek gehaltenen Totenfeier wurde die Bäfte von den deutschen Künstlern mit einem goldenen Lorbeerfranz geschmückt, wobei Bildhauer Knoll die Weiherede hielt.

³⁾ Im Besitze des Städtischen Kunstinstitutes.

Borghese gefertigt, hatte er sich „alle Rücksichten auf seine amtlichen Verpflichtungen in den Wind schlagend,“ mit der Administration des Städelschen Kunstinstitutes überworfen und seinen Aufenthalt in München genommen.

Auch die beiden Pinakotheken zu sehen trug ich großes Verlangen. Wegen der Bilder Emil Kirchners¹⁾, um dessen willen ich ja nach München gekommen, ging ich zuerst in die neue²⁾.

Die an der Außenseite angebrachten Kaulbachschen Fresken, welche den architektonischen Schmuck ersetzen sollten, stellten — jetzt sind sie verschwunden — Episoden aus König Ludwigs I. Wirken dar. Kaum sind Arbeiten aus jener Zeit so angefochten worden wie diese; ja Schwinds scharfes Urtheil lautete: „Millionen hat sich der König kosten lassen, die deutsche Kunst in die Höhe zu bringen, und nun gibt er zwanzigtausend Thaler aus, um das verspotten zu lassen.“ Auch Julius Schnorr spricht sich über die „vielfach geradezu beleidigende Durchführung“ entrüstet aus, obschon er dem von ihm als eminent anerkannten Talente des Künstlers gerechtes Lob spendet.“ Er schreibt: „Sind die Männer, welche vorzugsweise als die Führer der Bewegung sich darstellen, mit redlichem Sinn charakterisirt? Waren oder sind diese Männer theils lächerliche Personen, theils Heuchler oder Habsüchtige?“

Von den zwölf Fresken, „welche mit jenem schonungslosen, aller Pietät ermangelnden Bilde, die Bekämpfung des Jozfes durch Künstler und Gelehrte unter dem Schutze der Minerva,“ beginnen, blieb mir das eine, auf dem „die unter König Ludwig ausübenden Maler“ dargestellt sind, besonders lebendig in Erinnerung wegen der idealen Gestalt Rottmanns)³⁾.

¹⁾ Albert E. K., geb. 12. Mai 1813 in Leipzig, gest. 4. Juni 1856 in München.

²⁾ Erbaut von August von Voit, geb. 17. Februar 1801 in Wassertrüdingen, gest. 12. Dezember 1870 in München.

³⁾ Karl R., geb. 11. Januar 1798 in Handschuchsheim bei Heidelberg, gest. 6. Juli 1850 in München.

Beim Eintritt in das fast alles wahrhaft künstlerischen Schmuckes entbehrende Treppenhaus kann man nur bedauern, daß Schwinds „Projekt, diesen Raum mit dem bei Enthüllung der Bavaria (am 9. Oktober 1850) abgehaltenen Festzug auszustatten, keine gnädige Aufnahme fand.“

In dem Vorsaal hingen damals, außer dem von Kaulbach¹⁾ 1845 gemalten lebensgroßen Bildnisse König Ludwigs I. in der Tracht des bayerischen Hubertus-Ordens, die ebenfalls von ihm gemalten vornehmen Gestalten des Landschaftsmalers Heinlein²⁾ als Ritter von Schellenberg und des Schlachtenmalers Monten³⁾ als Hauptmann der Landknechte, wie dieselben bei dem großen Künstlerkostümfeste im Jahre 1840 erschienen waren. Schade, daß sie später den weiter hier Platz nehmenden gekrönten Häuptern weichen mußten; gerade hier, in dem nicht überfüllten Raum, wirkten die schönen Porträtfiguren vortheilhaft.

König Ludwig, der durch ein halbes Jahrhundert im regsten Verkehr mit der Künstlerwelt lebte, trachtete nur Schönes und Vortreffliches zu erwerben, und es sind auch Perlen zu finden; desto störender sind aber die vielen aufdringlichen Bilder, welche man schon ihres unbescheidenen Umfangs wegen gezwungen ist, zu sehen. Bei aller Bewunderung, die man König Ludwigs Geiste zollt, ein wirklich Kunstverständiger war er nicht; sonst hätten solche Sachen keine Aufnahme finden, am wenigsten aber derart überhand nehmen dürfen.

Nur einige seien erwähnt: In die erste „Verlegenheit“ bringt uns Schorns⁴⁾ „Sintflut“, wo das machtlose Oberhaupt

¹⁾ Wilhelm von K., geb. 15. Oktober 1805 in Urolsen, gest. an der Cholera, 7. April 1874 in München.

²⁾ Heinrich H., geb. 3. Dezember 1803 in Weilburg a. d. L., gest. 8. Dezember 1885 in München.

³⁾ Dietrich M., geb. 18. September 1799 in Düsseldorf, gest. 13. Dezember 1843 in München.

⁴⁾ Karl Sch., geb. 17. Oktober 1800 in Düsseldorf, gest. 7. Oktober 1850 in München.

von den Seinen umgeben, verzweiflungsvoll auf die höchste fels Spitze geflüchtet ist. „Schwind hat sich“, wie Thäter sagt, „sehr pffiffig, ein eigentliches Urteil vermeidend, so ausgedrückt: „„Mich freut's nur, daß all das Lumpengefindel veräußt!““ Und die Bewunderung, welche man eben noch Kaulbach angefehlt der beiden historischen Figuren gezollt, nimmt im nächsten Saale vor seiner „Zerstörung Jerusalems“, mit dem widerlichen Theatereffekt des sich mordenden Oberpriesters rasch ab.

Piloty¹⁾ mit seiner Schule war noch nicht aufgetaucht. Sein epochemachendes großes Gemälde „Seni bei der Leiche Wallensteins“ entstand erst im Jahre 1855; sofort wurde es erworben. Es schlug durch seinen Umschwung in technischer Beziehung alle anderen Bilder der Sammlung.

Man gelangt in den schon aus der ferne wahrgenommenen Rottmannsaal mit Landschaften Griechenlands. Doch der Eindruck, welchen man erwartet, wird durch die blendenden, unglücklichen Vorrichtungen sehr beeinträchtigt: die Bilder verlieren durch die grelle Beleuchtung an Wahrheit, und die Begeisterung für den großen Meister wird, hat man die Fresken in den Arkaden noch nicht gesehen, herabgestimmt. Von den dreiundzwanzig Darstellungen vergegenwärtige ich mir gern Chalkis mit dem heransteuernden Segelschiff. Dieses schließt sich in der Wahrheit der Farbe wohl am ersten den Fresken in den Arkaden an; ursprünglich sollten ja auch jene dort ihre Stelle finden.

Die Architekturbilder Kirchners, der damals einer der anerkanntesten Meister der Münchener Schule war, entsprachen meinen Erwartungen nicht. Die Canaletto in Dresden hatten sich mir zu lebhaft eingepägt, als daß mir nicht sofort der gewaltige Unterschied hätte auffallen müssen; denn so virtuos auch die Sachen Kirchners gemacht sind, herrscht doch die Manier zu sehr vor, sowohl in der Zeichnung als in der

¹⁾ Karl von P., geb. 1. Oktober 1826 in München, gest. 21. Juli 1886 in Umbach.

farbe, um etwas wirklich Vollendetes zu erreichen. Von den damals vorhandenen vier Gemälden ist das Grabmal der Grafen von Castelbanco zu Verona, 1845 gemalt, das früheste, weitaus das beste, dem die anderen: Verona im glühenden Sonnenlichte und die beiden Ansichten des Heidelberger Schlosses, Fassade des Churfürst Otto-Heinrich-Baues und der Churfürst Friedrich-Bau, nachstehen. Auch die Staffage, die gerade bei der Architektur ein so wesentliches Stück ausmacht, ist meist ganz nichtsagend. Kurz, Kirchner konnte mich mit seiner Bravour nicht begeistern.

Wie wohltuend dagegen sind viele der anspruchslosen Architekturbilder von Michael Neher¹⁾ und Dominik Quaglio²⁾. Mit welcher klarer, liebevoller Zeichnung und Feinheit der Farbe sind diese reizenden Sachen durchgeführt, wie anziehend sind z. B. die alten Münchener Ansichten. Ganz besonders aber packte mich Quaglios Abtei zu Rouen. Außerdem erwähne ich die beiden Ansichten des Chors der Westminster-Abtei zu London von Uimmüller³⁾; dann Klosterhof und Klosterhallen von August von Bayer⁴⁾.

Auch suchte ich die Bilder der mir bekannten Künstler auf, die mit meinem Vater in Italien zusammen gewesen, viele reizende Sachen, die große Anziehungskraft für mich hatten. Da waren von Reinhart mehrere schöne historische Landschaften, besonders das poetische Bildchen, wo der Hirte einem im Kahn schlafenden, dem Wasserfall zutreibenden Jüngling zu Hilfe eilt; Kochs Schmadribach und das figuren-

¹⁾ M. N., geb. 31. März 1798 in München, gest. 4. Dezember 1876 ebenda.

²⁾ D. Q., geb. 1. Januar 1787 in München, gest. 9. April 1837 in Hohenschwangau.

³⁾ Max Emanuel U., geb. 14. Februar 1807 in München, gest. 8. Dezember 1870 ebenda.

⁴⁾ A. v. B., geb. 3. Mai 1803 in Rorschach am Bodensee, gest. 2. Februar 1876 in Karlsruhe.

reiche Winzerfest bei Olevano; Reinholds¹⁾ Kapuzinergarten bei Sorrent; Ernst Fries²⁾ Wasserfall bei Isola; von Heinrich von Heß³⁾ das in Rom nach dem Leben gemalte Bildnis Thorwaldsens; Overbecks Italia und Germania, von meinem Vater 1830 lithographiert, und endlich die lebendige kleine Tafelrunde von Catel⁴⁾: „Die spanische Weinschenke auf Ripa Grande in Rom“, König Ludwig I. als Kronprinz im Kreise der Künstler darstellend, mit denen er hier viel verkehrte. Links am äußersten Ende der Bank winkt er dem Wirte, zu seiner Rechten sitzt Thorwaldsen, daneben Graf Seinsheim, rechts von diesem zeichnet Catel die Gruppe, ihm folgen der Hofmarschall des Kronprinzen, Freiherr von Gumpenberg, Julius Schnorr, dann Ringseis, der Leibarzt, mit erhobenem Glase, Philipp Veit, Bildhauer Wagner, an der Ecke Architekt Klenze. Das Bild trägt das Datum: 29. Februar 1824. Wirklich eine ganz köstliche Darstellung, wenn auch die grünen und blauen Fräcke, sowie die riesigen Cylinder einen komischen Eindruck machen.

Durchaus nicht so befriedigt, wie ich gehofft, verließ ich die neue Pinakothek, deren Hauptsäle mir heute noch wie eine sehr reiche Garderobe vorschweben. Eine Weile erging ich mich im freien und besuchte dann das schon dem Aeußeren nach mehr versprechende Nachbargebäude, die in italienischer Renaissance erbaute alte Pinakothek⁵⁾, die zu Klenzes hervorragendsten Werken gehört. Auch der plastische Schmuck von

¹⁾ Heinrich R., geb. 1789 in Gera, gest. 15. Januar 1825 in Albano.

²⁾ E. F., geb. 22. Juni 1801 in Heidelberg, gest. 11. Oktober 1833 in Karlsruhe.

³⁾ H. von H., geb. 19. April 1798 in Düsseldorf, gest. 29. März 1863 in München.

⁴⁾ Franz Ludwig C., geb. 22. Februar 1778 in Berlin, gest. 19. Dezember 1866 in Rom.

⁵⁾ Erbaut 1826—1836.

Schwanthaler¹⁾ wirkt belebend; er zeigt uns die Künstler von Johann von Eyck an bis Domenichino.

Un zwei gewaltigen Löwen vorbei gelangt man in die Säulenhalle, dann über die breite Doppelstreppe in den Vorfaal mit den Bildnissen der Stifter, worunter Churfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, der Gründer der viel umstrittenen Düsseldorfer Galerie. Von den prachtvollen Sälen und Kabinetten, zu deren größtem Reichtum, wenn es auch wahrlich nicht an Meisterwerken der italienischen und anderen Schulen fehlt, die „altdeutsche ehemals Boiffereesche Sammlung gehört,“ „ists überflüssig noch etwas Weiteres zu sagen; man kann ein paar Tage lang in denselben die Welt vergeffen!“

Nachdem ich Kirchners Bilder gesehen, fühlte ich nicht mehr die frühere Freude bei ihm zu lernen; trotzdem nahm ich mein Empfehlungsschreiben an den norwegischen Marine-maler Knut Baade²⁾, welcher mich bei Kirchner einführen sollte und fand ihn in seinem Atelier hemdärmelig und im Strohhut an seiner Arbeit, einer Komposition aus der norwegischen Saga, Seefrucht bei Mondschein. Ein Bild von echt Münchener Gepräge! Baades Empfang war, wenn auch derb, doch durchaus nicht unfreundlich, und sofort machte er sich fertig, mich zu Kirchner zu begleiten. Dieser wohnte auf dem Sendlingertorplatz, im ersten Stock des Eckhauses der Müllerstraße³⁾. Er war ein großer, schöner, im besten Alter stehender Mann, der in seinem großblumigen, rötlichen Damastschlafrock äußerst stattlich aussah; doch das war nicht seine Hauptzierde, auch nicht der kräftige Schnurr- und Knebelbart, sondern sein freundliches Gesicht mit den lieben Augen. Kirchner war aus Leipzig, was mir sogleich sein Dialekt ver-

¹⁾ Ludwig von Sch., geb. 26. August 1802 in München, gest. 28. November 1848 ebenda.

²⁾ K. Andreeffen B., geb. 28. März 1808 auf dem Pfarrhof Skjold im südl. Norwegen, gest. 24. November 1879 in München.

³⁾ Jetzige Marien-Apothek.

riet; den hatte er trotz der zwanzig Jahre, die er in München lebte, nicht verlernt. Sein Entgegenkommen vertrieb bald meine Befangenheit. Eingehend sprach er mit mir über meinen bisherigen Studiengang.

Baade war, nachdem er seine Mission beendet, wieder gegangen, und so hatte ich Muße, Kirchners Studien, mit welchen die Wände des Ateliers behangen waren, auf seine Aufforderung hin zu betrachten. Es waren außerordentliche Arbeiten, besonders eine große Anzahl tyroler Gebirgsarchitekturen mit reicher landschaftlicher Umgebung aus der Gegend von Schwaz; alle in Goldleisten gefaßt, ein einheitlicher, wohlthuender Anblick.

Kirchner malte an dem von König Ludwig bestellten dritten Bilde von Heidelberg: Teil des Kurfürst Friedrich-Baues, vom Hofe aus gesehen. Es glich in jeder Beziehung den beiden tags zuvor in der Pinakothek gesehenen, und ich erkannte so recht, nachdem ich nun seine vielen schönen, ausgeführten Studien gesehen, daß, wie das bei vielen Malern ist, auch bei ihm in den Bildern verloren ging, was er bei direktem Anschauen der Natur mit Leichtigkeit in seine Studien gebracht hatte. Das konnte man an dem Gemälde in der Pinakothek, dem Grabmal, wovon auch die meisterhafte Studie da war, deutlich sehen: dieselbe war nicht im Entferntesten erreicht, und dies Bild ist, wie ich glaube, bei weitem noch das beste.

Kirchner riet mir, mich nach meiner Krankheit nicht mehr zu lange in München aufzuhalten, sondern so bald wie möglich Naturstudien zu machen. Beim Abschied forderte er mich auf, ja im Herbst wieder zu ihm zu kommen, dann wolle er mir nützen, wo und wie er könne. Seiner Studien wegen, von welchen ich eine Anzahl zu kopieren wünschte, nahm ich dies gern an; ja ich freute mich auf die Zeit.

Es könnte scheinen, als spräche ich über Kirchner, der mir so gütig entgegenkam, in nicht sehr respektvoller, ja, in überhebender Weise; doch dem ist nicht so, im Gegenteil,

ich denke mit Dankbarkeit und aufrichtiger Liebe an ihn zurück. Aber seine Kunst konnte mich durchaus nicht befriedigen; ja als ich nach dreißig Jahren die Sachen wieder sah, war der Eindruck noch viel ungünstiger.

Es trieb mich nun zu einem Manne, dem wahre Religiosität, aufrichtiges und lauterer Christentum Hauptsache war: Emil Bollmann¹⁾, ein Schüler Ludwig Richters in Dresden, woselbst er mit Bräuer die Akademie besucht und sich aufrinnigste mit ihm verbunden hatte. Bräuer schilderte mir ihn als einen ausgezeichneten Menschen, auch sein Talent und Können schätzte er und hielt eine Federzeichnung von seiner Hand, eine Partie aus dem großen Garten, sehr wert. Das war aber auch ein Meisterblatt, zugleich recht bezeichnend für Richters Schule. Mein Respekt vor dem Unbekannten war daher groß.

Nachdem ich Bollmanns Wohnung auf der Polizei erfahren, fand ich ihn in einem Dachstübchen in der Karlsstraße. Noch sehe ich ihn, wie er sich, die Linke auf den Tisch stützend, bei meinem Eintritt von der Arbeit erhob, etwas vorgebeugt, sodaß ihm zu beiden Seiten sein volles blondes Haar herunterfiel, und mich nach seiner Gewohnheit von unten hinauffschauend mit seinen blauen Augen prüfte, wes Geistes Kind ich sei. Einen Künstler hätte ich in diesem einfachen Mann nicht gesucht, eher einen Lehrer oder richtiger einen Theologen, was auch sein Vater und seine Vorfahren bis zum Jahr 1550 zurück gewesen waren. Mehr wie angenehm war seine Aufnahme; ich fühlte mich, obschon er weit älter war, außerordentlich wohl bei ihm, fast, als hätte ich immer mit ihm verkehrt.

Ich war lange bei dem lieben Menschen, und da er hörte, daß auch ich ein Richterscher Schüler sei, zeigte er mir seine unter dem Meister gefertigten Studien, und meine Ueber-

¹⁾ E. B., geb. 24. März 1825 in Altstassfurt bei Magdeburg, gest. 17. Februar 1892 in Quedlinburg.

raschung war groß. Freilich waren sie nicht realistisch und koloristisch im Sinne der jetzigen Richtung, aber ausgezeichnet durch ihre Einfachheit und Empfindung. Ich erinnere mich einiger mit größter Strenge gezeichneter Dorf motive aus Lößwitz. Dann sah ich bei Bollmann Richters Musäus und Hebel, diese unübertrefflichen Illustrationen, und ebenso den Harz mit den die Landschaft belebenden reizenden Figuren. Ich vertiefte mich wahrhaft in diese mir bis dahin noch ganz unbekanntem Sachen.

Die wenigen Tage, welche ich noch in München weilte, verkehrte ich meistens mit Bollmann und lernte ihn durch sein rückhaltloses Aussprechen genau kennen. Mancherlei teilte er mir aus seinem Lebensgang mit und gedachte bei der Schilderung seiner Dresdener Zeit nicht ohne Kummer seines verfehlten Berufes, dessen Ziel, das ihm so ideal vorgeschwebt, er nicht erreicht, obschon er einmal die kleine und zweimal die große silberne Medaille erhalten. Gar manche Wandlung habe er erfahren müssen; denn es handelte sich bei ihm um die Existenz. So habe er ergriffen, was ihm an Arbeiten angeboten worden sei. Zum Malen von Bildern sei er immer seltener gekommen, bis er es zuletzt ganz aufgegeben und zu der praktischen Seite des Berufes seine Zuflucht genommen habe.

Nach Jahren war er wieder einmal nach Dresden gekommen; herzliches Verlangen trieb ihn hin, und natürlich besuchte er auch Professor Richter, hatte sich aber zu seinem Verwundern keiner besonders wohlthuenden Aufnahme zu erfreuen. Der Meister überhäufte ihn wahrhaft mit Vorwürfen und sprach ihm seine Unzufriedenheit aus, daß er so wenig Selbstvertrauen gehabt und die Kunst aufgegeben. Das könne ihm doch unmöglich eine Freude sein, daß einer seiner Schüler, auf welchen er viel Hoffnung gesetzt, eine ganz andere Laufbahn gewählt habe. Obschon Bollmann ihm darauf das Muß, welches ihn zu diesem Schritt gezwungen, unverhohlen aus-

einandersetzte, ging er doch nicht von seinem Gedanken ab, und so schieden beide, Lehrer und Schüler, nicht ohne Bitterkeit.

Ich habe dem lieben Freunde meine Meinung darüber unumwunden ausgesprochen und den Meister verteidigt; ja ihm gesagt, daß ihn solcher Vorwurf nur mit Stolz und wahrer Befriedigung hätte erfüllen müssen, denn mit einem größeren Lob hätte ihn Richter nicht entlassen können. Lange Zeit wollte der also Getränkte von einer Aenderung seiner Ansicht nichts wissen; erst nach Jahren, da aber auch ganz, als ich ihm eine Stelle aus einem Briefe Richters an mich über ihn mittheilte, ließ er ab von seiner irrigen Auffassung, und sein Herz hatte auch darin Frieden gefunden. Sie lautet:

„Ihre Mitteilung über Herrn Bollmann und seine Grüße sind mir eine große Freude gewesen. Ich sah kürzlich in einer Sammlung Handzeichnungen von ihm aus seiner Dresdener Zeit, die sich recht stattlich unter anderen ausnahmen. Ich habe oft an ihn gedacht und ihn lieb und wert gehalten, nicht bloß um seines Talentes willen, sondern fast noch mehr wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Bravheit seines ganzen Wesens. Ich bin überzeugt, daß er so geblieben ist, und freue mich, daß es ihm wohl geht. Sollten Sie ihm einmal schreiben, so grüßen Sie ihn herzlich.“

Am letzten Sonntag meines Aufenthaltes in München forderte mich Freund Bollmann — denn das war er mir in Wahrheit in der kurzen Zeit schon geworden — auf, am Nachmittage mit ihm und einigen Thäterschen Schülern, „ganz prächtigen Menschen“, wie er ausdrücklich bemerkte, einen gemeinsamen Spaziergang durch den englischen Garten zu machen. Natürlich sagte ich sofort zu; denn mit wem hätte ich lieber zusammen sein sollen?

Der Weg, welchen ich nach dem Hofgarten nahm, war mir zum Theil neu; vor allem der Wittelsbacherplatz mit dem mächtigen Reiterstandbild Kurfürst Maximilians I. von Thor-

waldsen, einem der herrlichsten Denkmale Münchens. Ueber den Odeonsplatz¹⁾, von unzähligen Tauben belebt, denen als Wohnstätte die Fassade der Theatinerkirche dient, gelangt man in den baumreichen Hofgarten, dessen Arkaden Rottmann mit seinen Landschaften geschmückt hat, gleichsam eine Wanderung durch Italien und Sicilien. Darunter stehen König Ludwigs viel gezeihelte Distichen, die zuweilen schon fertig waren, bevor noch der Künstler wußte, was er malen wollte; daher mußte er sich oft zu einem Motiv entschließen, das er selbst nicht gewählt hätte. Der königliche Gebieter herrschte den Maler, wenn er ihn durch solchen Zwang fast zur Verzweiflung gebracht, mit den Worten an: „Glauben Sie denn, ich schüttle meine Verse aus dem Ärmel?“ Trotzdem sind es ganz bezaubernde Sachen und wohl das Bedeutendste, was in koloristischer Hinsicht zu jener Zeit in München als Fresko gemalt wurde. Sie sind vor allem ein Beweis, daß Rottmann die Technik des Freskomalens vorzüglich verstand; denn das, was er gewollt, hat er auf die einfachste Weise durchzuführen gewußt und erreicht. Die Bilder sind durch ihren lebensvollen Vortrag von wunderbarer Wirkung. Der große Zug in den acht- undzwanzig Gemälden wird durch die Menge nicht abgeschwächt, und was man oft bei einem solchen umfangreichen Cyklus befürchtet, das Gefühl des Ermüdetseins, ist bei den Arkadenfresken ausgeschlossen. Mit welcher Meisterschaft ist das Wasser mit den daranliegenden Ruinen antiker Bauten, mit den fernen und Lüften gemalt. Welch ein Reiz liegt, um nur einige zu nennen, auf dem Lago di Nemi oder dem Golf von Bajä! Schade, daß sie so sehr durch die Unbilden der Witterung und die Rohheit der Menschen gelitten haben.

¹⁾ Die hier stehenden Statuen Glücks und Orlando di Laffos wurden später verdrängt durch das Reiterstandbild König Ludwig I. von Widmann*).

*) Magimilian W., geb. 16. Oktober 1812 zu Eichstätt, gest. 4. März 1895 in München.

An dem Eingang in den englischen Garten warteten Bollmann und seine Freunde Ludwig Friedrich¹⁾ und Robert Peßsch²⁾ aus Dresden schon meiner. Unsere Unterhaltung bezog sich vorwiegend auf die Kupferstechkunst; ich hatte, durch meines Vaters künstlerischen Beruf genährt, gerade für diese Kunst eine große Vorliebe und auch schon ein gewisses Verständnis.

Friedrich, ein kleines hübsches Bürschchen mit Riesenaugen, mit Pupillen, wie ich in meinem Leben nie wieder welche gesehen, trug eine auffallend hohe Pelzmütze, die ihn schier zu erdrücken schien. Er war äußerst aufgeräumt, und von seiner Heiterkeit zeugte ein fortwährendes wohlthuendes Lächeln. Wir waren uns gleich gut. Er hielt sich an meiner Seite und hatte offenbar für meine Persönlichkeit lebhaftes Interesse, das sich gar bald zu einer Freundschaft steigerte, die heute nach Jahrzehnten noch ungeschwächt fortbesteht. Der andere, Robert Peßsch, war etwas vorsichtiger, zog mich aber durch sein feines Wesen sehr an, obschon er seine Ansicht eifrig vertrat und sich trotz meines Widerspruchs nicht irren machen ließ.

Alle schönen Punkte berührten wir. In der Restauration an dem „Gestade“ des Kleinhesseloher Sees trafen wir Gärtner. Obschon er mich sofort erkannte, redete er mich „mit voller, fester, ernster Stimme“ also an: „Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“ Altes und Neues diente zur Unterhaltung, wobei meine in Frankfurter Mundart gesprochenen Worte, wenn auch ganz unabsichtlich, nicht wenig zur Heiterkeit beitrugen. Was ist da gelacht worden, und wie hat sich besonders Gärtner über das Weglassen der Wortendungen mokiert! Ich dachte an die Bemerkung meiner Stuttgarter

¹⁾ L. F., geb. 22. Juni 1827 im „Sagenumgebenen Trompeterschlößchen“ in Dresden.

²⁾ R. P., geb. 23. November 1827 in Dresden, gest. 20. Oktober 1895 in Oberpeßterwitz bei Dresden.

Verwandten: „Vetterle, Ihr Frankfurter sprecht mit schenker wie wir, nur annerschter!“

Schon stieg der Nebel aus den feuchten, moorigen Wiesen als wir unseren Rückweg antraten. Der Vollmond leuchtete uns auf dem durch Gesang verkürzten fröhlichen Heimweg in wonniger frühlingnacht, und als wir uns in der Stadt verabschiedeten, drückten wir uns zum Lebewohl und auf glückliches Wiedersehen die Hand.

Bollmann holte mich am nächsten Morgen ab und begleitete mich zur Bahn. Noch versprach er mir, mich bei der Wiederkehr bei Herrn Professor Thäter einzuführen und auch mit dessen übrigen Schülern bekannt zu machen, um die schönen Winter-Mittwochabende gemeinsam mit ihnen zu erleben. So hatte der wackere Mensch im Stillen für mich Gutes ausgedacht. Bollmanns Freundschaft war das Beste, was ich von München mitnahm.

So ging ich denn auch von München wieder fort, ohne das erreicht zu haben, was ich so sehnlich gewünscht: das Malen bei einem Lehrer. Es schien, als sollte es sich nicht erfüllen. Doch fiel mir das Fortgehen nicht schwer. Ich weiß nicht, wie das kam, der Trieb zum Wandern war mir angeboren. Ich war glücklich in der Aussicht, Neues zu sehen, und welch ein Genuß stand mir bevor: Nürnberg, das liebe, schöne, alte Nürnberg sollte ich sehen und längere Zeit dort zubringen! War das nicht des Glückes fast zu viel?

Nürnberg.

Un Nürnberg¹⁾.

Vor allen Städten, die da sein,
Rühm' ich dich, liebes Nürnberg mein;
Im ganzen großen deutschen Land
Ich keine schön're Stadt noch fand,
In allen Ländern ringsumher
Giebt's keine Stadt wie Nürnberg mehr.

Gar herrlich bist du anerbaut,
O Nürnberg, wie mein Aug' dich schaut.
Wie raget deiner Thürme Pracht,
Gefüllt vom Licht, wie es erwacht,
Bestraht von Sternen, wenn sie zieh'n
Herauf in wunderbarem Glüh'n!

Die Thore, die steh'n gastlich auf,
Und Gäste zieh'n herein zu Hauf.
Je mehr der Braven zieh'n herein,
Je mehr sie soll'n willkommen sein.

Gleich dem Jahre vorher, bei meinem Einzug in Loschwitz, war es wieder ein herrlicher Maientag, an dem ich meine Studienreise antrat. Damals ging es voller Jubel hinaus in Gottes freie Natur, nun sollte ich hineinziehen in die schönste deutsche Stadt, veranlaßt durch die überaus gütige Aufforderung meines Jugendfreundes Karl Daumer, so lange bei ihm zu verweilen, wie es mir behage. Da war es nicht schwer, einzuschlagen! Er kannte meine Neigungen wohl, und ich versprach mir viel von diesem Besuch.

Voller Erwartung näherte ich mich meinem Ziele. Endlich tauchte am Horizonte „des Bayernreiches herrlichstes

¹⁾ Gruß an Nürnberg bei dem Albrecht Dürer-Fest am 6. April 1828.

Kleinod," Nürnberg, auf. Mein Kopf kam gar nicht mehr vom Wagenfenster weg. Immer deutlicher traten die Türme der alten Reichsstadt aus der blauen Ferne hervor, und schon fesselte meinen Blick altes Festungsgemäuer mit Zwingern und Wehrtürmen. Der Zug langte an. Das Ränzchen auf dem Rücken, lief ich fast im Sturmschritt, als könne mir durch Säumen etwas entgehen, auf das Frauentor zu, das mich mit seinem mächtigen runden Turm, unter dessen Dach hochoben aus den kleinen Fenstern noch die Kanonen von ehedem hervorlugten, gleich anzog. Über die Zugbrücke hinweg, durch das mit dem Reichsadler geschmückte äußere Tor in den inneren hofartigen Teil getreten, nahm ich mir Zeit, die höchst originelle Räumlichkeit eingehend zu betrachten: Ein ganzer Wagentroß war da, und in dem Gärtchen und dem Wirtschaftsgebäude, in welchem früher der Zoll erhoben wurde, ging es sehr lebhaft her; denn mancher Wandersmann und viele der ein- und ausfahrenden Fuhrleute kehrten ein oder ließen sich durch das Fenster einen Trunk reichen. Hier war es also, wo der störrische Schuster Hans Sachs und der reiche Herr Heller aus Frankfurt a. M. in Wortwechsel gerieten und durch Herrn Hans Imhoff versöhnt wurden. Ich vergegenwärtigte mir die Scene, welche in den „Morika“ so schön geschildert ist.¹⁾ Es war der erste mich packende Eindruck.

Als ich aus dem inneren Frauentor in die noch ganz ursprüngliche Straße „bei Laurenzen“²⁾ eingebogen war, erregte die große Menge Häuser aus röllischen Sandsteinquadern mein Erstaunen. Sie waren freilich nicht nach der Schnur gebaut, sondern zeigten viele Vorsprünge und Abweichungen, dazu die Türmchen auf den Dächern, die Erker

¹⁾ Verschiedene Stellen aus dem anziehenden Buche, das mich in meiner Jugendzeit wahrhaft begeisterte, habe ich — ich erwähne dies ausdrücklich — als besonders treffend eingeflochten.

²⁾ Früher auch „Bei dem Frauenthor“, jetzt Königstraße genannt.

heißen — während, was man sonst Erker nennt, den ortsüblichen Namen Chörlein führt — aber gerade so gaben sie ein charakteristisches Bild von der Bauart bürgerlicher Häuser jener Zeit. Doch das Bedeutendste dieser Straße ist die am Ende gelegene Lorenzkirche mit ihren himmelanstrebenden Türmen und das ihr gegenüberstehende Nassauer Haus, die stattliche Wohnung der ehemaligen Pröpste. Hier „am Fischbach“¹⁾ hatte ich das mir empfohlene alte Gasthaus zum Strauß zu suchen, das ich schon von weitem an dem prächtigen lebensgroßen Abbild des Vogels über der Einfahrt erkannte. Allerdings hätte ich für meine Verhältnisse die erste beste Schenke wählen sollen, und wenn ich auch nicht die im Volksmunde also genannte „zum blutigen Knochen,“ oder „zum blutigen Wamms,“ frühere Herbergen des ehrsamem Metzgerhandwerks, auffuchen wollte, welche mir oft mein Vater mit Lachen genannt — im „blutigen Knochen“ übernachtete er 1826 auf seiner Heimfahrt von Rom — so waren doch andere recht bürgerliche, wie zum Jammertal, oder zum Mondschein, oder zur Himmelsleiter, oder zum gläsernen Himmel, da. Nun, ich kehrte im Strauß ein, und mein Wirt wies mir eine Treppe hoch ein recht heiteres Zimmer an, von dessen Fenster ich die Straße auf und ab das abwechselnde, interessante Bild weiter verfolgen konnte.

Kaum hatte ich den Staub von meinen Schuhen geschüttelt und eine Erquickung zu mir genommen, so verließ ich schon die Herberge, unbesorgt wegen des Zurechtfindens nach der Wohnung meines Freundes. Ueberdies winkte mir ja der „heilige Lorenz,“ vor dem ich auch bald wieder stand. Als ich nun den Giebel zwischen den goldgedeckten Türmen, mit der bewunderungswürdigen Rose, und die reichen Bildwerke des Portales genau betrachtete, da meinte ich, daß die Baukunst wohl nichts Höheres geschaffen habe. Doch mich trieb es

¹⁾ Jetzt Carolinenstraße.

weiter. Über den Lorenzerplatz¹⁾ mit dem wasserspeienden Gerechtigkeitsbrunnen gelangte ich durch manches Gäßchen über die alte Spitalbrücke²⁾ auf die Insel Schütt, einen großen wiesenartigen Plan, beschattet von alten Linden, unter welchen sich Nürnbergs Schuljugend in halbparadiesischem Zustande tummelte. Ein ungemein rühriges Leben war auf den ausgedehnten Bleichen an der Pegnitz zu sehen, wo Frauen, ihren ganzen Kindersegen bei sich, teils an steinernen Trögen beim Waschen, teils beim Aufspannen, Begießen und Trocknen des Linnen geschäftig hantierten.

Die Pegnitz mit ihrem Gefälle zum Treiben der Schleifmühlen hat unendlich viel des malerisch Schönen, besonders wo, mit der Landschaft vereint, im Hintergrund die Stadt mit ihren Türmen aufsteht. Den hölzernen Steg entlang, der die beiden Stadtteile verbindet, welche nach den zwei größten Kirchen die Lorenzer- und Sebaldersseite heißen und bei den Hausnummern durch die Buchstaben L und S kenntlich sind, kam ich bald, nachdem noch einiges holperiges Gewinkel passiert war, in das Rosental, wo Freund Daumer in dem Hause S. No. 1563 wohnte. Die Nummer, welche ich so oft auf meine Briefe an ihn gesetzt, hatte sich mir fest eingepägt.

So stand ich denn vor dem Hause, und das Herz klopfte mir bei dem Gedanken, doch vielleicht zu stören; dies Bedenken überwand aber rasch das Verlangen, den guten Menschen, in welchem ich nie ein Falsch bemerkt, wieder zu sehen, und so trat ich in den weiten düsteren Torweg, in welchem ich horchte, ob es sich nicht irgendwo rege. Die langtönende Schelle der kleinen Seitenpforte hatte mich verraten: er hatte mich durch ein Fensterchen gesehen und erkannt. Schon eilte er zu mir heraus, bewillkommnete mich in seiner breiten Mundart mit den alten feierlichen Ausdrücken seiner Freund-

¹⁾ Sonst „Hinter St. Laurenzen.“

²⁾ Auch „Heubrücke“ genannt.

schaft zu mir, führte mich in das Kontor und stellte mich dem Personal vor — es sollte wissen, wer bei ihm eingekehrt — und dann hinauf in seine Wohnung in das Prunkgemach, wo mich alsbald seine Frau, eine auffallend kleine Gestalt, wirtschaftlich gekleidet, mit einem gewaltigen Knirz begrüßte.

Sodann wurde ich in die drei mir zur Verfügung gestellten Gemächer geleitet. Sie heimelten mich besonders ihrer Einrichtung halber an, ich wurde dadurch einige Jahrhunderte zurückversetzt. Es war ein altes Patrizierhaus, welches mein Freund innehatte; denn mütterlicherseits stammte er von dem altadeligen Nürnberger Geschlecht derer „Carl Hörmann von und zu Gutenberg“ ab, worauf er nicht wenig stolz war. Jedesmal, wenn er von seinen Ahnen anhob, strich er lächelnd seinen roten, martialischen Schnurrbart, welchen er sich in der Zeit, als der lebhafteste Wunsch in ihm aufstieg, Soldat zu werden, gezogen hatte. Er war ein äußerst schön gewachsener Mann, und es begegnete ihm wohl zu seiner nicht geringen Freude, daß Militärs, durch seine Haltung und Aussehen zu der Meinung veranlaßt, er sei Offizier, salutirten.

Am Nachmittag forderte mich Daumer auf, einen ausgiebigen Gang durch die Stadt mit ihm zu machen; er wollte selbst sehen, wie mir sein Nürnberg gefalle. Ich war gleich so voller Verlangen, daß es mir viel zu lange dünkte, bis er endlich zum Fortgehen fertig dastand. Er hielt sehr auf das Äußere, was ihn viel Zeit kostete, und wobei ihm besonders die Hemdenkragen jedesmal Not bereiteten, sodaß er darüber ganz außer Fassung kommen konnte und es ihm gar nicht darauf ankam, einen, zwei, drei Verunglückte unter Zornesausbrüchen in den Ofen zu werfen. Was habe ich da gelacht, und hauptsächlich dann, wenn seine Frau, die oft gar nicht begreifen konnte, wo all die Kragen hingekommen, darnach suchte, bis sie schließlich einen ganzen Arm voll aus dem Ofen hervorlangte.

Auch ich hatte mich schmucl gemacht und den mir von ihm verehrten Sammetrock angelegt. Traulich schritten wir Arm in Arm dahin. Mir ging das Herz unter seiner Führung auf; denn er hatte sich einen herrlichen Plan ausgedacht, der mir heute noch so lebhaft im Gedächtnis ist, daß ich in der Erinnerung an seiner Seite wandelnd dies niederschreibe.

Durch den nahen Kauferschlagturm und die innere Kaufergasse gelangten wir in die Burgstraße. Weit hinauf erstreckt sich der Blick, und schon winkt der Turm Euginsland, dessen Name mir vielversprechend klang: Eug ins Land! An dem schattigen Oelberg, der Kaiserstallung und dem malerischsten Teil der Burg, dem fünfeckigen Turm, vorbei, kommt man zwischen uralten Linden zu einem überraschend schönen Aufgang, an dessen beiden Seiten sich der Burgberg mit der einstigen Behausung des Burgamtmanns und der daranstoßenden Walpurgiskapelle, überragt von dem Vestnertorturm, erhebt — inmitten der schönen Landschaft ein entzückend reiches Architekturbild. Das ehemals dem Burggrafen zur Hut anvertraute erste Tor mit dem riesigen Reichsadler, der nimmer müde noch heute seine mächtigen Fittige schützend ausbreitet, führt in den Burghof. Von der Freieung schweift der Blick über die im Umkreis gelegene alte Stadt hinaus in das weite, weite Land zu den Bergen, welche über dem ehemaligen Reichswalde aufsteigen. Fast wie aus der Vogelschau, sah man in das heitere Labyrinth der Dächer, Gäßchen und Höfe hinein. Man konnte dem Tun und Treiben in einzelnen Häusern zu sehen; die Bewohner ahnten nicht, daß ein Unberufener sie beobachtete. Aus der nahen Schmiede drang so angenehm der wechselnde Ton der auf den Ambos fallenden Hammerschläge herauf. Und welch liebliches Idyll, in die wunderhübschen, blumenreichen Gärtchen mit den lauschigen Lauben auf den alten Mauern zu blicken.

Wir verließen die sonnige Freieung und gelangten durch das Vestnertor an dem Bergfried vorbei in den großen äußeren

Burghof mit Nürnbergs alter Feste, dem Heidenturm, und wieder durch ein mit dem Reichsadler verziertes drittes Tor endlich in den inneren Schloßhof mit seiner „tausendjährigen“ Linde, unter der einst der Kaiserl. Rat Pirtheimer seinem Freunde Albrecht Dürer den Hochzeitschmauß ausgerichtet haben soll.

Den abschüssigen Weg zurück durch das Himmelstor, kamen wir in die untere Schmiedgasse. Sie zeigt so recht Nürnbergs Eigentümlichkeit, die aufeinandergedrängten noch völlig unverändert erhaltenen Häuser mit ihren Treppen und Chörlein, und über dem allen ragt die Burg aus dem frischen Grün. Und nun das Leben auf dem engen Raum, vor der kleinen Schenke mit ihrem weit in die Gasse reichenden verschörfelten bunten Schild und an dem dicht neben ihr stehenden großen steinernen Ziehbrunnen. Es war ein rechter Fund für mich; schon hatte ich mir den Standpunkt zur Aufnahme bestimmt.

Mein lieber Führer hatte mir verschwiegen, wo es weiter hingehe; er wollte mich überraschen! Es war ein rotes, meist aus Fachwerk bestehendes dreistöckiges Eckgebäude¹⁾, auf welches er wies. Nicht ahnend, vor welcher Reliquie Nürnbergs ich stünde, ließ er mich raten, bis er mir fetterlich „Albrecht Dürers Haus“ zuflüsterte. Sofort vergegenwärtigte sich mir das jüngst in München gesehene herrliche Selbstbildnis des schon in seiner äußeren Erscheinung einnehmenden Mannes, und die große, schöne Gestalt in dem pelzverbrämten Rock sah ich lebhaft vor mir über den Platz seinem Hause zuschreiten, nach dem Türklopfer greifen und eintreten. Jetzt besah ich mir das Haus mit seinem abgestumpften Giebel, den vielen Reihen fast aneinanderstoßender kleiner Fensterchen, reich mit Blumenstöcken bestellt, in allen seinen Einzelheiten. Auch in den daranstoßenden

¹⁾ Eckhaus der Zisselgasse, jetzt Albrecht-Dürer-Straße, das Dürer im Jahre 1494 für 200 Gulden kaufte.

Zwinger, an dessen Ende einer der malerischen Rundtürme¹⁾ noch eben hervorguckt, sah ich hinunter. Als mich mein Freund aufforderte mit ihm in das Haus zu gehen, wurde ich ganz seltsam gestimmt: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“ Erst durch das Entgegenkommen des alten Kustos wich diese Empfindung nach und nach. Ich war erstaunt in den Räumen, in welchen einst der große Meister gewirkt, nicht, wie ich erwartet, nur Werke seiner Hand zu sehen, sondern meist ganz moderne Sachen des Nürnberger Kunstvereins²⁾. Enttäuscht trat ich an das Fenster, um mich wenigstens an der Aussicht, die ja Dürer selbst schon so gesehen, zu entschädigen, und da fiel mir auf, wie viel des Merkwürdigen der ganze Platz bot: gegenüber, fast dicht unter der Burg, das alte Pilatushaus, von wo aus Adam Krafft seine Stationen nach dem Johanniskirchhofe aufstellte, daneben das schöne Tiergärtnerort mit dem geheimnisvollen Durchgang.

Wir gingen die Bergstraße³⁾ hinunter und über den „Milchmarkt“, den jetzigen Albrecht-Dürer-Platz (seit d. 21. Mai 1840 mit des Meisters Standbild von Rauch⁴⁾ geziert), der Sebalduskirche zu. Daumer schlug vor, uns erst zu stärken, und führte mich in das sogenannte „Bratwurstglöckla“, eine zwischen die Strebepfeiler der Moritzkapelle erbaute kleine Schenke, die außer den winzigen beiden Gaststübchen keinen Raum hat, um die vielen Gäste, welche hier von früh bis spät zusprechen, aufzunehmen. Man fühlt sich wirklich heimisch da.

1) Der Neutorturm.

2) Das ist jetzt anders: nur Arbeiten Dürers — vornehmlich seine Kupferstiche und Holzschnitte — sind vorhanden, wie denn überhaupt das Haus aufs Erfreulichste erhalten ist.

3) Früher „der obere Milchmarkt.“

4) Christian Daniel R., geb. 2. Januar 1777 zu Urolsen in Waldeck, gest. 3. Dezember 1857 in Dresden.

Kein Wunder, daß Albrecht Dürer¹⁾, Willibald Pirckheimer²⁾, Peter Vischer³⁾, Adam Krafft⁴⁾, Veit Stoß⁵⁾, Lazarus Spengler⁶⁾, Hieronymus Paumgärtner⁷⁾ und Hans Sachs⁸⁾ hier als Stammgäste ein- und ausgegangen sein sollen, wie dies über der Türe zu lesen ist.

Wir standen vor der Sebalduskirche, der älteren Schwester der Lorenzkirche, an deren Schönheit ich mich so erfreut und gemeint, daß die Baukunst nichts Höheres hervorgebracht habe, und nun zog mich diese, gerade in ihrer Einfachheit, fast noch mehr an. Schon die Türme sind weit schlichter und schlanker, und das an der Kapelle hochhängende gewaltige „Christkreuz“ ein würdiger Schmuck.

Doch um das Äußere zu verstehen, muß man das Innere kennen, und so traten wir durch die zierliche Brauttüre in das Gotteshaus. Mein Freund führte mich in die zwischen die Türme erbaute Löffelholzsche Kapelle, die, höher gelegen, einen überraschenden Blick durch die Hallen in den schräg angebauten Chor mit seinen farbenreichen Fenstern gewährt. Und wie seltsam, in einer evangelischen Kirche das ewige Licht, das wie ein köstlicher Rubin in der kleinen Ampel glüht! Als uraltes Vermächtnis muß es bestehen bleiben, und wer es gesehen und seine Bedeutung zu würdigen versteht, möchte es auch nimmer missen.

¹⁾ A. D., geb. 21. Mai 1471 in Nürnberg, gest. 6. April 1528 ebenda.

²⁾ W. P., geb. 5. Dezember 1470 in Eichstätt, gest. 22. Dezember 1530 in Nürnberg.

³⁾ P. V., geb. um 1455 in Nürnberg, gest. 1529 ebenda.

⁴⁾ A. K., geb. um 1440, wahrscheinlich in Nürnberg, gest. 1507, angeblich im Spital in Schwabach.

⁵⁾ V. St., geb. wahrscheinlich zwischen 1440—50 in Nürnberg, gest. 1533 ebenda.

⁶⁾ L. S., Stadt- und Ratschreiber, geb. 1479 in Nürnberg, gest. 1534 ebenda.

⁷⁾ H. P., geb. 9. März 1498 in Nürnberg, gest. 8. Dezember 1565 ebenda.

⁸⁾ H. S., geb. 5. November 1494 in Nürnberg, gest. 19. Januar 1576 ebenda.

Die Hauptzierde bleibt des „vornehmsten Rotschmieds“, Peter Vischers, Sebaldusgrab, mitten in der Kirche¹⁾, ein Denkmal, das eine Fülle von Bildwerken: die Apostel, Propheten und Kirchenväter, sowie die Wunder Sebalds zeigt, und woran der Meister außer dem Heiligen in Pilgermantel und Stab, seine Kirche tragend, seine eigene schlichte Gestalt mit Schurz und Meißel angebracht hat. „Die Richtigkeit der Zeichnung, die edlen und abwechselnden Stellungen, der Ausdruck der Köpfe, der Faltenwurf, in großen, breiten Massen, der meisterhafte Guß, dies alles trägt den Stempel der Antike und stellt diese Arbeit den bewundernswürdigsten Bronzen altitalienischer Meister gleich.“ Am Sockel las ich: Petter Vischer, purger zu Nürnberg, machet das werck mit seinen sunnen und ward folbracht im jar 1519 und ist allein Got dem Allmechtigen zu lob und Sanct Sebolt dem Himmelfursten zu Eren mit hilff frumer leut von dem allmuffen bezalt.

Unweit der Kirche, auf dem alten Weinmarkt, begrüßte ich an der Türe des Gasthauses zum roten Roß den lieben alten Herrn Cornill aus Frankfurt a. M.; er weilte hier wegen seiner Dürer-Sammlung. Im Gespräch hat er mich, ihm, wenn möglich, zum Ausmessen seiner Kupferstiche und Holzschnitte einen alten Nürnberger Maßstab zu verschaffen. Bei meiner Heimkehr konnte ich ihm das Gewünschte eingehändigen.

Unser Spaziergang war noch lange nicht beendet, wir mußten uns zum Weitergehen anschicken. Die Ratsuhr verkündete die Abendstunde, als wir durch die Vorhalle des prächtigen Hofes mit seinem zierlichen Röhrbrunnchen kamen, dessen lautes Geplätscher sich beim Aufgange nach dem Ratssaale lustig anhörte. Von dem Wandgemälde „Triumphzug“ von Dürer, sind mir besonders aus dem Musikkorps der auf dem Balkon sitzende, mit den Beinen schlenkernde junge

¹⁾ Gestiftet von Sebald Schreyer, begonnen 1509.

Pfeifer und der Paukenschläger, der aufmerksam horcht, wann an ihn die Reihe kommt, durch ihre Natürlichkeit lebhaft im Gedächtnis geblieben.

Wir kamen auf den Hauptmarkt. Das laute Handeln und feilbieten der Händler und Händlerinnen bot ein Bild voll Leben. Ein altes Gedicht sagt:

Um Markt zu Nürnberg steht ein Bronn;
So weit als leuchten mag die Sonn',
Find't man dergleichen nicht!

Über den Markt schlendernd, sahen wir die Frauentirche und dahinter den hübschen Röhrbrunnen, mit dem Gänsemännchen. Auch nach dem in nächster Nähe stehenden Häuschen¹⁾ des Meisterfingers Hans Sachs zog es mich. Des Schuhmachers freundliches Bildnis diente zum Schilde der Schenke zum goldenen Bären, und forderte uns zur Einkehr auf. Behaglich saßen wir in dem Stübchen, wo einst sein Lied ertönte, und ich wünschte mich in die Zeit versetzt, in der all die großen Männer hier gelebt.

„Eine Lust ist's, die Straßen zu durchwandern, in denen nichts fehlt, als die Begegnung eines Rats- oder Kaufherrn in der Halskrause und dem stattlichen Mantel von Sammt, oder eines Zunftmeisters, der sich zu seiner Gilde begiebt, oder allerlei fahrenden Volkes.“

Auf den Markt zurückgekehrt, waren wir rasch auf der Barfüßerbrücke²⁾ von der man rechts die kühn gewölbte einbogige Fleischbrücke und links, über den Fluß gespannt, zwischen Bäumen das Heilige-Geistspital sieht. Über die „Säubrücke“³⁾ kamen wir auf den „Säumarkt“, den jetzigen Trödelmarkt, die zweite, kleinere Insel der Pegnitz. Die schönsten Baumgruppen umstehen die Ufer, und auf dem Platze, in und um die Buden, welches Gewühl! Wie wird da der Sammelfinn angeregt!

¹⁾ Seit 1860 etwa an der Stelle ein modernes Gebäude.

²⁾ Jetzt Museums- oder Königsbrücke.

³⁾ Jetzt Karlsbrücke.

Doch mein Freund drängte zum Weitergehen; denn schon wieder hatte er mir an dem Steg, über welchen wir jetzt mußten, ein herrliches Stück Architektur zu zeigen. Es war der Henkersteg mit seinen charakteristischen Türmen, Gängen und angrenzendem Giebelhause, den ehemaligen Gefängnissen und der Wohnung des Nachrichters, im Hintergrund die Sebalduskirche und Burg. Wie sich das alles in dem Wasser spiegelte! In dieser Stadt, die immer mehr des Schönsten bot, konnte man eigentlich gar nicht sagen: dies oder jenes hat mir am besten gefallen. Wieder auf der Lorenzerseite, traten wir von dem weißen Turm, einem alten Stadttor, den Rückweg an.

Nachdem Daumer im Vorübergehen im Strauß die Weisung gegeben, wohin meine Habseligkeiten zu bringen seien, führte er mich noch in das ehemalige Karthäuserkloster¹⁾, mit Kreuzgang, reizendem Gärtchen und prächtigem Ziehbrunnen, von Sonnenblumen und Malven umstanden. Das Ganze bot in der Abendsonne ein farbenreiches Bild. Durch die Türe und die hohen mit Reben bewachsenen Fenster spielten die Strahlen der untergehenden Sonne auf den ausgetretenen Grabsteinen. Es fehlten nur die lieben Klosterbrüder. Wie in Meissen, sah ich ein, daß ich das viele Schöne, das ich mir zum Zeichnen gemerkt, nicht annähernd machen könne; hier war ich aber sicher, daß ich wiederkehren würde.

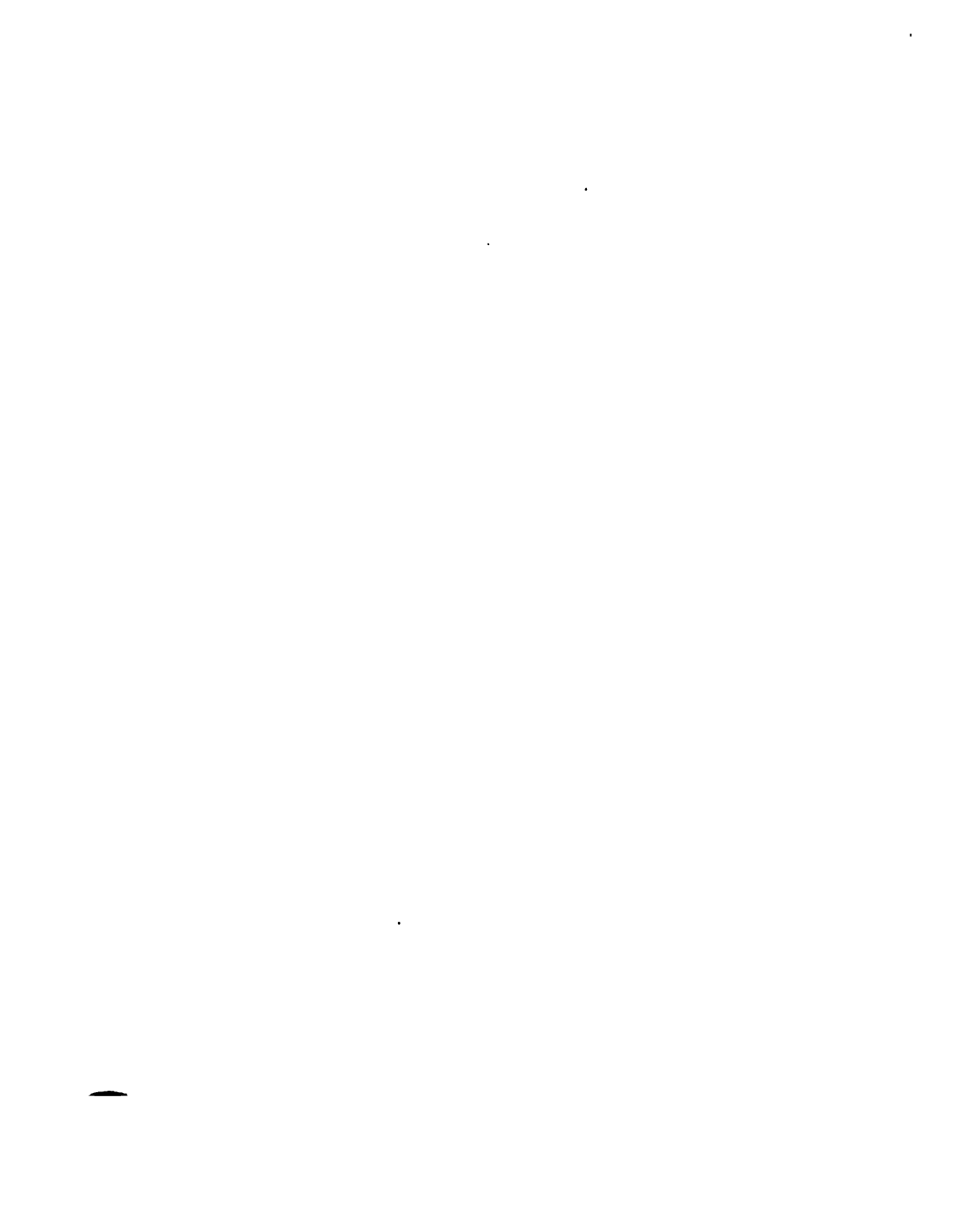
Wir waren wieder bei „Laurenzen“, dem Anfang meiner Wanderung, und hinaus ging es durchs Frauentor; denn Daumer wollte, daß ich, nachdem ich so viel in der Stadt gesehen, nun auch einen Teil der Außenstadt sähe, die freilich wieder ein ganz anderes Bild gewährte.

Um die Stadt, die noch von einer Mauer mit vielen Türmen umschlossen ist, von welchen besonders die vier runden Haupttürme mit ihren faßartigen Keifen hervorragen, zieht

¹⁾ Jetzt das germanische Museum.



Kreuzgang in der Karthause zu Nürnberg.



sich innerhalb ein Gang, in dem früher zur Nachtzeit Wächter die Kunde machten, mit Hörnern einander Zeichen gaben und die Stunden ausriefen. Auf alles machte mich mein unermüdlicher Führer aufmerksam, und so kamen wir im Gespräch bis an das Wöhrder-Türlein, bei dem Laufertor, und in der hinteren Beckschlagergasse durch das Hinterpförtchen in Daumers großen gepflasterten Hof, in dessen Mitte eine hohe Linde alles überschattete. Er schlug vor, uns auf die Bank unter derselben zu setzen, um uns den Hofraum, der mir so gefiel, anzusehen und mich auf das Genaueste mit allem bekannt zu machen. Die Bauten waren von rotem Sandstein und zum Teil von wildem Wein umspomen. Tief reichten sie in den Hof, ein Bau an den anderen grenzend, ein Beweis der Bautätigkeit der Vorfahren. Das Hintergebäude, durch dessen Pförtchen wir gekommen, enthielt die Stallung und Remise; mein Freund war herrschaftlich eingerichtet. Vornehmlich wurde mein Blick auf ein Gebäude hingelenkt, an dem ich kein Fenster, sondern nur eine gewölbte Tür wahrnahm, aus welcher bisweilen dicker, weißer Qualm hervordrang. Es war die Schmelzhütte zur Bereitung des Messings, woraus das Kauschgold geschlagen wurde. Die Arbeiter waren eben fertig und begaben sich in ihre Wohnungen, die manche in dem Hause hatten. Im Vorübergehen wünschten sie uns einen guten Abend; ihre Art hatte etwas Vertrauensvolles.

Zu meiner Wohnung, wie ich sie nennen will, führte eine besondere Stiege. Es war spät geworden, als ich mich zur Ruhe begab. Mit Tagesgrauen wurde ich durch ein Geräusch geweckt; erschreckt sprang ich auf, denn ein Feuerchein erhellte mein Zimmer. Ich eilte ans Fenster und sah im Hofe allerlei dunkle Gestalten ab- und zugehen; es waren nur die Leute, welche vor Tagesanbruch ihre Arbeit in der Schmelzhütte begannen. Ich betrachtete mir nun, soviel dies bei der aus der Hütte dringenden Helle möglich war, ihr Tun.

Es interessierte mich zu sehr, als daß ich wieder zu Bette hätte gehen mögen, ich zog mich daher rasch an und ging hinunter, mir das Schauspiel in der Nähe zu betrachten. Die Leute erkannten mich vom Abend her, als ich mit ihrem jungen Herrn unter der Linde geseßen. Durch einen schachtartigen Gang kam ich in die Schmelzhütte, wo alles in Flammen aufzugehen schien. Jungen schaufelten unablässig Kohlen in den Höllenschlund. Was die Kerle in den umgekehrten Schafspelzen, die sie zur Abhaltung der Hitze trugen, fantastisch ausfahen! Es war wundervoll zu sehen, wie die cyclopischen Gestalten in weißen Hemden im Feuerschein um die Umboße herumsprangen, um die strahlenden Messingklöße mit ihren Zangen bald so, bald so zu drehen — ein wahrer Koboldstanz voll der finstesten Sprünge und Gebärden. Dabei der greise Meister in seinem Schurzfell, welche Ruhe. Ich sah in ihm nur den Meister aus Schillers Glocke. Mit Aufmerksamkeit sah ich zu, wie die ganzen Kupferbarren und Zinnblöcke in den großen Schmelztiegel geworfen wurden und allmählig zusammenfielen und zergingen. Welche Vorsicht war bei der Verbindung der beiden siedenden Metallmassen nötig, und dabei welche Stille, nur der Sache Beachtung schenkend. Kaum einige Worte hörte man, jeder wußte, was er zu tun hatte.

Inzwischen war es Tag geworden, aber noch früh. Ich ging wieder hinauf und legte mich; doch zum Weiterschlafen brachte ich's nicht mehr. So ruhend besah ich mir meine Räume, was ich bequem von meinem Lager aus konnte. Besonders an meinem Wohnstübchen hatte ich große Freude: die schöne Holzdecke, die getäfelten Wände, die Umfassung und Krönung der Türen, alles für das Behagen des reichen Patriziers eingerichtet. Dann die wundervollen Stücke des alten Familienbesitzes an Möbeln: die Schränke mit verzierten Beschlägen; in der Mitte der wuchtige Tisch mit der reich eingelegten achteckigen Platte; rundum die bequemen, hohen, strohgeflochtenen Sessel und darüber der zierliche Leuchter! Der

ruhige Gang der kleinen Wanduhr mit dem roten Zifferblatt; der Spiegel in geschnitztem Goldrahmen zwischen den beiden Fenstern und sonst noch viele Kleinigkeiten, die als Zierrat herumstanden, machten den Raum zum Verweilen einladend. Alles erregte meine Bewunderung; ja der Wunsch stieg in mir auf, es einmal in ähnlicher Weise haben zu können. Ich bat sogar meinen Freund, mir den überzähligen siebenten Sessel zu geben, was der Gute auch tat. Mit diesem war der Anfang für mein späteres, nach zehn Jahren entstandenes antikes Stübchen gemacht.

Der erste Sonntag kam heran, und unter dem Geläute der Glocken ging ich im Festgewand in die Lorenzkirche. Vom Hauptportale aus war der Eindruck herrlich, denn das Innere packt schon durch die Größe des breiten, hohen Mittelschiffes, mit dem daran anschließenden noch höheren Chor. Auch die Farbe des dunkelroten Sandsteins tut dem Auge wohl, und die Figuren an den mächtigen Säulen tragen viel zur Belebung der Architektur bei.

Als die Glocken verhallten — es war eine zahlreiche Menge versammelt — ertönte die Orgel mit durchdringender Gewalt, und die Gemeinde fiel mit einer Freudigkeit ein, die wahrlich zur Erbauung beitrug.

Nach dem Gottesdienst¹⁾ ging ich in den weiten Räumen zwischen dem schön geschnitzten Gestühl umher, bis ich an einem Pfeiler nächst dem Hochaltar staunend verweilte. Hier schwebt der englische Gruf²⁾ und ragt das kunstvolle Gebäude empor, in dem des Bischofs Hand die Hostie verwahrt: „das Weibbrodgehäuse“, auch Sakramentshäuslein³⁾ genannt, das in Form des Bischofsstabes, des Stabs des guten Hirten, abschließt. Es ruht auf den Schultern des Meisters Adam Krafft und seiner zwei Gesellen. Im Innern sind Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Ein dem Sebaldusgrab ebenbürtiges Denkmal! —

¹⁾ Gehalten von Stadtpfarrer Heller.

²⁾ Von Veit Stof.

³⁾ Gestiftet von Hans Imhof 1500.

Trotzdem war mir sowohl im Innern wie im Aeußern, in malerischer Hinsicht, die Sebalduskirche anregender.

Darauf ging ich mit Daumer nach Schnigling, einem in der Nähe Nürnbergs gelegenen kleinen Dorf, wo seine Eltern den Sommer über auf ihrem Landgut wohnten. Der sandige Weg dahin wäre zu schwüler Mittagszeit nicht unbeschwerlich gewesen, ich war daher froh, daß er seinen Wagen genommen, der uns aller Unannehmlichkeiten enthob. Bald sah man den Ort, von welchem mir Daumer ein freundlich und dabei herrschaftlich aussehendes Gebäude mit angrenzendem parkartigen Garten als das Besitztum seiner Familie bezeichnete. Der Wagen hielt. In den Flur getreten, der geräumig war wie ein Saal, wurden wir in den Garten gewiesen, da sollten wir den Hausherrn finden. In Terrassen, die durch Treppen mit einander verbunden waren, senkte sich der Garten ab, sodaß das Haus ganz frei lag. Schon von ferne vernahm man das Plätschern eines Springbrunnens und das Rauschen der alten Tannen, die eine duftige Kühle verbreiteten. Hier saß an einem Steintisch, im warmen Maimond in einen Pelzrock gehüllt, der Vater meines Freundes, der reiche Herr Daumer¹⁾, und schmauchte sein Pfeifchen. Als er mir einen Willkomm bot, ward ihm das Aufstehen schwer; denn er war seit vielen Jahren von der Gicht geplagt. Der alte Herr war ein unterseßter, ungewöhnlich stark beleibter Mann mit einem weichen, glatten Gesicht, dessen Doppelfinn ein Polster bildete; unter dem Sammetkappchen quollen reiche Locken hervor. Fern von Vornehmheit begrüßte er mich mit der alten Herzlichkeit und wirklichem Interesse für meine Person. Als ich ihn um sein Besitztum beneidete, da rief er und stöhnte: „O, nicht beneiden! Bedauern! Podagra! Reißen, Reißen in allen Gliedern! Tag und Nacht werde ich grausam gequält!“

¹⁾ Bruder des um Kaspar Hauser so verdienten Dichters Professor Georg Friedr. Daumer, geb. 5. März 1800 in Nürnberg, gest. 13. Dezember 1876 in Würzburg.

Unterdessen wurde gemeldet, daß das Essen aufgetragen sei. Mein Freund und ich unterstützten den alten Herrn, und so klomm er mühsam die Steintreppen hinauf. Durch die weitgeöffneten Flügeltüren des Gartensaals erkannte ich sofort die „gnädige Frau,“ wie sie sich anreden ließ, die große Gestalt mit der mächtigen Hornbrille, das rabenschwarze Haar unter der riesigen Haube mit flatternden Bändern. Von Gold strogend, schlich sie im rauschenden, schwerseidenen Kleid, darüber einen kostbaren Shawl, der halb auf dem Boden schleifte, in großen Filzschuhen auf und ab und langte dabei unaufhörlich in ihren Ridikül nach der goldenen Dose. Niesete sie, so ließ jedesmal der ihr folgende Hund ein „Wu“ hören, als Zeichen, daß er sie verstanden. Es war ganz derselbe Eindruck, wie ich ihn noch aus der Zeit, als die Familie bei uns in Frankfurt gewohnt, in Erinnerung hatte. Auch der Hund, ein alter, wackelnder, blinder, widerwärtiger Köter, war noch derselbe; sein Hauptfinn war der Geruch, und so knurrte er, als ich eintrat. Jetzt erst bemerkte mich Daumers Mutter, und als ihr Karl meinen Namen nannte, maß sie mich durch ihre Brille von Kopf bis zu Fuß, trat erschreckt einen Schritt zurück und sagte: „Nun, das muß ich „soggen,“ vor Ihnen kann man sich ja fürchten; Sie sehen ja aus wie der leibhaftige Menschenfresser!“ Die gegenseitige Begrüßung kam aber doch von Herzen. Sie war noch unverändert die gutmütige Frau. Ihre Gewohnheiten, die recht absonderlich waren, hatte sie auch nicht abgelegt. Die Zuneigung zu ihrem Hund war noch dieselbe übertriebene; ja wie früher redete sie ihn mit „Sie“ an, was gar zu drollig anzuhören war. Er war ihr das Liebste auf der Welt, das Einzige, woran sie ihre wahre Freude hatte, und wehe dem, der ihrem Umi etwas zuleide tat.

Mir ward der Ehrenplatz zwischen den beiden Uten angewiesen. Der Wein war so köstlich, wie vorzüglich die Speisen; deshalb konnte ich nicht begreifen, wie Herr Daumer von einer einfachen Kost, mit welcher ich fürlieb nehmen müsse, sprechen

konnte, und sie bemerkte noch: „Ja, das ist gewiß „wohr,“ denn mit „Respekt“ zu sagen, gibt es nur ein „einfältiges Rindfleisch“ und einen kleinen Schweinsbraten von etwa zehn Pfunden.“

Ich war hier jeden Sonntag ein gerngesehener Gast, und unsere Unterhaltung wurde besonders rege, wenn die Rede auf den 18. September 1848 kam, wo Daumers beim Anblick der bewaffneten Verfolger Auerswalds und Lichnowskys namenlose Angst um ihr eigenes Leben und Bestiztum ausstanden.

Fast zum Tollachen war es, als die Alte plötzlich durch die Türe ihren Hund, der sich im Garten sonnte, mit den Worten rief: „Ami, kommen Sie herauf, und essen Sie ihre Bratwurst!“ — „Wu! Wu!“ — soviel wie: ja, ja, ich komme — und schon schleppte sich der Köter in seiner Schabracke heran, nahm aus der Hand seiner Gebieterin seine Mahlzeit und ging damit nach seiner Wohnstätte, sie zu würgen. Als ich über diesen Diskurs laut auflachte, wurde die gnädige Frau ziemlich ungnädig.

Das seltene Verhältnis zwischen Herrin und Hund besang ein Freund nach Amis Tod folgendermaßen:

Gestorben ist er nun,
O, mag er friedlich ruhn,
Und auf den Grabstein schreib' ich drauf:
„Ami, kommen Sie herauf!“

Welche Überraschung wurde mir aber, als der alte Herr mich aufforderte, doch einmal mit Karl seine Hauskapelle zu besuchen. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und folgte ihm blindlings. Doch es war so! Wer aber zuletzt darin seine Andacht verrichtet, das wußte mir der Erbe, der über meine Frage doch etwas in Verlegenheit geraten, nicht zu sagen. Vielleicht war sie seit dem Ahnherrn derer „Carl Hörmann von und zu Gutenberg“ unbenutzt geblieben. Und wie schön wäre gerade damals eine neue Weihe derselben am Platze gewesen, war doch meinem Freunde der erste Sohn, der Stamm-

halter des Hauses, geboren; aber daran dachte niemand, selbst ich nicht.¹⁾

Als Hauptschmuck über dem Altare, vor welchem ein Betpult, hing ein Gemälde von oder nach Albrecht Dürer, die Geburt Christi²⁾, von Dürer in seinem Tagebuch der niederländischen Reise „die Weihnachten“ benannt. Die familie hielt es für ein Original. Alt war es allerdings, dafür sprach das Aussehen, ob aber echt, darüber konnte ich zum Verdruß der Besitzer meinen Zweifel nicht unterdrücken; doch die schöne Darstellung gab ihm noch immer einen gewissen Wert.

Doch fortwährend in süßem Nichtstun schwelgen durfte ich nicht, dazu war ich nicht in Nürnberg. Ich befand mich auf dem Felde, das mir eine unerschöpfliche Ernte versprach, und hatte mir vorgenommen, weit genauer und ausführlicher nach der Natur zu zeichnen. Und so hatte ich die Freude, zu sehen, wie manch Samentorn, das Professor Richter in mich gelegt, aufgegangen. Die Frucht kam später zur Entwicklung; aber ich spürte schon jetzt die ansehnlichen Keime. Meine frühere, oft übertriebene Unzufriedenheit mit mir selber wich mehr und mehr. Ich hatte mit einemmale eine Leichtigkeit, ja Fertigkeit im Auffassen erreicht: die Hand schrieb's nur nach. Es war die Zeit, wo man gar nicht müde wird, mit Liebe zu studieren. Wer nicht so anfängt, wird niemals frei zeichnen lernen. Auch die Wahl des Standpunktes, der ja den Reiz oft wesentlich erhöht, wußte ich nun glücklicher zu treffen, und dies ist mir mit am besten bei der sehr durchgeführten Zeichnung der schon genannten einstmaligen Behausung des Burgamtmanns gelungen. Gerade bei dieser Arbeit habe ich manchen schönen Morgen verbracht. Glücklich ging ich in der Frühe über den Papierplatz mit dem prächtigen Coplerschen Haus³⁾ durch die untere Söldnergasse am Euginsland vorbei dem Schlosse zu.

¹⁾ Die Taufe vollzog Stadtpfarrer Steger.

²⁾ Heller Nr. 127.

³⁾ Worin zu jener Zeit der Sitz des Germanischen Museums war.

Auch als ich die erwähnte schöne Partie in der unteren Schmiedgasse zeichnete, traf ich es bei der Wahl des Platzes so recht nach meinem Sinn. Dicht unter einem Fenster hatte ich mich auf meinem Feldstuhl niedergelassen und wollte eben mit Arbeiten beginnen, da klopfte es an dem Fenster. Ich drehte mich um und sah durch die Scheiben einen alten Mann, der mir winkte, zu ihm herein zu kommen. Auf sein freundliches Gesicht hin besann ich mich nicht, trat ein und besand mich in der Werkstatt eines Schuhmachers. Er meinte, ich solle mich neben ihn setzen, von hier könne ich es doch bequemer haben, und schon räumte er alles aus dem Wege und war bemüht, es mir möglichst angenehm zu machen. Seine Art war so wohlthuend, daß ich einschlug, und wähnte, ich sei bei Hans Sachs. Meine Achtung vor dem Alten stieg aufs höchste, als ich neben ihm eine aufgeschlagene Bibel liegen sah, woraus er wohl seine Morgenandacht verrichtet hatte. Ich dachte: Bei Dir, Du lieber Alte, ist wohl Gottes Wort der güldene Boden des Handwerkerstandes? Und mit einer wahren Ehrfurcht warf ich zuweilen einen Blick auf den Meister, der, das Schurzfell um, sein Käppchen auf dem greisen Haupt, so ernst auf seine Sohlen schlug. Wir unterhielten uns lebhaft über ernste Dinge, denn er wußte trefflich zu sprechen, ja es dauerte nicht lange, so stimmte der liebe Alte das Lied an: Großer Gott, wir loben Dich! Ich fiel zu seiner Freude mit der zweiten Stimme ein, und so wärzten wir uns gegenseitig das Beisammensein. Wir wurden Freunde, und jedesmal freute er sich, wenn er mich das Gäßchen herunterkommen sah. Was hatte uns aneinander geschmiedet? Die aufgeschlagene Bibel!

Eines Morgens sah ich beim Arbeiten in der Nähe der Lorenzkirche den Landschaftsmaler Christian Heerdt¹⁾ aus Frankfurt mit seiner Frau. Sie bemerkten mich, und obschon ich ihn nur von Ansehen und aus seinen schönen Bildern

¹⁾ Johann Ch. H., geb. 4. Mai 1812 in Frankfurt a. M., gest. 1. Juni 1878 in Bodenheim.

kannte, stellte ich mich als Landsmann vor. Ueßerst nette Leute, die auf einer Reise durch Bayern und Tirol begriffen waren; er sah, sein Ränzchen auf dem Rücken, ganz jugendlich aus. Mein Anerbieten, mich ihnen als Führer anschließen zu dürfen, nahmen sie gern an, und so machte ich mit ihnen denselben Gang wie bei meinem Einzug unter Freund Daumers Führung. Zu Mittag war ich ihr Gast im Strauß, und dann wurde noch ein ausgiebiger Rundgang um die Außenstadt unternommen. Es ist doch ein dankbares Geschäft, mit wirklich Kunstverständigen eine derartige Wanderung zu machen.

Der Blick auf die Burg mit den sich zu einer Gruppe zusammendrängenden vielen Türmen war ihnen überraschend: der gewaltige Luginsland, darüber der Vestnertor- und der Heidenturm, aber vor allem der fünfeckige Turm von seiner malerischsten Seite, der auf Felsen erbaut aus dem Stadtgraben aufsteigt und mit ganz eigentümlichen Unter- und Umbauten sich zeigt. An der weit vorspringenden Bastei prangt reich bewachsen das älteste Stadtwappen.

Am Tiergärtnertor schlugen wir den Weg nach dem St. Johanniskirchhof ein. Es ist die Strecke, auf welcher Georg Kezel (von dem Pilatushaus bis zur Schädelstätte) die sieben Stationen von Adam Krafft 1490 errichten ließ. Die bedeutendste, der Calvarienberg, am Ende dieser „frommen Wegbezeichnung“, ist der Gekreuzigte mit den Schächern und der unter dem Kreuze stehenden Gruppe. Wir traten durch das Kirchhofstor: Grabstein an Grabstein mit Messingplatten kunstvoll mit Wappen und Inschriften versehen. Zwischen ihnen wuchern ungepflegt Blumen und Gesträuch. Hier ruhen Albrecht Dürer¹⁾, Veit Stoß, Baumgärtner, der treffliche Ratsherr, und Hans Sachs.

¹⁾ In der fünften Reihe, mit No. 649 bezeichnet: emigravit 8. April 1528.

Wie schön von hier die alte Reichsstadt liegt, die herrliche!
Wie ihre Türme ragen!

Wir gingen über die Johannisstraße zurück und kamen unseren Weg um die Stadt fortsetzend, bald an das Spittlertor, in malerischer Beziehung dem Frauentor am nächsten. Schon das Unregelmäßige des Geländes, das sich halb versteckt durch Gebüsch am Festungsgraben nach der kleinen Holzbrücke am Toreingang hinzieht, ist reizend. Am Strauß angelangt, nahm ich von dem lieben Ehepaar Abschied.

Ofters ging ich nach dem Trödelmarkt. Man konnte da finden, was man suchte. Eine ganz unglaubliche Ansammlung von Kunstblättern war da zusammengetragen und äußerst billig zu haben. Und so entschloß ich mich — allerdings mit Vor sicht, denn ich mußte meine Kreuzer zählen — einige zu erstehen; so oft ich sie jetzt ansehe, tritt mir bei dem einen oder anderen der Moment des Erwerbes vor Augen. Die schönsten alten Abdrücke von Erhard¹⁾ sah ich da. Vor allem suchte ich seine Nürnberger Ansichten zu bekommen. Es sind nur wenige: In Nürnberg, Grasplatz am Ufer der Schütt, Am Stadtgraben und die äußerst malerische Partie in der Nähe des Spittlertores mit dem ephuumzogenen Bollwerk. Erhard strebte, der Natur ohne alle Manier und frei von slavischer Nachahmung nahe zu kommen. Wie glücklich er nach diesem Ziele rang, beweisen seine geistreich ausgeführten Radierungen. Sie schließen sich denen der größten Meister an, und Nürnberg kann sich seiner mit Recht rühmen. Aber auch seine Figuren sind niemals nur leere sogenannte Staffage; nein, sie gehören mit dazu und können gar nicht hinweg gedacht werden. Unübertrefflich hat er dies in seinen Architekturen mit den damals durch Nürnberg ziehenden Kriegern bewiesen. Welch herrliches Blatt ist: die von Kosaken eskortierten Bagagewagen am Stadtgraben zwischen dem Hallertürmchen und Spittlertor. Da kann

¹⁾ Johann Christoph E., geb. 21. Februar 1796 in Nürnberg, gest. 20. Januar 1820 in Rom.

man sehen, wie man es zu machen hat, und Professor Richters Hinweis auf diesen Künstler fiel mir immer wieder ein; mehr und mehr gingen mir die Augen dafür auf.

Auch Johann Adam Klein¹⁾ war reich vertreten. Außer seinen vortrefflichen Figuren, welche den Erhardschen völlig an die Seite zu stellen sind, gipfelte seine Fertigkeit in Tieren. Wer wüßte sie alle zu nennen, hat er doch nahezu 400 Platten radiert! Wer kennt nicht seinen Kindlifresser- und Bärenbrunnen in Bern, beide mit reichen Figurengruppen an den Wassertrögen, in Rom 1820 entstanden? Und gar köstlich sind seine humoristischen Neujahrskarten, darunter besonders die „Zum neuen Jahr 1815,“ wo die Alte in den Pelzrock gehüllt lesend bei ihren ausgehängten Kalendern sitzt? Oder die „Zum neuen Jahr 1817“, Postillon und Courier? Ersterer im Trab blasend, nebenher sein Händchen, der andere weiter zurück im Galopp, mit der Peitsche knallend. Welch ein Leben in diesen kleinen Blättchen! Ein ganz feiner Künstler, dieser alte liebe „Maler und Kupferäßer,“ wie seine Firma war, als er noch am Panierplatz in Nürnberg wohnte.

Der Dritte, welchen ich vertreten fand, war Johann Jakob Kirchner,²⁾ durch seinen Freund Klein 1813 lebensvoll im Künstlerkostüm mit Malutenfilien auf der Wanderschaft radiert. Seine Folge von 15 Blatt fährt recht in das alte Nürnberg ein. Wie ist das Spittlertor reizend aufgefaßt, und wie sind die Landsknechte frisch in die Landschaft hineingezeichnet!

„Von Tafeln, die Albertus Dürers Hand, der eignen Größe unbewußt, gemalt“, besaß Nürnberg schon damals fast keine mehr; das Bildnis des Hieronymus Holzschuher, „Genannter des Rats“, 1526, war ihm geblieben. Unstreitig war es das Beste, was Nürnberg noch von Dürers Pinsel aufzuweisen hatte. Im Besitz der Nachkommen, hatte es der jedesmalige

¹⁾ J. A. K., geb. 24. November 1792 in Nürnberg, gest. 21. Mai 1875 in München.

²⁾ J. J. K., geb. um 1792 in Nürnberg, gest. 1836 ebenda.

Senior als Familiengut zu hüten. Da es leicht zugänglich war, verfehlte ich nicht, in das alte Patrizierhaus „auf der Füll“ hinter der Egidienkirche zu gehen. Es erscheint wie heute gemalt, ein wundervoller Kopf mit durchdringendem Blick, unablässig verfolgt er uns. — Damals (1854) dachte niemand daran, daß auch dieses Kleinod, gleich den vier Aposteln¹⁾, seiner Vaterstadt verloren gehen sollte. Und doch ist's geschehen²⁾.

Dann sah ich die betende Maria³⁾ in der Landauerbrüderhauskapelle, das entzückendste Standbild, dessen Meister man noch nicht ermittelt hat.

Auch die höchstinteressanten Patrizierhäuser, das Pellersche mit seinem „Cum Deo“ oben am Giebel, das Tüchersche und das Pfinzingsche, alle mit wundervollen Hofräumen, wurden aufgesucht. Nicht wenig Interesse hatten die früheren Straßennennungen für mich, so: Bei der wilden Sau, der Jotenberg, das bretterne Meer, Auf'm Most, die elende Gäß u. a. m.

Von meinen Wanderungen um Nürnberg nenne ich die auf der Regensburger Straße nach dem Schloßchen Lichtenhof und durch den Sebalder Wald nach dem alten Landstädtchen Lauff, wo Daumers Hammer zur Herstellung des Kauschgolddes war. Doch vor allen steht mir der Gang nach dem nahen Kraftshof an einem Sonntagnachmittag in lebendiger Erinnerung. Der Kirchplatz des Dorfes war durch eine Hochzeitsfeier zu einem wundervollen Bild umgeschaffen. Das junge Paar und die Hochzeitsgäste in der fränkischen Tracht kamen gerade im Zug aus dem Tor des kleinen Kirchhofs. Um das

¹⁾ „Das Preiswürdigste, was jemals Dürers Erfindungsgabe schuf, von dem Meister am 7. Oktober 1526 dem Rat seiner Vaterstadt geschenkt, der die Bilder in der oberen Regimentsstube des Rathauses aufstellen ließ. Im Jahre 1627 wurden sie an den Kurfürsten Maximilian I. von Bayern abgetreten.“

²⁾ 1884 wurde der Holzschuher an das Kgl. Museum zu Berlin um den Preis von 350,000 Mark verkauft.

³⁾ Jetzt im germanischen Museum, lange Zeit Zeit Stofz zugeschrieben.

Wirtshaus, dicht bei der Kirche, entwickelte sich ein ländliches Treiben, das ich wünschte, gleich so aufzeichnen zu können. Als nun die mit Laubdächern geschmückten Wagen — auf dem vorderen die zehenden Musikanten, dann das Paar auf einem zweiten, von dem Pfarrer sich verabschiedend, und endlich auf dem dritten vollgepfropften die Hochzeitsgäste, die eben aus dem Wirtshaus herauskamen und den Wagen bestiegen — sich in Bewegung setzten und die Musikanten ihren Hochzeitsmarsch begannen, welch ein Jubel, was für ein Hut- und Tücherschwenken entstand da! Bald darauf war der eben noch so belebte Platz wie ausgestorben. Nun erst konnten wir die Kirche, deretwegen wir uns aufgemacht, besichtigen.

„Nürnberg ward mir mit jedem Tag lieber und der Gedanke an die Trennung immer herber. Endlich aber mußte ich mich doch zur Abfahrt rüsten, indes mit dem festen Vorsatz, auf der Rückreise nach München wenigstens einige Tage wieder da zu verweilen. Ich rühmte Nürnberg und höre mein Lebenlang nicht auf zu rühmen und zu preisen: Es ist nur ein Nürnberg!“

Soll wirklich die Prophezeiung sich erfüllen:

„Einst geht nach langer Zeit ein Wandersmann
'ne Stunde Weges dran vielleicht vorbei

Und sagt zu dem, der eben mit ihm geht:

Sieh, da stand Nürnberg früher! Da der Turm,

Das war der Euginsland, s'ist schade drum!“

Über zwei Monate hatte ich des guten Daumer Gastfreundschaft genossen, nun wollte ich meinen Plan, von Bamberg zu Fuß in die Heimat zu wandern, ausführen, um wenn möglich auf meinen Geburtstag die Meinen zu überraschen. Mein Freund wollte seiner Liebe zu mir noch ein ganz besonderes Zeichen zufügen: er forderte mich auf, mit ihm die fränkische Schweiz zu durchstreifen. Und so machten wir uns anfangs Juli auf, fuhren bis Forchheim und von da in einem

Wägeln bis Streitberg, von wo wir Muggendorf, unserem ersten Tagesziel, zupilgerten.

Unser Weg am folgenden Morgen war gar lohnend, immer im Tal der Wiesent. Im Wandern hörten wir eintönigen fernen Gesang und gewahrten bald einen Wallfahrtszug, der den steilen, engen Waldweg von Gößweinstein herunterkam. Wie das die Landschaft belebte, als der endlose Zug mit den bunten Fahnen und Standarten, vornher das im Sonnenschein glänzende Kreuzifix, aus dem dunkeln Walde austrat und sich auf der Landstraße verteilte. Bei Talsenkungen verschwand oft ein Teil, was den Reiz des Bildes ungemein erhöhte. Der Gesang wurde immer verständlicher, so daß ich ganz deutlich eine nicht unschöne Weise vernahm, die Alt und Jung, Männer und Frauen, abwechselnd sangen. Dazwischen murmelten andere, den Rosenkranz in den Händen, unablässig ihre Gebete. Entblößten Hauptes stellten wir uns am Wege auf, und ich betrachtete mir die armen Menschen, die mit ihren Kindern in der entsetzlichen Sonnenglut, halb verschmachtet, den weiten, mühsamen Weg nach dem Wallfahrtsort gepilgert waren; wie denn überhaupt der ganze Eindruck von der ferne gesehen erhebender war.

Wir gingen nach Gößweinstein hinauf und waren überrascht, auf dieser Höhe ein so hübsches Städtchen, das wie aus einem Versteck hervorblickte, zu finden. Es hatte sein Festgewand angelegt, und auch die pompöse zopfige Kirche machte in ihrem Laubschmuck einen prächtigen Eindruck. Überall herrschte Stille; die Bewohner waren müde von dem anhaltenden Heiligendienst. Welcher Genuß, von da oben hinauszusehen ins weite Frankenland mit seinen altersgrauen Burgen auf den bewaldeten Höhen!

Nicht unerwähnt lassen will ich den Glanzpunkt der fränkischen Schweiz, das romantische Tüchersfeld, dessen wunderliche Felsbildungen einst stolzen Burgen Pfeiler und Mauern ersetzten.

Auch der Aufenthalt in Bamberg brachte schöne Stunden. Schon von weitem sieht man aus der bischöflichen Residenz den Dom hervorragen. Kann es etwas Großartigeres geben als den Anblick dieses herrlichen Münsters¹⁾ mit der wundervollen Treppe auf dem weiten Platz?

Nachdem wir vornehm getafelt — Daumer war sehr splendid — gingen wir über den Michelsberg mit der Benediktinerabtei nach der Altenburg. Von einer Anhöhe oberhalb der Stadt sahen wir unweit die alte Warte im Sonnenschein liegen. Dicht bei uns im Gebet vor einem unter Bäumen stehenden Kreuzifix heimkehrende müde Landleute und am Abhang ein Schäfer mit seiner Herde, die ihm sein Hündchen bewahrte — ein wundervolles Landschaftsbild! Steil steigt der Weg zwischen Weinbergen zur Zugbrücke der Burg empor, in deren Hof unter uralten Bäumen die entzückendste Aussicht zum Aufenthalt einlädt. Ich zeichnete mir den ersten Eindruck.

Am Ludwigskanal nahm ich Abschied von meinem Freunde. Noch oftmals sahen wir uns nacheinander um, bis uns auch dies durch Hohlwege und Waldungen nicht mehr vergönnt war.

Noch einen tüchtigen Marsch hatte ich zu machen; fortwährend lönte mein Lied, was mich alle Beschwerden des Weges vergessen ließ. Spät kam ich in Volkach am Main an. Gegenüber hoben sich die Umrisse des Klosters Dettelbach dunkel von dem nächtlichen Himmel ab. Der Anblick fesselte mich so, daß ich beinahe versäumte, die Fähre zu besteigen, doch ich setzte über und kehrte in seinen Mauern ein. Früh war ich wieder auf, denn ich wünschte, zur Mittagszeit in Frankens einstiger Hauptstadt zu sein, und richtig, als die Sonne am höchsten stand — ich trat aus einem Kiefernwald — lag das türmereiche Würzburg vor mir. Ich ließ mich auf dem Abhang eines Vorwerks nieder, um zu rasten und mir das Bild einzuprägen, und als ich so saß, begann das Mittagsge-

¹⁾ In der Übergangszeit vom rom. zum goth. Stil angefangen 1004.

läute. Es packte mich wie damals in München und erhöhte den Genuß der herrlichen Natur! Voller Staunen über die echt katholische Stadt mit den zahlreichen Kapellen und Heiligenbildern kam ich durch die Domstraße an die Mainbrücke; nahe dabei war mein Gasthof zum weißen Schwan. Nur zu gut war ich da aufgehoben; doch wagte ich es für eine Nacht, die Aussicht aus meinem Fenster war zu verlockend. Bald wandelte ich über die alte, schöne steinerne Brücke mit ihren kolossalen Zopfstatuen. Durch den machtvoll emporragenden Brückenturm führt der Weg nach dem Marienberg, den ich bestieg. Tief unten die reiche Stadt mit ihren Kirchen im Kranze der Weinberge.

Es ist merkwürdig, wie viele der Städtchen, die ihre Mauern in den Wellen spiegeln, noch gewappnet und gerüstet aussehen; friedlich dagegen sind das kleine Zellingen mit dem reizenden Eingang und gleich dabei Laudenbach mit seinem hochgelegenen gotischen Kirchlein. Es war ein eigentümliches Wandern: kaum war ich auf der linken Seite, sah ich schon wieder etwas auf der rechten, und so fuhr ich mehrfach hinüber und herüber. Von dem alten Karlsstadt aus führte mich meine Straße ständig an dem rechten Ufer hin; ich blieb ihm treu, wanderte am frühen Morgen Gemünd zu und kam am Abend in dem weithin sichtbaren hübschen Lohr an.

Die Wanderung hatte durch mein eingehendes Sehen und Zeichnen mehr Zeit in Anspruch genommen, als ich gedacht, und so mußte ich mich entschließen, wollte ich rechtzeitig in der Heimat sein, von Lohr bis Wschaffenburg durch den Speffart zu gehen und die noch übrige Mainstrecke, den interessantesten Teil um Miltenberg, später zu machen.

In einer kleinen Schenke, welche ich zum Nachtquartier gewählt, saß bei den wenigen Schoppengästen, zu welchen ich mich gesellte, ein Handwerksbursche, der, als er von meiner Speffartour hörte, mich bat, sich mitr anschließen zu dürfen. Ich betrachtete mitr meinen Altersgenossen, es war ein Schneider, und als ich



Albrecht Bräuer.



sicher war, daß ich ihm im Notfall gewachsen sei, willigte ich ein. In aller Frühe brachen wir auf; die alte Kohrer Straße ging es quer durch den einsamen Wald über Waldaschaff nach Wschaffenburg, wo wir mit einbrechender Dunkelheit ankamen. Im Begriff, ein Gasthaus aufzusuchen, führte uns der Weg an dem Bahnhof vorbei, der im höchsten Schmuck prangte. Ich fragte nach der Ursache und erfuhr, daß die Linie Wschaffenburg—Hanau eröffnet worden sei. Welch unwiderstehlicher Heimatsdrang bemächtigte sich meiner! Sofort erkundigte ich mich nach dem nächsten Zuge und hörte, daß der letzte gleich abgehe. Ich verabschiedete mich von meinem Sachsen und löste ein Billet. Es war Nacht, als ich anlangte, doch in mir heller Tag, denn die Freude auf das Wiedersehen im Elternhause war groß! Das Empfinden wurde, wie ich der eisernen Hand zuging, immer stärker, und als ich endlich vor unserem Häuschen stand, da meinte ich, ich müsse sogleich die Schelle ziehen; doch entschloß ich mich, nicht zu stören. Eines konnte ich aber nicht unterlassen: in unseren Garten mußte ich eindringen und ging deshalb den sogenannten Wsch, die Grenze zwischen uns und dem Nachbar, entlang, riß eine Zaunlatte los und stieg hinein. Nein, welches Gefühl, als ich nun auf unserem Eigentum war, in die lauschige Laube trat, mich hinsetzte und meine Betrachtungen anstellte, mir alles ausdachte, wie das wohl am Morgen sein werde. Lange saß ich da und sah in die sternklare Nacht hinaus. Fast kam ich mir wie ein Nachtwandler vor und stellte die Frage an mich: Träumst Du, oder ist das alles Wirklichkeit? An die Johannis- und Stachelbeerhecken ging ich, um mich zu laben, doch fand ich nichts; ich untersuchte die Obstbäume, ob sie vielleicht dem heimgekehrten müden Sohne eine Erquickung spenden könnten; aber auch da fand ich nichts, ohne sie deshalb zu verfluchen. Wie friedlich war es überall! Bis dicht ans Haus ging ich heran und sandte den guten Eltern die besten Wünsche für ihre Nachtruhe. Bei einem guten Nachbarn, Gärtner Flauaus,

Klopfte ich an und fand freundlichen Einlaß. Recht müde schlief ich auf dem primitiven Lager ein, war aber früh wieder auf; ich wollte alles beobachten, was sich im Elternhause abspielte. Nicht lange hatte ich zu warten, da hörte ich meinen lieben Vater — es war 5 Uhr, die Zeit, wo der ernste Mann sein Tagewerk begann — das Fenster seines Arbeitszimmers, das er die Nacht offen ließ, schließen; ja ich sah seine Hand hinter der Kupferstecherblende nach dem Riegel greifen und hörte ihn seinen knarrenden Tisch aufziehen. So nahe war ich ihm, und er ahnte es nicht. Noch war es mir zu früh, noch wollte ich mehr Leben im Hause abwarten und ging auf und ab.¹⁾ Der Bäcker brachte die Morgenbrötchen. Nun mochte ich nicht mehr warten, zog tüchtig an dem Schellentknopf und hörte den Vater sagen: „Ei, es schellt ja!“ Und wieder, gleich dem Winter vorher, sah ich zuerst mein Mütterchen durch den Spiegel und verstand die Worte: „Man meint, das wäre der Fritz?“ Das Mutterauge hatte mich erkannt. Alle kamen an das Gartentor und bewillkommneten mich als Geburtstagskind. Als wir nun vollzählig um den Frühstückstisch saßen, welche Fragen nach allen meinen Er-

¹⁾ Die damaligen Hauseigentümer „an der eisernen Hand“ waren von der Friedbergerlandstraße aus rechtsseitig: Kaufmann Philgus Nr. 2, Kunstgärtner Meyer Nr. 4, Major Reinherz Nr. 6, Rentner Bonn Nr. 8, Gäßchen, Privatier Calmus Nr. 10, Beamter Rügemer, Weißbindermeister Reichard Nr. 18, (umgebaut), Zahnarzt Haas Nr. 20, Kunstgärtner Flauaus, Gärtnerei, davor die Schützenhütte, beides die jetzige Weberstraße, Geometer Gättinger Nr. 34, Kunstgärtner Gättinger, Rentner Kronenberger Nr. 40, Kunstgärtner Jepnick.

Linksseitig: Kaufmann Held Nr. 51 (der Friedbergerldstr.), Kaufmann Köffel, Lehrer Haug Nr. 15, Kaufmann Jicus Nr. 17, Lehrer Wegel, Kupferstecher Hoff, beides jetzt Fortsetzung der Weberstraße nach der Stadt zu, Garten des Tuchbereiters Boch, Kunstgärtner Lichtweiß, Metzgermeister Hartmann, Eyßen, Restaurateur des „Stift“ in der Fischergasse, Schlossermeister Maack Nr. 39 (41), Grundstück des Gemüsegärtners Jech, Kärcher Sipf.

Die Nummern sind die jetzigen und bezeichnen die noch aus jener Zeit herrührenden Häuser.

lebnissen, und welches Dantgefühl der Eltern gegen Gott, mich nach der schweren Krankheit in München wieder gesund bei sich zu sehen!

Auch ein Bote von Elisabeth langte an; ich hatte ihr geschrieben, daß ich am 19. Juli in der Vaterstadt einträfe. Er war von Hohensfelde an der Ostsee und brachte Glück- und Segenswünsche, die nicht erst lange um Einlaß zu bitten brauchten. „Ihre Briefe waren mir eine Wonne und eine Sonne.“

Der mehrwöchentliche Aufenthalt in Holstein ist in meiner Elisabeth Jugend die glücklichste, ungetrübteste Zeit gewesen. Stellen aus Briefen ihrer Freundin¹⁾ zeigen dies deutlich. Schon die Anrede:

„Klein Mäuschen!“ klingt so anheimelnd, und fortfahrend heißt es: „ — — süßes GÖr, wie lebhaft stehst Du vor mir, wenn ich Dein Schreiben lese. — — — Wie ist es hier so still, seit Du fort bist, ganz greulich! Hättest Du doch in der letzten Zeit solches Wetter gehabt wie jetzt, dann wären wir noch mal mehr zum Baden nach dem Strande und Gehölz gekommen. — — — Dein Gartenhut hängt noch in meiner Stube auf seinem alten Platz, ich denke immer, wenn ich ihn sehe: mein Tischchen wird kommen, um ihn aufzusetzen.“

Nicht minder deutlich sagt ein Brief ihres Vaters, welches neues Leben sich dort für das „Hamburger Stadtkind“ bot:

„Liebe Tochter Maria Elisabeth!

Soeben erhalten wir Deinen lange ausgebliebenen Brief, es ist gar kein Wunder, daß es Dir an Zeit mangelt, denn Kühe milchen, Butter machen, Kuchen backen, Gartengemüse einsammeln, Kartoffeln aufnehmen erfordert gewiß die gehörige Zeit, außerdem wenn Atlasbänder im Gesicht flattern und man so viel schlafen muß. Ich bedaure Dich recht! Nun, alles, was man nicht gewohnt ist, fällt zuerst

¹⁾ Friedchen Repening.

schwer. Hoffe, Du wirst hölzerne Pantoffeln und einen grün und schwarz gestreiften Wollenrock anziehen und gehörlig in der Milcherei, Gärtnerei, Heu- und Roggen-ernte Dir nützlich machen, und denke oft an dem, was ich Dir sagte: „Lieschen, eet Ursten, dann sit di der Rock gaut.“¹⁾

Madame Schlünz ist gewiß eine liebe Frau, daß sie sich solchen Wildfang aufgebürdet hat, will hoffen, daß sie Dich nicht über Hals und Kopf wegiägt; doch da Du nun einmal da bist, so bitte die gute Madame Schlünz, daß sie erlaubt, daß Du so lange dableibst, bis Dir die Hamburger Luft verlassen hat, ich will auch gern . . . Vergeltungsrecht ausüben. Ich befehle Dir im Ernst, daß Du in kurzer Zeit Dir rothe, dicke Backen anschaffst und überhaupt dick und fett (wie eine Dame zu mir sagte) zurückkehrst — — — — Lasse die Hamburgerin in etwas bei Seite gestellt sein und werde für die Zeit ein nützlichcs Landmädchen. — — — — Nun Gott befohlen, mein Kind, sei gegrüßt von Deinem Dich sehr liebenden Vater

J. J. J. Wilken.“

Mit Bräuer, dem allzeit anregenden Freunde, wurde auch wieder manche genußreiche Stunde verbracht. Fleißig hatte er an seinem Saponarola gearbeitet, der nun fast vollendet war.

Erwähnen will ich einen heiteren Ausflug mit ihm über Königstein und durchs Fischbacherthal nach Eppstein, wo wir in der Ölmühle Quartier nahmen. Lange saßen wir — es war eine wundervolle, warme Sommernacht — in dem Garten, neben uns der Bach, der meine Weisen auf der Flöte mit seinem Gemurmcl begleitete. Wir erwachten zeitig und waren im Begriff aufzustehen, als das Geplätscher von heftigem Regen an unser Ohr drang. So schliefen wir weiter bis in den

¹⁾ Lieschen, is Erbsen, dann sigt Dir der Rock gut.

lichten Tag hinein. Immer noch strömte der Regen hernieder. Ich stand auf, denn trotz des Regens kam es uns vor, als schiene die Sonne, und siehe, beim Öffnen der Läden zeigte sich das herrlichste Wetter, und der vermeintliche Regen war der rauschende Mühlbach, der dicht vor unserem Fenster auf das Mühlrad stürzte.

Bräuer war zum erstenmal an diesem Ort. Er zeichnete mit großem Eifer manches der schönen Motive; besonders das reizende Schloßpförtchen faßte er prächtig auf und brachte mich dabei an. Die Umgebung Eppsteins durchstreiften wir ausgiebig und wanderten dann durch den hochgelegenen Buchwald dem Tale zu, woselbst uns unweit Korsbachs der Schwarzbach verlockend zum Baden schien. Nur wenig Überlegung bedurfte der Entschluß, und schon entkleideten wir uns im dichten Erlengebüsch, über uns den klarblauen Himmel: Bräuer, flinker als ich, trieb schon in den Wellen sein Spiel und forderte mich auf, mein Flageolet zu blasen. Das dünkte mir schön, und bald waren wir im ausgelassensten jugendlichen Treiben und Gejauchze. Bräuer blieb länger im Wasser, es war ihm „so wohlilig“; ich tanzte, mein Instrumentchen spielend, um die kleine Bucht. Beim Anziehen mochte ich mit einemmal die wunderlichsten Sprünge machen, denn er lachte laut auf. Doch meine Bewegungen wurden immer auffallender, sodaß er, um nach der Ursache meines Gebahrens zu sehen, aus der Flut stieg, schnell das Nötigste anzog und schon zu mir eilte, als auch er denselben Tanz begann. Wir hatten unsere Kleider auf einen Ameisenhaufen geworfen; dieselben wimmelten von den emsigen Tieren, die, in ihrer Behausung gestört, uns Rache geschworen. Da standen wir denn im Hemd, fast toll vor Schmerzen, zuerst unfähig, uns wieder zu entkleiden. Welch eine Arbeit, das Gewimmel nach dem ersten Abschütteln abzulesen!

Die Freude an der Fortsetzung der Tour war sehr beeinträchtigt. Dazu hatte uns das Badevergnügen mehr Zeit ge-

kostet als gut war, sodaß wir uns spüten mußten, um noch rechtzeitig nach Hattersheim zu kommen; doch trotz alles Eilens kamen wir zu spät. Der Zug sauste gerade fort, und weiter ging keiner mehr. Noch die drei Stunden bis Frankfurt zu gehen, dazu verspürten wir keine Lust. Glücklicherweise reichte unsere Barschaft noch für ein Nachtlager. Wir gingen wieder nach dem endlosen Hattersheim hinein und klopfen am Nassauer Hof an, der uns nach langem Harren geöffnet wurde. Der in seiner Nachtruhe gestörte, sehr mürrische Wirt hielt uns für Handwerksburschen und frug in barschem Ton nach unseren Wanderbüchern, ohne welche er uns nicht herbergen dürfe. Unsere Vorstellungen, wir seien Maler, verstand er gar nicht, und so war es ein guter Einfall von Bräuer, sein Skizzenbuch zu reichen, das der schlaftrunkene Wirt unbedenklich nahm und uns ein Zimmer anwies.

Eine damals entstandene Arbeit will ich nicht allein wegen des anziehenden Bildes, sondern auch deshalb erwähnen, weil ich nochmals mit den lieben Festers zusammenkam, die von Bornheim auf den Domplatz gezogen waren und hier am Eingang zum Hainerhof in dem abgerundeten Eckhause No. 6 im dritten Stock wohnten. Wie früher war ich bei den liebevollen Menschen willkommen. Der in den Ruhestand getretene Pfarrherr war an seiner Familiengeschichte tätig, wozu ich ihm das Epitaphium seiner Vorfahren auf dem Peterskirchhof zeichnete. Die anregende „Tante Fester“, deren hübsche Lödchen wie früher unter der stattlichen weißen Haube hervorquollen, saß emsig arbeitend am Fenster und unterhielt sich während meines Zeichnens lebhaft mit mir. Christiane, des Hauses Sonnenschein, sang öfters, besonders gern: „Nach Sevilla!“ und vor allem aus Mozarts Figaro: „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,“ wobei sie zuweilen Kätschen Koob¹⁾ begleitete. Um

¹⁾ Die musikalische Gabe des „Johann Sebastian“ Koob, des würdigen alten Schulmeisters und Kantors in Bornheim, war auf seine Kinder übergegangen.

zehn und um vier Uhr wurde dem „Vetter Fritz“ auf den wohlbekannten rotlackierten Tellerchen mit Goldrand ein kleines Frühstück oder Desperbrot gebracht.

Die Aussicht, die ich mir zum Gegenstand genommen, war herrlich von da oben, auf den mächtigen Dom und seinen baumreichen Garten mit der schönen Kreuzigungsgruppe, und ganz in der Nähe, gleichsam als Abschluß des Bildes, die unregelmäßigen Dachlinien des Lutherhauses an der Kannengießergasse. Der Gartüchenplatz mit den Fischerhütten bot zur Mäßzeit ein bewegtes Leben. Weiter hinunter am Weckmarkt ragte der Giebel der Stadtwage hervor und angrenzend das Gewimmel der aneinandergereihten winkeligen Häuser und Häuschen der großen und kleinen Fischergasse, durch welche man noch den Main gewahrte. Das ist noch heute, wenn auch schon recht verändert, eines der schönsten Architekturbilder unserer Altstadt!

Hatte ich München im Mai verlassen, um nach der überstandenen Krankheit dem damals ungesunden Klima der Stadt zu entgehen, so hielt mich ein schlimmerer Feind allzulang fern: seit Eröffnung der ersten deutschen Industrieausstellung in dem dazu erbauten Glaspalast (im Juli) herrschte dort die Cholera in verheererender Weise. Endlich brachten die Zeitungen die beruhigende Nachricht, daß sie im Erlöschen sei. Da schnürte ich alsbald mein Känzlel; denn groß war mein Verlangen nach förderndem Unterricht.



Professor Thäter
und seine Schüler.



Über Nürnberg, wo ich mich einige Tage aufhielt — die Stadt hatte schon ihr Wintergewand angelegt — reiste ich nach München. In glücklicherer Stimmung zog ich diesmal ein. Das Münchner Kindl am Karlstor, das Wahrzeichen „der guten Stadt“, begrüßte ich mit anderen Gefühlen als im Frühling, wo ich so krank ankam. Mein Absteigequartier nahm ich wieder im Oberpollinger, ja in demselben Zimmer konnte ich wohnen; alle Erinnerungen traten vor mich hin, ich dachte meines guten Reisegefährten, des Teppichwirkers, der mich so uneigennützig hier gepflegt.

Mein erster Gang war zu Bollmann; wir hatten den Sommer über in Briefwechsel gestanden, und so war die gegenseitige Begrüßung nur ein Ausdruck unserer nun schon fest begründeten Freundschaft. Er hatte sein Dachstübchen in der Karlsstraße verlassen und wohnte in der sonnigen Singstraße¹⁾ bei einer braven, alten Witwe, die ihn mütterlich verpflegte, und er in seiner Genügsamkeit war die Zufriedenheit selbst. Sie war eine treue Katholikin, und das Festhalten an ihrer Kirche führte ihn oft zu Unterredungen mit ihr; ja er bot ihr seine Bibel zum Lesen an, was sie aber entschieden ablehnte.

Ich traf ihn in gedrückter Stimmung. An seinem Arbeitstisch, auf welchem ein lithographierter Stein lag, saß ein Herr, Architekturmaler Meermann²⁾, der mit großer Lebendigkeit über die von Bollmann für ihn ausgeführte Arbeit: „Ansichten

¹⁾ Jetzt Schillerstraße.

²⁾ Arnold M., geb. 17. Mai 1829 in Rehden, Westpreußen. Lebt in Landeck in Schlessen.

von Landsbut und seiner Veste Trausnitz“ nach einer von Meermann virtuos nach der Natur gefertigten Tuschzeichnung, sprach und gerade begann, diese mit sicherem Strich zu überarbeiten. Mein Freund sah mit Besorgnis zu, wie seine sorgfältige, schon fast vollendete Arbeit in ein ganz anderes Stadium rückte. Sie war dem Unerbittlichen nicht energisch genug aufgetragen, um zufriedenstellende Abdrücke, für die er einzustehen hatte, zu halten. In kurzer Zeit hatte der Stein da, wo die fremde Hand eingegriffen, allerdings ein frischeres Aussehen; aber die Richtersche Zeichenart war auch damit verschwunden. Bollmann mußte sich entschließen, die Arbeit in dieser Weise nochmals vorzunehmen, und nun fiel sie auch zur Zufriedenheit des Bestellers aus.

Das Zusammentreffen mit diesem Herrn brachte mir nicht geringen Nutzen. Meermanns Wesen und das Kurze, Bündige in seinen Worten berührte mich höchst angenehm, so daß ich seine Aufforderung, ihn zu besuchen, mit Freuden begrüßte, besonders als er sich verabschiedet und Bollmann ihn mir als prächtigen Menschen geschildert und seine Kenntnisse in der Perspektive hoch gepriesen hatte.

Auch meinen Landsmann, Bildhauer Mohr, suchte ich gleich auf; seine Teilnahme während meiner Krankheit hatte ich nicht vergessen. Doch vergeblich ging ich nach Nymphenburg; er hatte die Stellung an der Porzellanfabrik aufgegeben und wohnte in München. Eine umfangreiche Arbeit, die Passionsgeschichte, in der Weise wie die Stationen Adam Krafts, beschäftigte ihn für eine Dorfgemeinde am Starnbergersee. Sehr zufrieden über diesen Auftrag traf ich ihn in seinem Atelier in der Schwantthalerstraße; mit richtigem Verständnis führte er die Aufgabe durch.

Ich fand ein meinen Bedürfnissen entsprechendes Zimmer in der Thalkirchenstraße bei Frau Dr. Schlut, einer in tiefer Trauer stehenden Witwe. Sie hatte bei der verheerenden Seuche ihren Mann verloren. Der guten Frau unendlicher

Schmerz packte mich gewaltig; denn ihre Trauer erhielt durch ihr feines Wesen etwas Ehrwürdiges.

Es war ein gemüthliches Stübchen, das ich bezog; ich fühlte mich gleich sehr wohl und wohnte all die Zeit, welche ich in München verbrachte, bei dieser äußerst angenehmen Frau. War es auch nicht die Nordseite, welche jeder Maler gern hat, so war es doch die Ostseite, wo das liebe Sonnenlicht gleich morgens Einlaß fand, und die behagliche natürliche Wärme wurde mir nie lästig, wenn ich auch ob der Wahl ausgelacht wurde. Eines war dabei sicher, meine Sachen sahen, wenigstens so lange es die Sonne für wert hielt sie zu bescheinen, sehr sonnig aus. Auch hatte ich den Vorteil, daß in nächster Nähe am Sendlingertorplatz Herr Kirchner sein Atelier hatte; so konnte sich der Verkehr mit ihm, wie ich hoffte, möglichst rege gestalten.

Am Morgen weckte mich die aufgehende Sonne; denn meine Ruhestätte stand gerade dem Fenster gegenüber, sodaß mir die Strahlen voll ins Gesicht fielen. Vor mir die Vorstadt Au mit ihrer in der Silhouette schlanken gotischen Kirche „Maria Hilf“¹⁾, und hinter dieser erhob sich die mit Schnee bedeckte Alpenkette, deren Spitzen im Golde prangten. Lang blieb ich noch liegen und genoß dieses entzückende Bild.

Wenige Schritte entfernt lag der südliche Gottesacker mit der kleinen St. Stephanskirche, deren Glöcklein fortwährend tönte und dadurch meine Aufmerksamkeit erregte, sodaß ich meiner Wirtin Mädchen, die stattliche, fleißige Theres, die mir mein Frühstück brachte, nach der Ursache fragte. „O!“ fing sie an, „da wird jetztwieder von früh bis spät g’litt’n. Die Cholra ist aufs neue so heftig auftreten, daß des Sterbens reichli so viel wie im Summa is. Bei jeder Beerdung wird das Glöckli g’litt’n.“ Und nun erzählte sie mir, daß die Frau Doktorin mit ihrem Mann und Kinde zusammen einen Spaziergang über die Theresienwiese gemacht hätte, und daß

¹⁾ Erbant 1881—89 von Ziebland und Daniel Joseph Ohlmüller, letzterer geb. 10. Januar 1791 in Bamberg, gest. 22. April 1839 in München.

sich auf dem Heimweg fast an der Stadt der Herr Doktor plötzlich unwohl gefühlt und gleich gesagt habe: „O, mein Gott, ich hab' die Cholera!“ Er konnte schon nicht mehr heim, und, in das nahe Krankenhaus gebracht, trat bei ihm die Krankheit gleich im höchsten Stadium auf, sodaß, als Frau Doktor von ihrer Wohnung zurückgekehrt sei, er schon ausgelitten hatte. „O, dös war traurig! O, dös war traurig!“ Und nun fing sie unter Weinen an, ihren Herrn zu rühmen, was das ein Arzt der Armen gewesen sei, und wie es um den schäd sei, daß er habe sterben müssen! „O, dös war arg!“

Welche Hiobspost! dachte ich, trat aus Fenster, und wirklich, es kam ein Leichenzug daher und bald wieder einer und ein dritter und so fort. Oft enthielt der Wagen mehrere Särge, und die gewohnte feierliche Ruhe war einer fieberhaften Hast gewichen. Da kam eine Prozession, festlich geordnet, mit brennenden „Leuchten“ unter Schautragung heiliger Gegenstände, um einem Sterbenden die letzte „Wegzehrung,“ die letzte Ölung als Stärkung der Seele auf den Todesweg zu geben. Es war ein ernster Eindruck, jeder Vorübergehende blieb stehen, verneigte und bekreuzte sich, wohl dabei denkend: heute dir, morgen vielleicht mir!

Auch etwas Ergreifendes hatte das Geläute sämtlicher Glocken in der Mittagsstunde, zum Andenken an die am 26. Oktober verstorbene Königin Theresese, „das schwerste Opfer für Stadt und Land“, das damals die Cholera gefordert.

Schon am ersten Abend besuchte mich Bollmann in meinem Heim und forderte mich auf, mit ihm nach dem nahen Gottesacker zu gehen, er wolle mir außer einem der schönsten Denkmäler aus alter Zeit das große Leichenfeld der an der Cholera Dahingerastten zeigen.

Um Tor fielen mir die alten Weiber auf, die, an das Kirchlein gelehnt, unablässig, wenn sie sich beobachtet glaubten, ihren Rosenkranz abbeteten und dabei um ein Almosen flehten. Kaum eingetreten, blieb ich vor dem Epitaphium an der

Kirchenmauer mit der Umschrift: Vivitur ingenio¹⁾ stehen, mein Auge fiel auf die Stelle: So, Sterblicher, denk beim Vorübergehen selbst deinem Tode nach. Das wollte ich doch wissen, worüber auch ich nachdenken sollte, und las nun:

Hier ruht sichs wohl, friedfertig legt der Stolze
Sich zum gekränkten Bettler hin und schläft.
Dem Laster nur, nicht der geprüften Tugend,
folgt hier des Todes Furcht.
Der Körper ruht, des frommen reine Seele
Schwingt sich verklärt zum großen Schöpfer auf.

Ich fand den Inhalt schön und sagte dies unumwunden zu meinem Begleiter. Da kam ich aber an! „So, das finden Sie schön? Die Ansicht teile ich nicht! Solches hochfahrende, zweifelhafte Selbstlob gehört nicht auf die Grabstätte eines Christen, der doch allein hofft, durch die Gnade selig zu werden! — Gehen wir!“ Ganz verblüfft war ich über diese mir nicht ohne Erregung gegebene Zurechtweisung. So oft ich noch diese Stätte betrat, sah ich nicht allein das Denkmal mit der verhängnisvollen Inschrift, auch das Bild meines Bollmann sah ich dabei. Er nahm's scharf mit allen ihm ernstern Dingen! Nun, wir gingen, ich noch einen flüchtigen Blick in das Innere der Kapelle werfend, wo beim Herzenlicht eine zahlreiche Gemeinde Leidtragender für ihre Verstorbenen die Messe hörten. Auch von hier zog mich der für den Herrn eifernde Freund fort und führte mich zwischen einer unübersehbaren, fast erdrückenden Menge von Grabsteinen an das verwitterte Denkmal des Herzogs Albrecht von Bayern, an welchem man auf schön gegliederter Säule mit sechsseitigem Aufbau, von einfachem Ziegeldach geschirmt, Darstellungen

¹⁾ Man lebt durch den Geist. Familienbegräbnis des Roman Anton Boas, Bildhauers und Meisters der barocken Holzfiguren, Taten des Herkules, im Nationalmuseum.

aus der Passionsgeschichte erkennt¹⁾. Kaulbach hat sie in seiner Goethe-Galerie bei dem Haidenröschen angewandt.

Durch die Arkaden des alten Teiles kamen wir in den Vorhof des 1845 von Gärtner²⁾ im romanischen Stil erbauten Camposanto, in dessen ringsum laufenden Bogenhallen damals mit Denkmälern und Fresken für besonders verdiente Persönlichkeiten begonnen wurde. Die ersten waren die 1847 und 1848 durch König Ludwig I., den Erbauer, und Ludwig von Schwanthaler errichteten, wie auch das von Schraudolph³⁾ ausgeführte Freskobild: Die Erweckung der Tochter des Jairus.

Es war schon spät geworden und hatte etwas Gruseliges, in den langen offenen Gängen, wo jeder Tritt wiederhallte und die weißen überlebensgroßen Standbilder (der Professoren der Medizin von Walther und von Breslau) sich von den roten Ziegelsteinen graß abhoben, noch zu wandeln. Inmitten des weiten „heiligen Feldes“ erglänzte hoch in der Luft das Kolossal-Bronce-Kreuzfür⁴⁾, an dessen Fuß Bibelstellen in goldenen Lettern den Ernst des Ortes predigen; dazu die vielen schwarzen Kreuzlein, noch vom Allerheiligen- und Allerseelestage mit Kränzen geschmückt, deren im Abendwinde raschelndes Laub und flatternde Bänder einem unheimlichen flüstern glich.

Nun hatte ich genug und drängte meinen Freund, gleich wie er vorher mich, nur aus einem anderen Grunde, zum Fortgehen, es überließ mich eiskalt. Bollmann bemerkte meine

¹⁾ Ursprünglich 1480 auf dem Friedhof von U. L. Frau (neben der jetzigen griechischen Kirche), 1789 auf den südlichen Gottesacker und 1880 als Geschenk des Magistrats der Stadt München in das Nationalmuseum verbracht.

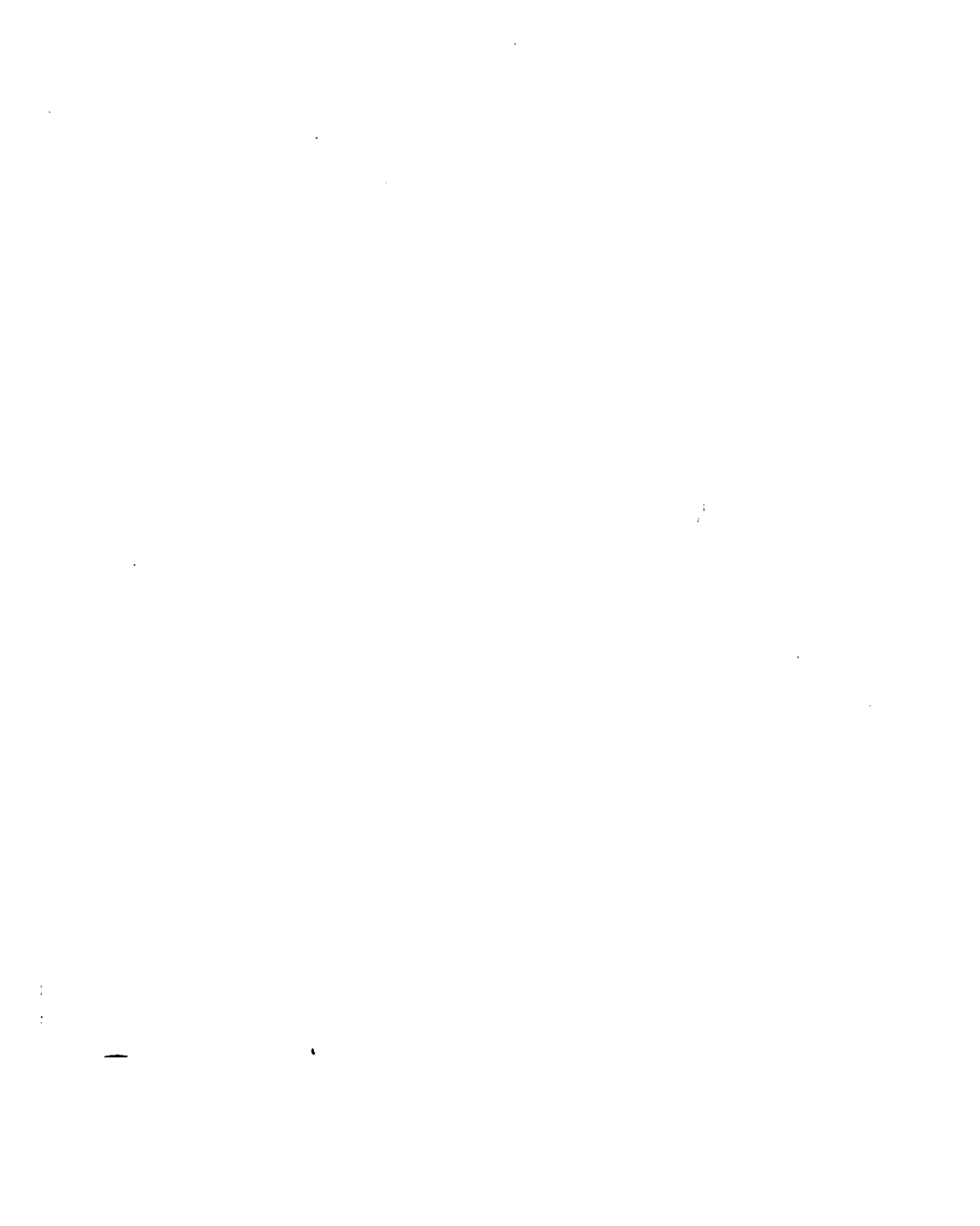
²⁾ Friedrich von G., geb. 10. Dezember 1792 in Koblenz, gest. 21. April 1847 in München.

³⁾ Johannes von Sch., geb. 13. Juni 1808 in Oberstdorf im Allgäu, gest. 31. Mai 1879 in München.

⁴⁾ Von Johann Halbig, geb. 18. Juli 1814 in Donnersdorf in Bayern, gest. 29. August 1882 in München.



S. v. Cornelius.



Schwäche und rügte sie. Doch ich war froh, als wir den Ort hinter uns hatten. Um Eingang standen immer noch die Bettelweiber in regster Unterhaltung; doch sobald sie uns bemerkten, schickten sie sich, ihren Rosenkranz ordnend, wieder zum Beten an.

Als wir uns trennten, gedachte Bollmann noch seines mir im Frühjahr gegebenen Versprechens, mich in Professor Thäters Schule einzuführen. Er bestimmte dazu, damit kein Verschieben stattfände, gleich den andern Nachmittag, holte mich ab, und so gingen wir durch das damals noch ursprüngliche Sendlingertor¹⁾ mit den festen runden Türmen und die daran anschließende Gasse gleichen Namens der Neuhausergasse, einer der ältesten Straßen, zu. Hier war die Königl. Akademie der Künste. Dicht daneben die St. Michaels-Hofkirche²⁾ mit ihrem mächtigen Giebel, reich mit Bildwerken geziert, unter welchen besonders die zwischen den beiden Portalen aus ihrer Nische hervortretende Gestalt des Erzengels Michael, den überwundenen Satan zu Füßen, einen gewaltigen Eindruck macht. Noch erhöht wird derselbe durch das Treiben der Taubenkolonie, welche die Fassade mit ihren zum Nisten geeigneten Schlupfwinkeln, wie bei der Theatinerkirche, zur Heimat erwählt. Des Ab- und Zufliegens ist kein Ende, und durch die Bewegungen der Tiere auf Köpfen, Händen und Füßen der Figuren scheinen diese fast zu leben.

Die Akademie, ein altersgraues Gebäude, war früher ein Kloster, was beim Eintritt durch den Portikus die langen Gänge mit daranstoßendem Gärtchen erkennen ließen. Nachdem wir mehrere Treppen passiert, kamen wir an unser Ziel, die Kupferstecherschule des Professors Julius Caesar Thäter. Ein merkwürdiges Bild entrollte sich mir: alles still, obgleich

¹⁾ Unter Ludwig dem Bayern erbaut 1319.

²⁾ Ruhestätte „des unglücklichsten aller Monarchen“, König Ludwigs II., geb. 25. August 1845 in Nymphenburg, gest. 13. Juni 1885 bei Schloß Berg im Starnberger See.

im ersten Saal eine Reihe junger Männer theils sitzend, theils stehend, alle vom Rücken zu sehen, jeder an einem besonderen Fenster hinter einer Blende eifrig an seiner Arbeit war, mit dem Grabstichel als zeichnendem Instrument in die blanke Kupferplatte grabend, oft seitwärts nach dem zu stechenden, nachzubildenden Werk schauend.

Sie waren, wie es schien, an häufigen Besuch gewöhnt und ließen sich durch unser Eintreten nicht stören; ich scheute mich fast, die feierliche Stille zu unterbrechen, und stammelte nur einen Gruß. Nebenan war noch ein zweiter, nicht so großer Raum, worin auch einige tätig waren: der eine von untersehter Gestalt mit gewaltigem Herkuleśnacken, auf welchem ein wahrer Sokrateskopf saß, wozu der etwas röthliche Bart gut stand; der andere, ein schlanker, hübscher Mensch mit reichen Locken, hatte etwas Ideales. Diesen sah ich, da hier die Fenster an der entgegengesetzten Seite lagen, gerade ins Gesicht und bemerkte zu meiner nicht geringen Verlegenheit, daß sich beide ansahen und sich eines Lächelns nicht erwehren konnten. Ich hatte mich extra vorteilhaft angetan, und so mag in ihnen die Frage geweckt worden sein: ob der wohl auch seinem Äußeren Entsprechendes kann?

Nachdem Bollmann mich den beiden zunächst Arbeitenden, Paul Barfus¹⁾ und Julius Ernst²⁾, vorgestellt und ihnen meinen Wunsch ausgesprochen, mit seinen (Bollmanns) Freunden bekannt zu werden und, wenn es ohne Störung geschehen könnte, ihre Arbeiten zu sehen, kamen auch die zwei netten Sachsen, Robert Pexsch und Ludwig Friedrich, die ich bereits kennen gelernt, herbei. Auch die beiden aus dem Nebensaal,

¹⁾ P. B., geb. 17. August 1823 in Grindlach bei Nürnberg, gest. 24. März 1895 in München.

²⁾ J. E., geb. 4. September 1830 in Winterthur, gest. 27. August 1861 in München.

Burger¹⁾ und Zimmermann²⁾), gesellten sich zu uns, und so war bald ein freundlicher Diskurs im Gange, der erst durch das Eintreten des Herrn Professors, welcher aus seinem anstößenden Atelier zum Korrigieren kam, unterbrochen wurde. Sofort ging jeder an seinen Platz.

Das tiefschwarze Haar, das leuchtende Auge, die festen Züge und die schöne Gestalt des Künstlers fesselten sofort mein Interesse. Die ganze Erscheinung ließ den ernstesten Mann ahnen, der schwer mit dem Leben gerungen, aber seinem Ideal die Treue bewahrt hat. Das war also der Meister von Schwinds Ritter Curts Brautfahrt und Cornelius' Apokalyptischen Reitern, die ich beide kannte; das eine besaß Bräuer und das andere mein Onkel in Dresden.

Herr Professor Thäter kam zu uns und begrüßte Bollmann, der ihm dadurch nahe stand, daß er seinen Töchtern Zeichenunterricht erteilte, besonders freundlich. Dieser stellte mich ihm mit dem wertvollen Zusatz vor: „ein Schüler des Herrn Professor Ludwig Richter in Dresden.“ Dadurch hatte ich einen Stein im Brett gewonnen; denn der liebe Mann hieß mich willkommen mit einer Herzlichkeit, die ich wahrlich nicht erwartet. Er ging nun von Schüler zu Schüler und besprach mit Pflichteifer eines jeden Arbeit. Bis das geschehen, verging viel Zeit; währenddessen hatten wir die Erlaubnis, uns näher bei jedem Einzelnen umzusehen. Viel gab es da zu schauen.

Wir traten zu Barfus, einem Mann von dreißig Jahren, mit breitem, glattem Gesicht. Er sah mich mit seinen dunkeln Augen, deren Lebhaftigkeit gar sehr von dem fahlen Kopf abstach, durch die Hornbrille zutraulich an. Ein äußerst fleißiger, strebsamer Mensch, begann er gerade überglücklich den Stich Jesu Tod am Kreuze nach Schnorrs Altargemälde

¹⁾ Johannes B., geb. 31. Mai 1829 in Burg im Kanton Aargau, lebt in München.

²⁾ Friedrich Wilh. Z., geb. 5. April 1826 in Gordenitz bei Merseburg, gest. 6. Februar 1887 in München.

in der protestantischen Kirche zu München, wonach er auch die Zeichnung gefertigt. Es war seine erste Platte; denn spät war er, da er sich unter Keindel¹⁾ in Nürnberg gebildet, bei Professor Thäter (1853) eingetreten. Man gab ihm, da er die Porträte mancher protestantischer Geistlichen stach, scherzweise den Namen „protestantischer Kupferstecher.“

Er allein war Bayer und genoß dadurch ausschließlich die Vergünstigung des Stipendiums von 100 Gulden für diese Schule, das, wären auch die übrigen Landesfinder gewesen, in sieben Teile = 14 fl. 17 kr. gegangen wäre.

Von diesem wandten wir uns zu dem schönen Julius Ernst. Wie ein alter Bekannter unterhielt er sich mit mir in seinem gemüthlichen Schweizerdialekt. Er war vorher in Umslers Schule gewesen. Der junge Meister stach Schwinds Symphonie nach dessen Originalzeichnung²⁾; er strahlte wahrhaft in dem Bewußtsein, solche Arbeiten fertigen zu dürfen und zu können, und machte mich auf all das Schöne in der Komposition aufmerksam. Die Platte war schon weit gediehen. Sie wurde ein trefflich durchgeführtes Werk, das der Münchener Kunstverein seinen Mitgliedern für das Jahr 1856 gab, allerdings von vielen nicht verstanden, ja aus Unkenntnis, wenn sie es nicht aus Verdruß verschenkten, als „weißes Papier“, wie man sich ausdrückte, für einen Zwanziger verschachert.

Der nächste war der kleine Ludwig Friedrich aus Dresden, mit den freundlichen, großen Augen. Dessen vertrauenerweckende Natur war mir schon von dem Frühlingsgang nach Kleinhesselohe bekannt, und in der Art seiner Begrüßung fand ich sie bestätigt. Seine Arbeit hatte lebhaftes Interesse für mich, nicht allein weil sie nach einem Bilde Kirchners, der Bärenzwinger, war, sondern hauptsächlich deshalb, weil er sie als

¹⁾ Albert Christoph K., geb. 25. Juli 1784 in Nürnberg, gest. 19. Mai 1853 ebenda.

²⁾ Symphonie, Bleistiftzeichnung von M. v. Schwind 1852, im Museum zu Leipzig.

Radierung ausführte; dafür hatte er ganz entschiedene Begabung. Friedrich war, bevor er sich zur Kupferstechkunst entschloß, Schüler von Ludwig Richter gewesen, was ihm bei seinem Talent zur Landschaft sehr zu statten kam, wie das gar viele seiner Blätter beweisen.

Unter den zahlreichen Blättern, welche mir der liebe Freund geschenkt, befindet sich eine Landschaft „Vorfrühling“ nach Wilhelm Ritter¹⁾. Diese nehme ich jedes Jahr bei dem ersten Frühlingswehen aus der Mappe, stelle sie auf und erfreue mich wahrhaft an der schönen, lebendigen Arbeit.

Sein Nachbar, der mir später so liebe Freund Robert Peggisch, ebenfalls ein Dresdener, stach Rudolf von Habsburgs Sieg über Ottokar von Böhmen auf dem Marchfeld (1278) nach Julius Schnorrs Karton, der so groß war, daß er noch nicht völlig entrollt die ganze Höhe des Saales einnahm. Ich sah ihm mit Aufmerksamkeit zu, wie er dieses Riesenopus übertrug; denn hier herrschte nicht mehr der Gebrauch, daß man sich eines Spiegels bediente; die angehenden Kupferstecher mußten sich von Anfang an daran gewöhnen, die nachzubildenden Werke frei zu übersetzen, d. h. umgekehrt sehen zu lernen.

Die Hauptfigur, der im fliegenden Saus heranstürmende Rudolf, in voller Rüstung hoch zu Ross, eben die Lanze gegen Ottokar erhebend, war ihm fürwahr gelungen; nicht minder der im Vordergrund auf mutigem weißem Zelter durch das Schilfrohr vorwärts dringende jugendliche Krieger, der, in der Rechten das wehende Banner, die ihm folgenden mit lautem Ruf in den Kampf führt.

Der letzte in der Reihe war Hermann Walde²⁾ aus Baugen, also auch ein Sachse, ein stiller Mann, der bei unserem

¹⁾ W. G. R., geb. 18. Februar 1850 in Marburg (Hessen).

²⁾ H. W., geb. 3. Juli 1827 in Baugen, gest. 3. Juni 1883 in München.

Kommen ruhig weiter gearbeitet hatte. Er zeigte mir seine Platte nach Karl Hermann¹⁾ aus „Die Geschichte des deutschen Volkes“: Entwicklung der Kirche und des christlichen Staates unter Karl dem Großen und seinen Vorgängern. Eine mühsame Arbeit, deren Durchführung bei dem Gewimmel von Figürchen viel Ausdauer verlangte, und wobei man, wollte man nicht erschlaffen, eine zweite, bedeutendere Aufgabe als geistige Erfrischung haben mußte. Diese war wie bei Pechsch ein figurenreicher Karton von Schnorr: Barbarossas Tod im Kalvknos (1190), und zeigte den äußerst geschickten Mann. Doch Pechschs Platte gefiel mir, besonders in den Hauptfiguren, was Korrektheit der Zeichnung anbelangte, besser.

Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß sich so viele Sachsen hier zusammengefunden. Da sagte Pechsch, sie seien 1849, als Professor Thäter den Ruf nach München erhalten, ihm zu vierten gefolgt; man habe, da die Kupferstecherschule durch den Tod Umslers fast verwaist gewesen, ohne Schwierigkeit Platz gefunden. Und unter Lachen fuhr er fort, König Ludwig sei doch, als er bei Professor Thäter einen Besuch gemacht, nicht wenig erstaunt gewesen, so viele Sachsen anzutreffen. Jeden von ihnen hätte er nach seiner Heimat gefragt, und als er wieder und wieder hören mußte: „Ich bin ein Sachse!“ — „So, Sie sind ein Sachse? Sind wohl mit Professor Thäter hergekommen? — Und Sie?“ — „Ich bin auch ein Sachse!“ — Und zum Dritten und Vierten sich wendend: „Sind wohl auch Sachsen?“ — „Ja, Majestät, auch wir sind Sachsen!“ — da habe er ausgerufen: „Lauter Sachsen! Lauter Sachsen! — Habe aber doch nicht meine Akademie nur für Sachsen?“ Im Fortgehen hörte man ihn immer noch rufen: „Lauter Sachsen! Lauter Sachsen!“ — und im langen Gang, immer mehr verhallend: „Lauter Sachsen! Lauter Sachsen!“²⁾

¹⁾ K. Heinr. H., geb. 6. Januar 1802 in Dresden, gest. 30. April 1880 in Berlin.

²⁾ Es waren dies: Friedrich, Pechsch, Walde und Oswald Ufer.

Großes Interesse erregte ein umfangreicher Rahmen, der zum Studium und Vorbild die besten Stiche enthielt. Da waren Arbeiten Albrecht Dürers — ich erinnere mich noch seines Erasmus von Rotterdam —, Marc Antons, Amslers, „der es in Bezug korrekter und schöner Zeichnung allen zuvor-tat“, nämlich mit Karl Johrs und des französischen Gesandten Drovetti Bildnissen; dann die Statue des Schäfers, eines sitzenden Hirtenknaben, nach Thormwaldsen, „durch die sein Ruf feststand.“ Von Schäffer, „dem deutschen Marc Anton“, den Thäter seinen Schülern als „den Meister aller Kupferstecher“ vorgestellt, waren da: Niebuhrs Bildnis und das nach der Natur gestochene Porträt seines Schülers Maisonneuf, die Dürerstatue nach Eberhard „zum 6. April 1828“ (Dürerfest in Nürnberg), und nach seinem „Meister und Lehrer“, wie er Cornelius nannte: Dante im Paradies, die Studie „die Furien aus der Entführung der Helena“ und die Unterwelt.

Diese Sachen vertraten die Richtung, welche in Thäters Schule herrschte, und sie wurde auch fast ausschließlich geübt, was allerdings später manchen seiner Schüler den Erwerb erschwerte; denn sie mußten sozusagen wieder von vorn anfangen, um das, was sie im Kartonstich erlangt, nun auch im Farbens-tich zu erreichen.

Mittlerweile war Professor Thäter mit Korrigieren in dem Nebensaal fertig, und so konnten wir auch bei diesen Herren eintreten.

Zimmermanns Arbeit wich von denen der Anderen in-sofern ab, als sie der einzige Farbens-tich war; allerdings war es ein Bild, das sich nicht anders wiedergeben ließ: die Traubens-penderin¹⁾ nach Wichmann in Dresden. Es blieb zweifels-ohne Zimmermanns beste Leistung; denn er eignete sich ganz besonders für diese Stechweise. Früher Schüler von Professor Steinla in Dresden, stach er schon unter dessen Leitung das Ecce Homo nach Guido Reni, im Dresdner Museum, und

¹⁾ Das Originalgemälde in der neuen Pinakothek in München.

die büßende Magdalena nach Battoni, ebendasselbst. Alle späteren Platten, die trauernden Juden nach Eberle¹⁾ und Brunhildens Empfang zu Worms nach Schnorrs Fresko im Königsbau in München, zeigen deutlich, daß er einen Weg betreten, der ihn nicht zu dem Ziele führte, das er auf der neuen Bahn zu erreichen gehofft.

Burger war früher Graveur gewesen und erst später zur Kunst übergegangen. Er stach Dante und seine Zeitgenossen von fra Sebastiano del Piombo, nach einer Zeichnung Amslers, die er in ihrer ganzen Strenge mit großem Verständnis wiedergab.

„Doch wir wollen die jungen, in Frieden zusammen lebenden Meister durch einen Vergleich ihrer Arbeiten nicht in Gegensatz zu einander bringen. Wie sie in Werken der Kunst wetteiferten, so wetteiferten sie auch in Werken der Liebe, fern von Neid und Eifersucht.“

Als Professor Thäter seinen Umgang beendet, kam er noch einmal zu uns und forderte mich auf, wenn es mir Freude mache, die Mittwochabende mit ihm und seinen Schülern gemeinsam in der „blauen Taube“ am Sendlingertorplatz zu verbringen; denn da ich Schüler von Herrn Professor Richter gewesen, rechne er mich mit zu seinem Kreise. Ich träre noch mehrere junge Leute, mit welchen ich gewiß auf guten Fuß zu stehen käme. Mit Dank nahm ich die gütige Aufforderung an und bat um die Erlaubnis, schon am nächsten Mittwoch kommen zu dürfen.

So war der Zweck meines Besuches in der Kupferstecherschule erreicht, und ich sah wieder für einen Abend in der Woche einem schönen Zusammensein mit wackeren Menschen entgegen. Gute Freunde rechnet Dr. Luther in der Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers mit zum täglichen Brot, und wie recht hat er!

¹⁾ Adam E., geb. 26. April 1805 in Aachen, gest. 13. Dezember 1831 in Rom.

Beim Verlassen der Akademie fiel mir die gegenüberliegende Kunsthandlung von Gypen auf; wir gingen hin, um die im Schaufenster ausgestellten Sachen zu besichtigen. Außer den drei prächtigen großen Stichen von Heinrich Merz: das jüngste Gericht, die Anbetung und die Kreuzigung Christi nach Peter von Cornelius in der Ludwigskirche, hingen da, nach Julius Schnorrs enkaustischen Gemälden im Saalbau zu München von Thäter gestochen¹⁾: Friedrich Barbaroffas Einzug in Mailand (1842), Friedrich Barbaroffas Zusammenkunft mit Papst Alexander III. in Venedig (1843) und Rudolf von Habsburg wahret den Landfrieden (1844).

Mit welcher Kraft sind in dem Einzug in Mailand die Barbaroffa folgenden Krieger gestochen; mit demselben Verständnis die reizenden Frauengestalten in den reichgeschmückten Gondeln; und wie lebensvoll die Gruppe der Raubritter bei Rudolf von Habsburg! Das sind Meisterblätter, die ich mir später, um den herrlichen Menschen und Künstler auch darin zu ehren, mit noch manchen anderen anschaffte und dann dem Städtelchen Kunstinstitut schenkte.

Nun aber galt es, mit allem Ernst an die Arbeit zu gehen. Es freute mich, in Herrn Kirchners Entgegenkommen zu erkennen, daß er das mir gegebene Versprechen, mir möglichst förderlich zu sein, nicht vergessen hatte. Ich traf ihn an drei großen Aquarellen vom Heidelberger Schloß, die König Ludwig für Weihnachten bestellt; es waren dieselben Ansichten, welche die Neue Pinakothek von ihm als Ölbilder besitzt.

Meinen Wunsch, er möge mich vorerst eine Anzahl seiner Ölstudien kopieren lassen, gewährte er mir und stellte mir die Wahl frei. Es waren so viele schöne, interessante Sachen da, daß sie mir schwer fiel. Ich entschied mich für einige aus Tirol, nahm gleich eine mit und fing an, tüchtig

¹⁾ für den Münchener und den Dresdener Kunstverein.

zu malen. Die Technik dieser Sachen gefiel mir, und ich tat mein Möglichstes, um Herrn Kirchners Lob zu ernten. Dies gelang mir, ich kann sagen, bei allen Arbeiten. Wiederholt sagte er: „Ei, das haben Sie aber gut gemacht. Nehmen Sie sich, lieber Hoff, nur mit, was Sie wollen, und fahren Sie so fort.“ Wie mich das aufmunterte!

Den geplanten Besuch bei Architekturmaler Meermann schob ich nicht hinaus; es trieb mich zu ihm, denn ich versprach mir Gewinn von seinem Umgang. Er malte an einem größeren Ölbilde: die alten Kreuzgänge im Bischofshof am Regensburger Dom. Die Perspektive, Anordnung und Lichtverteilung gaben dem Ganzen einen eigentümlichen Reiz.

Wir wurden bald Freunde, und sein Interesse für mein Weiterkommen zeigte sich besonders darin, daß er mir anbot, mich in der Perspektive von Grund aus zu unterrichten. Das ließ ich mir gern gefallen. Da er merkte, wie eifrig ich war, mir sein Wissen anzueignen, ruhte er nicht, bis ich alles begriffen hatte und wirklich verwerten konnte.

Meermann ist von allen Künstlern derjenige, der mein praktisches Können am meisten gefördert hat; denn durch seinen Unterricht in der Perspektive habe ich später meinen Beruf als Lehrer ausfüllen können. Zu großem Danke bin ich diesem wackeren, selbstlosen Menschen zeitlebens verbunden; denn ohne die Kenntnisse, die ich mir bei ihm aneignete, hätte ich mich nicht einmal zu der Stelle, die ich über vierzig Jahre bekleidete, melden können. So habe ich in meinem Beruf manches Gute gesäet, wobei ich oft und immer wieder an Freund Meermann erinnert wurde.

Aufrichtig freute ich mich auf den herannahenden ersten Sonntag! Ich wußte schon durch Bollmann, welche ausgezeichneten Männer München als Prediger hatte, und wie besucht die Gottesdienste waren; deshalb stellte ich mich rechtzeitig bei ihm ein, um gemeinsam mit ihm zum Hause des Herrn zu wallen.

Die Matthäuskirche, so genannt, seit die Gemeinde ein zweites Gotteshaus, die Markuskirche, erhalten, macht einen höchst unerfreulichen Eindruck; man kann nicht begreifen, wie König Ludwig, der doch den Plan zu genehmigen hatte, solches Monstrum konnte ausführen lassen. Das Innere, in seiner Hauptform ein Oval, mit der von korinthischen Säulen getragenen Empore, bietet dasselbe Bild wie unsere Frankfurter Paulskirche. Das Deckengemälde, die Himmelfahrt Christi von Karl Hermann aus Dresden, einem Schüler von Cornelius, kann der Kirche auch nicht wesentlich zur Verschönerung dienen, und so bleibt ihr nur das Altargemälde, Jesu Tod am Kreuze von Julius Schnorr.

Die Kirche füllte sich in kurzer Zeit, sodaß man sein bescheidenes Plätzchen behaupten mußte; denn die meisten Sitze waren vermietet. Auch die Thäterschen Schüler hatten sich eingefunden, und so stand unser Häuflein zusammengeschart in der Nähe seines Meisters, der als Kirchenältester seinen festen Platz hatte. Neben ihm der ergraute Hofrat Professor Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert¹⁾ und der von allen so hochgeschätzte Kupferstecher Heinrich Merz mit den wohlthuend ersten Zügen. Ganz vorn am Altar saß in ihrem Stuhl Ihre Majestät die Königin Maria von Bayern²⁾. Sie war für die Kirche von großem Segen und ihr allsonntäglicher Besuch ein schönes Vorbild. Auch erfreute sich die Gemeinde Allerhöchsten Schutzes unter der Regierung ihres hochgefinnten Gemahls König Maximilian II.

Als die Orgel erklang und das Paul Gerhardsche Lied: Warum sollt ich mich denn grämen? ertönte, da wurde man unwillkürlich mit hingerissen; selbst das Abfingen der vielen

¹⁾ G. H. v. Sch., geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, gest. 1. Juli 1860 zu Laufzorn in Oberbayern.

²⁾ In den letzten Jahren ihres Lebens schwer vom Schicksal heimgesucht, worunter sie seelisch und körperlich furchtbar gelitten, verschied sie am 17. Mai 1889 in Hohenschwangau und ward in München in der Theatinerkirche neben ihrem Gemahl beigesetzt.

Herr Professor Thäter traf uns in der heitersten Unterhaltung. Alle erhoben sich. Er begrüßte jeden, mich noch mit einem Händedruck, und nahm obenan Platz, im ganzen Kreis sich freundlich umsehend. Er war sich bewußt: Du bist hier von allen geliebt! Es war eine Lust, den stattlichen Mann zu beobachten: das Propere und Affurate im Anzug hatte etwas Mustergiltiges; das schwarze schlichte Halstuch unter dem blendend weißen Kragen wurde bei aller Einfachheit doch eine Zierde des schönen Kopfes.

War eine zeitlang geplaudert und das schäumende Naß gekostet, auch ein einfaches Abendbrod, „a g'selcht“ Wurst, verzehrt, so wurde gelesen, natürlich nur ausgewählte Sachen, unter Anderem Hildebrandslied, Eden Ausfahrt, Gudrun, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich. Abwechselnd kam an jeden die Reihe; nur der Herr Professor verzichtete. Die meisten lasen vorzüglich, und ich erinnere mich mit Freuden der unterhaltenden Stunden; denn die gemeinsame Lektüre lieferte noch am Schluß Stoff zu weiteren Besprechungen und Beurteilungen, wobei Gärtner vortrefflich sprach.

Alle wilden Triebe bändigte schon allein des Meisters sittlich strenge Richtung, „denn wer Joten für Humor hält, wird keinen Wit in harmlosen Gesprächen finden.“ Und doch, wie heiter ging es nach dem Lesen zu! Herzlich lachend und fröhlich blieb man bis gegen Mitternacht zusammen.

„Es ist doch ein köstlich Ding um solche Freundschaft! Wie in der Kirche sonntags unter unserer kleinen Schar heiliger Ernst, so herrschte hier frohe Ungebundenheit.“

Belebt ward der gesellige Kreis durch manch ungekünstelt Lied:

Wir sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Wir sangen von allem Süßen, was Menschenbrust
durchbebt,

Wir sangen von allem Höhen, was Menschenherz erhebt.

Auffallend war mir, daß bei solch begeistertem Sängerkreis — viel prächtige, volle Stimmen waren dabei — keine begleitende Sekunde war, und so fiel ich mit dieser meinem Ohr fehlenden Harmonie ein und machte damit doppelte Freude. Ja man fragte mich, ob ich auch etwas allein singen könne. Da nahm ich mir ein Herz, „drückte“ Goethes Sängergleich „die Augen ein“ und stimmte manches der mir lieben Lieder an, sodaß ich mir in kurzer Zeit den Namen „Barde“ verdient hatte. Bald wurde es auch rufbar, daß ich die Laute spiele und Flageolet blase; ich mußte die Instrumente mitbringen, und der liebe Herr Professor machte oft, war das Lesen vorüber, die Bewegung nach seiner Brusttasche, als Zeichen, es sei Zeit, mein Pfeifchen zur Hand zu nehmen, oder ein anderer ging hin, um die Guitarre von der Wand zu holen. Wie dankte ich das damals meinem Vater, der Bruder Jean und mich das Saitenspiel etwas gelehrt, dem ich so viele schöne Lieder abgelauscht!

Besonderes Vergnügen machten uns die Pinzgauer Wallfahrt und der Krähwinkler Landsturm. Barfus konnte die vielen lustigen Verse, und wir alle fielen gern in den äußerst heiteren Refrain ein: Zu Linz, zu Linz, zu Austerlitz! Schläg häwe mer kriegt! Von meinem Repertoire nenne ich das frische Webersche Lied: Über die Berge mit Ungestüm, und die Uhlandsche Ballade, Graf Eberstein: Zu Speyer im Saale. Auch Trinklieder, ob schon ich selbst niemals ein Trinker war, mußte ich anstimmen: Ich verglüh! schenket ein! und: Der Wein erfreut des Menschen Herz.

Auch die heitere Seite wurde gepflegt. Ich als Neuling sollte speziell Frankfurt Betreffendes zu hören bekommen, was natürlich die anderen besonders ergözte. Gärtner erinnerte sich der Bekanntschaft mit meinem Landsmann Peter Becker¹⁾, mit dem er bei seiner Ankunft in München im Omnibus vom Bahn-

¹⁾ Professor P. B., geb. 10. November 1828 in Frankfurt a. M., lebt daselbst.

hof an den Oberpollinger gefahren sei. Da sie sich als Künstler erkannt, hätten sie gleich ein Zimmer bezogen. Dieser kleine Mensch habe ihm außerordentlich gefallen, und in ihrer gegenseitigen Begeisterung hätten sie schon den ersten Abend Bruderschaft getrunken. Becker habe ihn aufgefordert, mit ihm die Akademie zu besuchen. Dort seien sie mit König Ludwig, der gerade bei Professor Holz war, zusammengetroffen. Höchst interessant sei die Unterhaltung der beiden gewesen beim Betrachten des Holz'schen Bildes: Barbarossa's Veröhnung mit Papst Alexander III. in Venedig, das den Moment darstellt, wie der Kaiser als Zeichen der Unterwerfung dem Papst den Fuß küßt. Unangenehm berührt durch den Gegenstand, fragte der König: „für wen malen Sie das Bild?“ — „für Se. Majestät den König Max!“ — „Ein schlechtes Bild! Solche Demütigung stellt man nicht dar!“ Als er beim Fortgehen zu Becker sich wendend fragte: „Woher sind Sie?“ und hörte: „Aus Frankfurt am Main“, da habe er ausgerufen: „Frankfurt? — Das ist eine Krämerstadt und keine Kunststadt! Wenn auch große Künstler da sind, es ist doch eine Krämerstadt!“ Und fortfahrend: „Sagen Sie Ihrem Rothschild, er solle auf dem israelitischen Gottesacker das alte Testament als Fresko malen lassen. Nein, Frankfurt ist keine Kunststadt; eine Krämerstadt ist's! Sagen Sie das nur Ihrem Rothschild!“ — ließ sie stehen und ging.

Auch der Herr Professor wußte Erlebnisse lustigster Art beizusteuern, die aus seiner Dresdener Zeit stammten. So erzählte er, daß er mit Bildhauer Rietschel in einer Abendgesellschaft zusammengewesen, wo sie wohl ein Gläschen mehr getrunken als gut war. Als nun die Stunde zum Fortgehen gekommen, habe ihn Rietschel gebeten, doch sein Führer zu sein, und er habe ihm dies, obschon er selber einen nötig gehabt, zugesagt. Aber schon nach Verabschiedung vom Gastgeber sei er selbst, statt die Treppe hinunter, noch ein Stockwerk höher gestiegen, auf welchen Irrtum ihn denn doch Rietschel auf-



merksam gemacht. In die Nähe von Rietschels Haus gekommen, habe dieser nicht mehr sicher das seinige — es war ein Zwillingshaus — bezeichnen können; er schellte aber schließlich an dem einen, worauf denn auch bald von oben gerufen wurde: „Wer ist denn da?“ Rietschel hätte nun vorsichtig sein wollen und gefragt: „Wohnt hier nicht Herr Professor Rietschel?“ — Antwort: „Nä, Herr Professor, Sie wohnen nebenan!“

Professor Schwind brachte im Dezember (1854) sein *Aschenbrödel*¹⁾, „dieses reiche, vielumfassende Gedicht in Farben“, in seinem Atelier zur Ausstellung; „es entzückte alle Beschauer durch die Harmonie seiner Gesamtwirkung wie durch die unerschöpfliche Fülle sinnvoller und reizender Einzelheiten.“ „Ein warmer, sonniger Glanz liegt über dem Ganzen, eine herrliche Leuchtkraft.“ „Es ist ein rechter Gegenbeweis für die „flotten“ Künstler: sorgsam und dünn, nicht pfundweise, ist seine Farbe aufgetragen und leuchtet so stark, wie nur je eines Koloristen genial hingeworfene Kleckse.“

Auch mit seinen unvergleichlichen Reisebildern, die eine Lust für jedes echte Künstlerherz sind, beglückte der liebe Meister die Welt, so mit der „Morgenstunde“²⁾. „Kann man etwas Reizenderes, den frühen Morgen Bezeichnenderes sehen, als es in diesem Bildchen ausgedrückt ist? Jubelt nicht unser Herz zugleich mit dem des lieblichen Mädchens, das vor Wonne über den neuerwachten Sommertag fast vergißt die eben geöffneten Fensterflügel weiter aufzumachen? Wie gebannt steht es, um sein Auge an der herrlichen Natur, sein Ohr am Gesang der Vögel zu erfreuen; um die erquickende, balsamische Luft einzuatmen, die durch die grünen Vorhänge in das von den ersten Sonnenstrahlen beschienene Stübchen hereinströmt.“ „Es ist die einzige, echte, große und wahre Kunst, von göttlicher Liebe eingegeben!“

¹⁾ „Das Bild erstand Freiherr von Frankenstein, der es als ein unschätzbares Juwel in höchsten Ehren hält.“

²⁾ In der Schad-Galerie. Jetzt im „Kunstwart“ veröffentlicht.

Gleichzeitig veranstaltete Kaulbach in seinem Atelier eine Ausstellung seiner Goethe-Illustrationen. „Was sollte man dazu sagen? Wie fielen die meisten dieser Sachen durch ihre Absichtlichkeit auf! Nur das „Kinderbild“, wo Lotte Brod schneidet, aus der Zeit, wo er noch mit jener Cornelianischen Strenge zeichnete, ist der Aufgabe ganz würdig und stach dadurch von den mitunter leeren Masken ab.“

Weihnachten war da. Meine Wirtin, Frau Dr. Schlutt, wollte mir das Fest erhöhen und sandte mir durch ihr Mädchen eine Mappe „Kunstblätter“, ein Sammelsurium meist ganz unbedeutender Sachen, worunter für mich nur eines war, das mich wirklich interessierte, eine ungemein malerische landschaftliche Architektur, St. Peter, der älteste Gottesacker Salzburgs. Später (1888 erst) sah ich ihn selbst, und unvergeßlich hat er sich mir durch den ersten Eindruck, den man beim Eingang durch die enge Pforte empfängt, eingepägt. Über den in die steile Felswand eingehauenen Zellen und den angebauten Arkaden mit den vielen alten Denkmälern erhebt sich der Mönchsberg mit der Feste Hohen-Salzburg und die angrenzende Alpenkette. Von hier aus war auch das Blatt aufgenommen, eine große Lithographie, zu deren Wirkung mehrere Tonplatten nicht wenig beitrugen. Nach der Bezeichnung erkannte ich sie als Arbeit meines Lehrers Albert Emil Kirchner, und zwar als eine Jugendarbeit aus seinem 25. Jahre, schon ganz mit dem ihm eigenen virtuosen Geschick gemacht. Beim Betrachten dachte ich an das mit rührender Liebe gezeichnete Blatt aus den „sechs Wochentagen“ von Friedrich von Olivier¹⁾, das ich bei Bräuer gesehen. Für den Sonnabend ist der Kirchhof zu St. Peter in Salzburg benutzt und dabei ein Begräbnis als Stimmung der Ruhe für den anbrechenden Sabbat gewählt.

Auf meine Bitte gab es mir meine Wirtin, und so bewahre ich es als Andenken, nicht allein an die gute Frau, sondern auch an meinen Lehrer, den lieben Herrn Kirchner.

¹⁾ f. v. O., geb. 23. April 1791 in Deffau, gest. 5. September 1859 ebenda.

Am zweiten Feiertage weckte mich früh ein ungewöhnlicher Straßenlärm: Pferdegetrappel, Schnauben und Wiehern, dazwischen lautes Rufen von Männerstimmen. Ich sprang auf und sah eine Menge Pferde, aller Last ledig, am Halfter in dem nahegelegenen Gottesacker um die St. Stephanskirche geführt, die innere Friedhofsmauer passieren. Das war ein Getöse! Pferd an Pferd in der klaren Dezembersonne, im hohen glitzernden Schnee und beim lustig niedertanzenden Flockengewimmel, des Schnaubens und Wieherns war kein Ende. Welch ein Schauspiel! — Ein Uberglaube. Es war der im Kalender mit Stephanus bezeichnete Tag, und das Herumführen der Pferde im Gottesacker sollte sie für das kommende Jahr vor jeglichem Unfall schützen. Überdies wurden sie beim Wegführen vom Geistlichen mit Weihwasser besprengt. Wie aber damit der Stephanus der Apostelgeschichte in Zusammenhang setze, wußte mit niemand trotz eifrigsten Forschens zu deuten¹⁾.

Es war wohl Mitte Januar, als mich meine Freunde aufmerksam machten, daß Professor Carriere²⁾ in dem Hörsaal der Akademie Vorlesungen über Kunstgeschichte und Professor Harleß³⁾ solche über Anatomie halte; beide seien für jedermann zugänglich. Der Unregung halber entschloß ich mich dazu und war erstaunt, wie zahlreich der Besuch war.

Goethes Ausspruch ist sehr treffend: „Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vorteile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder

¹⁾ Derselbe Gebrauch ist das „Stephansreiten“ in Holland am gleichen Tage.

²⁾ Moritz C., geb. 5. März 1817 zu Griedel in Hessen, gest. 19. Januar 1895 in München.

³⁾ Emil H., geb. 22. Oktober 1820 in Nürnberg, gest. 16. Februar 1862 in München.

suchen, sodaß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.“

Der erst vor kurzem aus Gießen berufene Professor Carriere, der zugleich schriftführendes Mitglied des akademischen Rats war, hatte auf die Aufforderung des Akademiedirektors Wilhelm von Kaulbach die junge Künstlerschaft herangezogen, außerdem gingen die Professoren durch ihr Erscheinen den Akademikern mit gutem Beispiel voran.

Vor dem Lehrstuhl saß Kaulbach, durch seine Gestalt und große Schönheit imponierend. Den merkwürdigen Mann mit dem bedeutenden Kopf, der kühnen Adlernase, den zusammengezogenen, scharfgeschnittenen, oft aufblitzenden Augen, dem über die hohe Stirn herunterfallenden reichen, lockigen Haar, den prächtigen Schnurrbart dann und wann streichend, besah ich mir genau. Auch Moritz von Schwind mit seiner „echtfarbigem“ Wangenröte war anwesend; dann der derbe Philipp Holz¹⁾; Schlotthauer²⁾, der schlichte Mann; der Algäuer, aber nicht der aus den „sieben Schwaben,“ sondern Schraudolph, der halb das Aussehen eines altdeutschen Malers, halb das eines Geistlichen hatte; Bildhauer Widemann; die Architekten Lange³⁾ und Ziebland, der Erbauer der Basilika; Maler Anschütz⁴⁾; und, für unsern kleinen Kreis die anziehendste Persönlichkeit, Professor Thäter.

Carriere betrat den Lehrstuhl; sein offenes Gesicht, das äußerst lebendige Auge und energische Wesen nahm sofort für ihn ein. „Er sprach hauptsächlich für die Künstlerjugend und wählte das Volksepos; Ilias und Odyssee, Nibelungen und

¹⁾ Ph. F., geb. 11. Mai 1806 in Bingen, gest. 5. August 1877 in München.

²⁾ Joseph Sch., geb. 14. März 1789 in München, gest. 5. Juni 1869 ebenda.

³⁾ Ludwig L., geb. 22. März 1806 in Darmstadt, gest. 31. März 1868 in München.

⁴⁾ Hermann A., geb. 12. Oktober 1802 in Coblenz, gest. 30. August 1880 in München.

Gudrun betrachtete er mit Hinweis auf die daran gereihten Bildwerke, vom Zeus des Phidias und dem Apoll vom Belvedere bis zu Flaxman¹⁾, Cornelius und Genelli²⁾.“

In die anatomischen Vorlesungen des Professors Harleß ging ich mit Vorsicht; denn immer noch schwebte mir die Erinnerung an den widerwärtigen Anblick vor Augen, den ich einst im Senckenbergianum gehabt, als ich Zeichnungen für Ärzte anfertigte. Jedesmal war ich in Angst und hielt mich möglichst in der Nähe des Ausganges, um rasch jedem unangenehmen Eindruck zu entfliehen. Mit dem Wort verband der Vortragende die Vorzeigung selbstgefertigter Präparate. Einmal stand auf dem Lehrtisch ein großes kupfernes Gefäß. Ich dachte gleich: was wohl darin ist? und hörte mit Spannung auf des Professors Worte, die eine einleitende Erklärung für die Vorzeigung waren. Da, als er den Kopf des Menschen eingehend besprochen — schon geraume Zeit hatte er seine Hand auf das unheimliche Gefäß gelegt — hob er den Deckel, griff mit rascher Bewegung hinein und holte — o Graus! — einen männlichen Kopf mit schwarzem Bart hervor, unter welchem die Halsmuskeln, Schlagadern, Speise- und Luftröhre hin und her schlenkerten. Durch das Fassen an den Haaren wurde der Anblick der weitaufgerissenen, in die Versammlung stierenden Augen und des geöffneten Mundes mit der heraushängenden Zunge zwischen den blendend weißen Zähnen um so gräßlicher. Alles dies im Nu gesehen, hatte mich doch der Schreckensausdruck des Todes fast erstarren gemacht, und meiner Sinne kaum noch mächtig, flüchtete ich hinaus und kehrte nicht wieder. Ich hatte mir für mein Architekturstudium genug Anatomie angeeignet.

Wir traten in die Passionswochen, die Zeit, wo aller betäubende Lärm verstummte, was gegen die vorherige Aus-

¹⁾ John F., geb. 6. Juli 1755 in Norfolk, gest. 9. Dezember 1826 in London.

²⁾ Bonaventura G., geb. 28. September 1798 in Berlin, gest. 13. November 1868 in Weimar.

gelassenheit ein auffallender Kontrast war; auf keinem Keller oder Wirtshaus hörte man Musik. Es war stille geworden!

Am Todestag des Herrn gingen die Protestanten in die Kirche, das heilige Abendmahl zu empfangen, wozu man sich tags zuvor in der Sakristei anmelden mußte. Auch ich ging mit meinem Bollmann hin, und wir rüsteten uns für die feier, die unseren Bund noch fester schließen sollte. Auch die anderen Freunde waren anwesend, wie überhaupt eine dichtgedrängte Schar, voran die Königin Marie, sich dem Tische des Herrn nahte. In solch katholischer Stadt bildet sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Andersgläubigen viel lebhafter aus; mit der ganzen Gemeinde fühlt man die festlich bewegte Stimmung.

Eine merkwürdige Sitte war es, daß auf dem weiten Platz um die protestantische Kirche — die Katholiken feiern ja den Tag nicht in der Weise — der Holzmarkt abgehalten wurde, was viel Störung brachte. Da standen die Fuhrleute mit ihren beladenen Wagen und warteten nicht, bis ein Käufer kam, sondern sprachen, riefen, schrieen jeden Vorbeigehenden an. Besonders zeichneten sich die „Holzmacherweiber“ aus: „Lieber Herr, wollen's nit a schön's Holz kaufen? U gut's Holz! U billig's Holz!“ Das bildete zu der ernsten Handlung im Gotteshause einen unerquicklichen Gegensatz.

Von dem Ostergeläute der zahllosen Kirchenglocken wurde man ordentlich froh gestimmt. „Denn es wäre nicht löblich, wenn der helle Feiertag zu dir hereinsähe wie ein Fremder, von dem du den Namen kaum weißt, oder wenn die Glocken dir riefen, und du verstündest ihre Sprache nicht!“

Freund Bollmann und ich warteten immer bis zu einer festgesetzten Zeit an der Kirche aufeinander; es hatte etwas Hübsches, auch in dieser Art zusammenzuhalten. Er wußte, daß ich präzis war, ja ich darf sagen, ich war ihm zu präzis; denn war ich vor ihm da, so sagte der Pünktliche,

fast in dem Ton, als wäre er gern der erste gewesen: „Nun, Sie sind ja schon da!“ Kam ich in der letzten Minute, aber doch noch rechtzeitig, so sagte er dieselben Worte, nur in veränderter Tonart, nun war ihm auch wieder das Warten lästig. So hat jeder Mensch seine Eigenheiten. Nun, er wartete auch an diesem Morgen auf mich, und zwar traf ich pünktlich in letzter Minute ein. Sogleich merkte ich, daß ich damit bei ihm kein Lob verdiente. Dennoch wich sofort diese sein Ungefihr trübende Wolke, und die Ostersonne wandelte wieder leuchtender und schöner ihre Bahn auf seinem Antlitz. Mit den Worten: „Der Herr ist auferstanden! Halleluja!“ reichte mir der feierlich gestimmte Mann die Hand und fuhr gleich ergänzend fort — denn ich wußte ihm nicht so, wie er's gewünscht und auch wohl erwartet, zu entgegnen, weil mir dieser Ostergruß neu war — „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden! Amen.“ Ja, der Freund hatte mich in seiner Gewalt, aber in einer, welche ich mir gefallen lassen konnte.

In der Kirche trafen wir mit den allsonntäglichen Besuchern an unserem Standort zusammen; es war jedem von uns eigentlich erst recht wohl, wenn wir uns vollzählig wußten. Eine noch dichter gedrängte Menge als sonst füllte das Gotteshaus, und ein Posaunenchor begleitete den Gemeindegesang — eine erhebende Auferstehungsfeier!

Zu Mittag gingen wir gemeinschaftlich in den von uns für Festtage erwählten Achazgarten auf dem Dultplatz; denn einmal besser als für 9 Kreuzer in dem „Kollergarten“ zu speisen, hatte etwas Verführerisches. Und nach dem Essen ging man sogar in das Café Frauenhofer, einen urgemüthlichen Winkel in der Thieredgasse an der Kaufingerstraße.

Es war wundervolles Wetter, und die erwachende Natur lockte die Münchener scharenweise hinaus. Wir gingen nach der Menterschwaige. Reizvolle Landschaftsbilder wechseln fortwährend ab: die Wittelsbacherstraße, deren alte, herrliche

Weidenbäume sich mit jungem Grün schmückten; jenseits der sich in gewaltigen Stromschnellen vorüberwälzenden blaugrünen Isar Heidhausen, um sein schönes, anspruchsloses Kirchlein gelegen, die Aukirche und weiter das hochgelegene, langgestreckte Giesing; die Austraße, immer an der Isar aufwärts, nichts als Weidengebüsch. Und nun gar der Weg weiter über die Holzstege der Isarüberfälle mit ihren Schleusen, immer zur Seite das reißende, tosende Wasser mit seinem schäumenden Gischt! Wenn ich hineinblickte in die Strudel und Wirbel, wurde es mir fast schwindelig, denn die Isar war ungewöhnlich groß. Ich dachte an Bürgers herrliche Schilderung:

Um Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesental begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und scholl.

Ich habe viele Landschaftseindrücke gehabt; aber dieser steht mir als der bedeutendste von allen in der Erinnerung. Dabei die wetterfesten Gestalten, die „Gebürgler“, die für jeden ein „Grüß di Gott“ im Vorübergehen haben, mit ihren kleinen, spitzen Hüten, die Ärte auf der Schulter. Da fahren nun die Flößer und mühen sich ab, auf dem reißenden Strom im Fahrwasser zu bleiben. Welche Kraft und Behendigkeit erfordert ihre Arbeit! Kommen sie an die sich oft wiederholenden, nicht zu umgehenden Fälle, so stoßen sie ihren Fahrbaum mit aller Wucht in das Floß, mit Blitzesschnelle schwingen sie sich empor, und man sieht sie so lange oben fast horizontal schweben, bis das Floß nach dem Absturz wieder in richtiger Lage und Ordnung ist, sicher jedesmal bei der Gefahr ihre Seele Gott befehlend.

Gar manches „Marterl“, wie die den Verunglückten gesetzten Heiligenstöcke heißen, zeigt, daß auch Unfälle vorkommen. Der Platz, wo diese auf dem Wege nach der Mengerschwaige stehen, heißt „Maria Hilf!“ Schöne Fürbitten auf solchen ganz schlicht geformten „Marterln“ bringen

den Wanderer zum Stillstehen. Ich konnte nicht umhin, mir einige aufzuschreiben:

Glück und Unglück,
Lieber, trag's in Ruh;
Beides geht vorüber —
Und auch du!

Oder:

Ich bitt dich um ein Gebet,
Weil keiner weiß, wie's ihm geht.

Leopold Obermüller

d. 30. Juni 1845.

Man kommt an die Marienklaufe; welch ein himmlisches Plätzchen! Beim Eingang liest man auf einer mit Birkenrinde eingefassten Tafel:

Sollt
's Pförtchen
hier geschlossen sein,
und wünscht jemand
zu treten ein:
so klop' er drunt'
beim Häuschen an,
's wird Jedem
willig aufgethan.

Und weiter:

Zu Gottes Lob, Marien Ehr
Baut' frommer Sinn die Klaus daher,
Die Anlag' rings dazu gepaart,
Die Mittel meist am Mund erspart.
Schon Mancher holt' sich Ruh und Glück
Ins krankend' Herze hier zurück,
Drum, frommer Pilger, hör' die Bitt:
Helf' Jeder zur Verschönerung mit.
Ist auch sein Scherflein noch so klein,
Gott schreibl's doch ins Register ein.

Die hübschen Sprüchlein tragen nicht wenig zur Stimmung bei. Lang verweilte ich hier, und meine Freunde, denen die friedliche Marienklaue bekannt, waren schon den steilen Weg hinangestiegen, wo sie an einem Kreuzstige auf mich warteten.

Auf der Meterschwaige fanden wir kaum noch einen Platz, so groß war die Menschenmenge, die an dem sonnigen Frühlingstag in Gottes freie Natur gezogen. Ein herrlicher Aufenthalt, fast mitten im Wald, und ein völlig neuer Eindruck für mich, die wohlthuende Bescheidenheit des Bayernvolkes, das sich hier bei einem Krüge Bier gütlich tat und dabei der langentbehrten schmetternden Musik lauschte.

Erheiternnd wirkten auf mich die an den Wänden angebrachten Trinksprüche, die ich mir ihres possierlichen Inhalts wegen gleichfalls abschrieb:

Hast du getrunken Nachts recht spät,
Trink morgens wieder, ist mein Rat.
Was hilft mir auch das liebe Brot?
fehlt mir's am Bier, herrscht große Not.
Essen und Trinken, der älteste Brauch,
Wollen wir üben nicht minder auch.

Da saßen wir einträchtig beisammen, ein ganzer Tisch voll sich liebender, zufriedener Menschen. Ich weiß nicht mehr, wer den Vorschlag machte, alle sollten mit mir anstoßen und die Freundschaft als Gleichgesinnte durch das trauliche „Du“ besiegeln. Erstaunt, aber hocherfreut war ich über dieses Entgegenkommen; denn alle waren älter als ich.

Um noch einen genußreichen Heimweg zu haben, gingen wir die Höhe entlang über das schöne Harlaching und an das Denkmal, das König Ludwig Claude Lorrain¹⁾ gesetzt, um uns von hier nochmals an dem Blick hinunter auf die Isargründe und die ferne turmreiche Residenz zu ergötzen. Dann

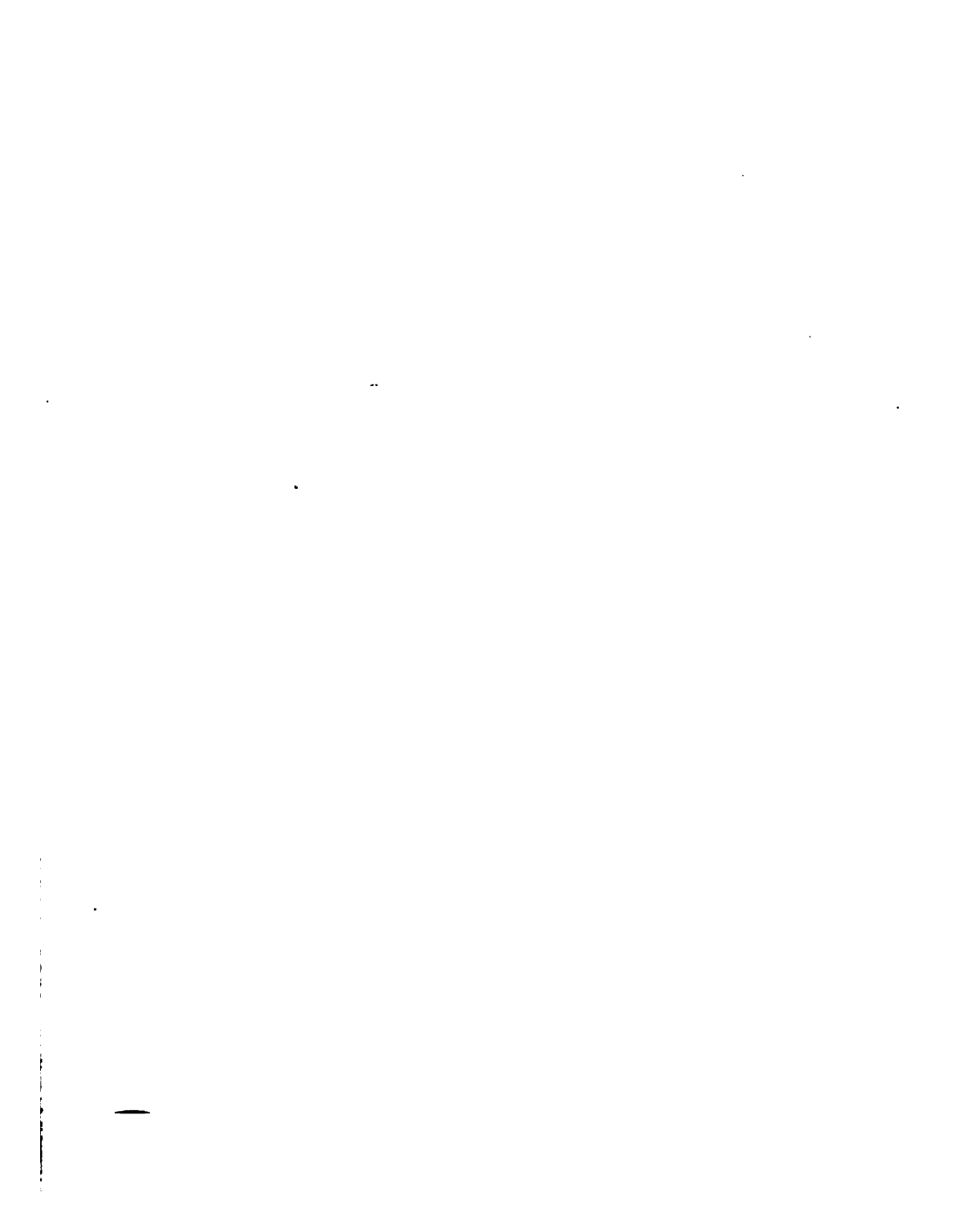
¹⁾ C. L., geb. 1600 in dem Ort Champagne, gest. 1682 in Rom.

kamen wir durch die Vorstädte Giesing und Au oder „München rechts der Isar,“ durch das Isartor mit den Statuen des Erzengels Michael und des heiligen Georg von Konrad Eberhard¹⁾ und Nebers²⁾ Wandgemälde, Einzug Kaiser Ludwig des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing (1347), in das „Tal“ der Stadt.

Und so geschah's am ersten Ostertage, den 8. April 1855, daß ich eine ganze Reihe lieber Menschen meine Freunde nennen durfte, und sie sind's geblieben bis auf den heutigen Tag. Mit allen, die nicht schon zur ewigen Ruhe abgerufen wurden, stehe ich in Briefwechsel und erfreue mich ihrer aufrichtigen Liebe wie damals.

¹⁾ K. E., geb. 24. November 1768 in Hindelang im Allgäu, gest. in der Nacht vom 12. zum 13. März 1859 in München.

²⁾ Bernhard von N., geb. 16. Januar 1806 in Siberach, gest. 17. Januar 1886 in Stuttgart.



Nochmals München.



Als die Sommerszeit nahte, ging ich der Ersparnis halber für einige Monate in die Heimat, dort meinen Studien zu leben. Zu meiner Freude nahm ich wahr, wie sehr mich das Kopieren nach Kirchner gefördert hatte. Doch darüber weiter zu berichten, gehört nicht in den Rahmen meiner Erzählung. Es gilt mir vornehmlich, mein Leben in München, die Eindrücke, welche mir der Aufenthalt dort aufs neue bot, den Verkehr mit den Freunden, die mich mit der alten Liebe umfingen, zu schildern.

Es war September, als ich wieder in München anlangte und bei meiner früheren Wirtin, Frau Dr. Schlutt, die inzwischen in die Müllerstraße gezogen, Quartier nahm. Die Aussicht in einen großen Hof war nicht so verlockend wie die in der Thalkirchenstraße; zwar war es diesmal die Nordseite, aber meine Sachen wurden dadurch durchaus nicht besser. Ich richtete mich wieder meinen Verhältnissen gemäß ein und führte ein Leben, so wie mir es Richters neuestes Werk „Beschauliches und Erbauliches,“ das ich zu meinem Geburtstag aus Hamburg erhalten, in Wort und Bild faßlich predigte.

Von meinen Freunden traf ich nur Zimmermann, und den nur zufällig; er war den Sommer über mit Gärtner nach Bernried an den Starnbergersee gezogen. Seiner Aufforderung, ihn auf einige Tage dahin zu begleiten, folgte ich gern. Schon die einstündige Fahrt durch das idyllische Mühltal, wo Rehe in Rudeln weideten, nach dem allen Münchnern ersehnten Ziel, Starnberg, war überaus lohnend.

Der Eindruck bei dem unvergleichlichen Wetter war um so packender für mich, als ich bis dahin ja die Alpen nur

von München aus gesehen. Nun lag mit einemmal die schneebedeckte Kette von dem Karwandelgebirge bis zum Wetterstein vor mir; davor in ununterbrochenem Zuge die nahen Bergriesen, von denen besonders die Benediktenwand, Jochernalm, Herzogstand hervortreten, die sich spiegeln in dem weiten See, den rings an seinen walddreichen Ufern reizende Ansiedlungen beleben; dazu das Getreibe der Dampfer und zahlreichen Segel- und Fischerböte — es war zum Aufjauchzen!

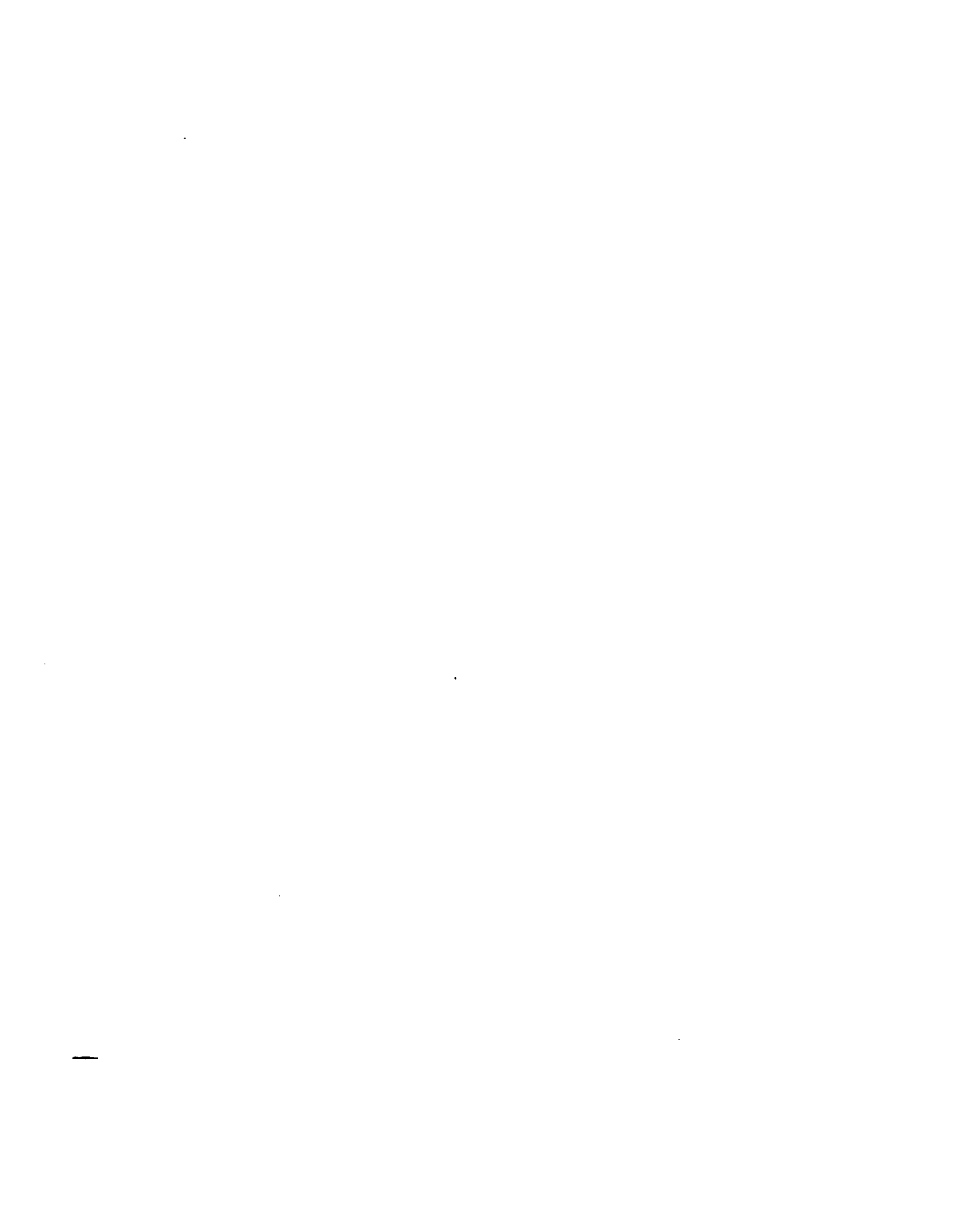
Wir machten von Starnberg aus den Weg zu Fuß. Welche Lust, so in den taufriischen Morgen hinein, bald dicht am See, bald über Höhen mit blumigen Wiesen und Waldungen zu wandern! Wir kamen durch die sauberen Ortschaften: Pössenhofen, Feldafing und Tuzing mit ihren blendendweißen, freundlichen Kirchlein. Zimmermann merkte, wie ich mich über Jegliches freute, und nannte mir die bedeutendsten Bergkintien, sodaß ich, als wir gegen Mittag in Bernried anlangten, ziemlich Bescheid wußte und schon dadurch den mehrtägigen Aufenthalt recht genoß.

Die Freunde hatten sich in einer echt bayrischen Behausung eingemietet. Ihre Arbeitsstube hatten sie gemeinsam: Zimmermann an dem einen Fenster seinen Kupferstichtisch mit der ihrer Vollendung entgegengehenden Platte, die Traubenspenderin, Gärtner am anderen. Ihn trafen wir arbeitend an einem figurenreichen Bilde: Erntezug in italienischem Charakter. Wie es seine Art, begrüßte er mich, wenn auch freundlich, doch vorsichtig; trotzdem wurden wir mit der Zeit wärmer, sodaß ich mich gern der Tage im schönen Bernried erinnere, dem stillen, alten Fischerdorf, das wohl noch am meisten seine Eigentümlichkeiten früherer Zeit sich erhalten hat.

Der behäbige Wirt Riederauer (jetzt: beim Ullwirt) ließ uns reichlich aufstischen; es schmeckte nach dem mehrstündigen Marsch vortrefflich, besonders mir der köstliche Schmarren. Ein reinliches Wirtshaus, obschon die Fliegen, welche die Stube beherrschten und sich, um mit uns zu tafeln, in



Julius Schnorr von Carolsfeld.



Schwärmen niederließen, höchst lästig waren; fortwährend mußte man sie weggagen, dennoch blieben sie Sieger.

Gegen Abend wurde eine Fahrt über den See, der hier fast seine größte Breite erreicht, nach dem gegenüberliegenden Ammerland ausgeführt. Ein herrlicher Abendhimmel, glühendes Licht über Bergen und Wäldern! Obwohl meine Gefährten gute Ruderer waren, fühlte ich doch nicht das Behagen, welches ich mir versprochen; die Strecke war groß. Mein Flageolet mußte ich ertönen lassen, dadurch vergaß ich meine Situation, wenigstens so lange ich blies. Die sanften Weisen lauteten aber auch gar lieblich auf dem stillen Wasser. Drüben nahmen meine Genossen ein Bad, dann wurde die Rückfahrt angetreten. Bei einbrechender Nacht langten wir an; ich fühlte mich erst wieder ganz sicher, als wir zusammen in der behaglichen Wirtsstube um den warmen Ofen saßen.

Als Abendbrot bestellte ich mir wieder Schmarren, er hatte mir am Mittag gar zu gut geschmeckt. Der Wirt und meine Freunde lachten darob; doch das tat meinem Genuß keinen Eintrag. Zu meiner Freude gewährte ich eine Gitarre, ein Fund für mich und eine überraschende Unterhaltung für die Gäste; denn ich brachte die besten meiner Lieder.

Mein im Dachraum gelegenes nettes Holzstübchen bot mir besonders am Morgen, als ich mich am Fenster an der hereinströmenden frischen Luft erquickte, eine entzückende Aussicht. Ein unvergleichlicher Herbsttag brach an, die Abendröte hatte nicht getäuscht. Vor mir das ganze Gebirgspanorama, dessen Fuß sich in dem klaren See badet.

Alles schlief noch. Welch göttliche Stille! Da plötzlich erscholl das Jauchzen und Jodeln der ausfahrenden Fischer, und als Antwort drang von den fernen Alpen das Echo herüber.

Es wird lebendig im Hause. Die Freunde erscheinen; lange spazieren sie mit mir umher und zeigen mir alles

Schöne in der Umgebung. Für mich waren als Architektur wertvoll die stattliche Pfarrkirche und das prächtige Schloß, das ehemalige Bernhardinerkloster; für sie, besonders Gärtner, der Bernrieder Park, wo Eichen und Buchen in mannigfachen Gruppen bei fortwährend wechselndem Terrain eine Fülle landschaftlicher Motive an den reizenden Uferpartieen bieten. Gärtner hatte sie fleißig ausgebeutet, was ich zu meinem freudigen Erstaunen aus seinen vielen schönen Studien erkannte, die ich nach dem Frühstück unter der Linde eingehend ansehen durfte.

Gärtner zeigte sich heute von seiner liebenswürdigsten Seite; denn nicht allein, daß er sich freundlich mit mir unterhielt; nein, er sang sogar bei seiner Arbeit. Es war die Melodie des Andante aus Beethovens erster und der Anfang aus dessen achter Symphonie. Höre ich diese Stellen wieder, so denke ich immer an Bernried und die beiden Freunde, welche mich in ihr Heim einließen und sich mir so wolthuend näherten, daß mir der Abschied nicht leicht wurde. Doch es mußte sein. Sie begleiteten mich ans Dampfschiff, das mich nach Starnberg brachte.

Inzwischen war Bollmann von einem Ausflug nach Brannenburg in den Alpen heimgekehrt; wir waren wieder die Unzertrennlichen. Mit meinen während des Sommers gefertigten Studien war er insofern nicht einverstanden, als er meinte, ich solle doch immer mehr an den Abschluß eines Bildes denken. Er bot sich an, mir einmal in meiner Gegenwart eine Partie in der Vorstadt Au zu zeichnen.

Die mannigfache Gestaltung dieser ohne jegliche Absicht fürs Malerische, wie zufällig entstandenen, meist mit Moos überwachsenen alten Holzhäuser, alle wie aneinander geklebt und von unglaublicher Unregelmäßigkeit der Linien an den Schindeldächern, Rinnen, Rauchfängen und Gauben, an Giebeln und Fenstern, ist höchst interessant; ebenso die Abwechslung der Treppenaufgänge und Vorbauten, die meist mit Blumen-

töpfen bestellt oder mit dem buntesten Durcheinander von aufgehängter Wäsche und Laten verziert sind. Allerliebste Gärtchen umgeben diese auf engen Raum zusammengebrängten Wohnstätten der kleine Gewerbe treibenden Bevölkerung, die hier im Schatten ihrer Mariahilf-Kirche in Dürftigkeit wohnt.

Es war nicht schwer, einen lohnenden Standpunkt zu finden; jeder Schritt bot Neues. Als bald fing Bollmann mit sicherem Auge und fester Hand an, mir ein Bild zu entwerfen. Das flog nur so auf das Papier, und ich wich nicht von seiner Seite, bis das Ganze vollendet und in meinem Besitz war.

Wir gingen noch umher und waren von den reizenden Parteen an einem Arm der Isar überrascht. An den Ufern nichts als das üppig wuchernde, silbergraue Weidengebüsch, aus welchem die niederen Holzhütten herausguckten, deren Zugang leichte, schwankende Stege bildeten, oft nur auf wenigen Pfählen ruhend und in der Mitte durch eine Lattentüre abgesperrt, die, nachts geschlossen, das Eigentum sicherte. Ein solches Bild im Sonnenschein machte einen bezaubernden Eindruck; das war ein Seglitzer in dem dahineilenden blaugrünen Wasser, das sich weit, weit verfolgen ließ und immer wieder die zum Ufer führenden Stege zeigte.

Es gefiel mir so gut da, daß ich nun oft mit meinem Skizzenbuch hinging und tüchtig zeichnete; gerade diese Art Baulichkeiten zog mich besonders an. Nicht selten ertönte das Geläute der nahen Kirche und forderte zum Eintritt auf. So folgte ich denn auch einmal seinem Rufe. Beim Eingang fielen mir in der Vorhalle die Körbe und sonstigen Gegenstände auf, die von den zur Andacht gekommenen ohne Sorge da abgestellt waren.

Die Kirche machte Eindruck auf mich. Der Tag fing schon an sich zu neigen; um so überraschender war die Farben-

glut der von der untergehenden Sonne beleuchteten Fenster¹⁾. Die Orgel begleitete eine wundervolle Frauenstimme, die das ganze Gotteshaus erfüllte: Mozarts Ave verum. Ich konnte die Sängertn, deren Stimme mit großer Natürlichkeit und Innigkeit erklang, nicht sehen, was mir den Genuß nur erhöhte. Der Gesang bewegte mich mit unaussprechlicher Freude, und mein Wunsch, auch an geweihtem Ort zur Ehre Gottes singen zu können, steigerte sich zu heißem Verlangen. Hätte ich das verwirklichen können, es hätte mich glücklich gemacht, doch es sollte nie sein!

Das große Musikfest²⁾, das am 4. und 5. Oktober stattfand, war in vollem Zuge. Eine große Menge, darunter auch ich, umstand den Glaspalast, um Haydns „Schöpfung“ mit anzuhören. Welcher Jubel erscholl bei König Ludwigs Erscheinen! Und gleich darauf lautloses Aufhören.

Die Introduction war beendet. Kindermann (Raphael) sang das Recitativ: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde . . .“ Da, nach Schluß des Quartetts: „Und Gott sprach: Es werde Licht, . . .“ beim Verhallen der Akkorde von Uriels Recitativ, plötzlich welch ein Getöse! Es kracht, als ob eine Galerie einstürze. Ein Gekirre von Scheiben, ein Rufen und Schreien! Das ganze Auditorium schickt sich in panischem Schrecken zur Flucht an; die Leute rennen blindlings die Stiegen herab, den Ausgängen zu, sodaß viele Verletzungen erleiden. Orchestermitglieder mit ihren Instrumenten stürzen heraus, auf den Galerien sind viele im Schrecken so unbesonnen, daß sie die Glaswände durchschlagen und auf die um das Dach laufende Brüstung flüchten.

Die außen stehende Menge glaubte, das Gebäude stürze ein; und doch waren nur beim fallen einer Gardine einige

¹⁾ Von Joseph Anton Fischer, geb. 28. februar 1814 in Oberstdorf im Allgäu, gest. 20. März 1859 in München.

²⁾ Die Schilderungen sind teilweise der Augsburger Zeitung entnommen.

Scheiben eingeschlagen worden. In der Stadt hatte sich die Boitschaft in unglaublicher Vergrößerung verbreitet, sodaß die Bewohner in größter Bestürzung herbeieilten. Man erzählte sogar, König Ludwig sei verunglückt; und gerade er war es, der durch seinen Gleichmut größeres Unheil verhütete, ja während des ganzen Vorfalles in seiner Loge verblieb. Auch Lachner¹⁾ behauptete seinen Platz und forderte zu einem dreimaligen Tusch auf, was die Ruhe wieder herstellte und die Fortsetzung ermöglichte. Die Stimmung blieb natürlich infolge der Störung eine gedrückte; denn ängstlich lauschte man auf das kleinste Geräusch, aus Furcht, es könne sich die eben vorgefallene Szene wiederholen.

Um so enthusiastischer war die Aufnahme des zweiten Konzerts, das in großartiger Vollendung vor sich ging. Beethovens Symphonie in C moll bildete den Anfang. Generalmusikdirektor Lachner ergriff schon seinen Stab, da nahte sich mir eilenden Schrittes ein Polizist und raunte mir in vollem Dienstesifer, aber mit ausgesuchter Höflichkeit „ins Ohr ein Wörtlein leis“: „Bitte, bitt schön, mein Herr, nehmen's doch g'fälligst Ihr Mägen runter! Haben's denn noch nit die versammelten Majestätten g'segn?“ Erschreckt griff ich nach meinem Kopf, und richtig, ich hatte noch meine Pelzmütze auf. Nein, wie ich mich schämte!

Atemlos lauschte das Auditorium den herrlichen Harmonieen. „Die Wirkung des Orchesters (es waren 100 Violinen, 40 Bratschen, 30 Celli und 20 Contrabässe) übertraf alle Vorstellungen.“ Erst nach dem letzten Satz machte sich das Entzücken in einem fast nicht endenwollenden Beifallsturme Luft.

Mir sollte eine merkwürdige Überraschung zuteil werden. Von meinem Platz hinunter auf die im freien versammelten Menschen sehend, begegnete mein Auge dem meines

¹⁾ Franz L., geb. 2. April 1808 zu Rain am See, gest. 20. Januar 1890 in München.

Bruders Philipp. Jeder Zweifel blieb ausgeglichen, oder jeder von uns hätte einen Doppelgänger gehabt. Doch die ersehnte Näherung konnte erst nach Schluß des Konzertes erfolgen, so lange mußten wir uns gedulden.

Der vokale Teil begann. Das Programm enthielt den zweiten Akt aus Glucks Orpheus und Eurydice. Der Chor der Furien, die dem liebenden Gatten den Eingang in den Hades mit tausendstimmigem „Nein, nein“ wehren, war durch die starke Besetzung des Basses grandios¹⁾. Darauf der 42. Psalm von Mendelssohn und das finale des ersten Aktes aus Titus. Ein rechtes Bravourstück für die Streichinstrumente bildete die Bachsche Suite in G-dur — „die Contrabässe ächzten ordentlich unter der Last der Notenläufe“ — dann die Ouvertüre zu Webers Euryanthe und das finale aus Fidelio. Doch den Preis des Festes trug die letzte Nummer, das „Alleluja“ aus Händels Messias, davon.

Nun suchte ich eiligst zu meinem Bruder zu kommen und erfuhr, daß er wegen des Festes jetzt hergereist sei; doch durch Verspätung des Zuges war ihm, da schon vor Erscheinen des Königshauses alle Türen geschlossen wurden, der Eintritt nicht mehr möglich, und so mußte der Musikbedürftige den Ohrenschmaus, so gut es ging, draußen auf sich wirken lassen.

Philipp hoffte, in München Beschäftigung als Bildhauer zu finden, und freute sich, mit mir zusammenzuleben. Doch seine Wünsche verwirklichten sich trotz alles Suchens nicht, und so blieb er mehrere Wochen als Besuch bei mir. Es war eine ungetrübte Zeit, besonders der Abende gedanke ich gern, wenn er seine Violine zur Hand nahm und seinen Empfindungen Ausdruck gab.

Mit meinen Freunden machte ich ihn bekannt und ließ

¹⁾ Frau von Mangßl, die einst gefeierte Münchener Primadonna Caroline Heßenecker, sang den Orpheus.

es mir angelegen sein, ihm alles, was München bot, zu zeigen. Er konnte das Oktoberfest mit ansehen, welches im Jahr vorher wegen der Cholera unterblieben war, dafür aber jetzt um so größere Scharen von Fremden herbeilockte. Das regierende Königspaar wurde bei seinem Eintreffen mit Hochrufen begrüßt. Die Begeisterung verkündete die Liebe zwischen Fürst und Volk; der Verkehr trug einen patriarchalischen Charakter. Groß war die Menge der Landleute, welche aus allen Richtungen nach der bayrischen Hauptstadt geeilt waren, interessante Gestalten und Trachten, hauptsächlich die nahen Dachauer, beides Männlein und Weiblein, welche letztere in ihren Pelzmützen und weiten, faltenreichen Röcken wie Maikäfer in dem bunten Gewimmel herumkrochen.

Wir Brüder waren natürlich auch unter den frohen Menschen. War es ja für uns neu und zeigte uns Münchens Leben und Treiben auf der „Wiese,“ dem wundervollen Plan, welcher in weite ferne sich dehnt, geziert durch die den Lorbeerfranz haltende Bavaria¹⁾, und die dorische Säulenflucht der Ruhmeshalle²⁾, abgeschlossen von des Gebirges Majestät. „Kein Auge vermag ein stimmungsvolleres Bild zu schauen, als wenn man in der Abendstunde, da der goldene Sonnenstrahl verglüht und seine Reflexe zauberisch über die weite Fläche glänzen, von der Bavariahöhe zu der „Wiese“ hinabgeht.“

Adolf Eier³⁾ hat die Theresienwiese bei Sonnenuntergang im Spätherbst in einer Weise wiedergegeben, die von der überhandnehmenden modernen Landschaftsmalerei eine erquickende Ausnahme macht: Durch die Lichtungen des auf der Höhe stehenden Wäldchens fallen die Strahlen der scheidenden Sonne auf die fast schon im Schatten liegende Wiese, über welche

¹⁾ Von Ludwig von Schwanthaler.

²⁾ Von Leo von Klenze erbaut 1843—50.

³⁾ U. L., geb. 21. Mai 1826 in Herrnhut, gest. 30. September 1882 in Bahrn bei Brigen.

eine Schafherde zieht. Das köstliche Bild, des Künstlers letzte Arbeit (1882), befindet sich in der neuen Pinakothek.

Nachdem wir dem Rennen genugsam zugeschaut, gingen wir die Höhe entlang nach Unterfending, um das von Wilhelm Lindenschmit¹⁾ gemalte Freskobild über dem Eingang der Kirche, die Schlacht zwischen den Bayern und Österreichern 1705, zu besehen. Aber nicht allein das schöne, lebendige Bild, auch das nette Kirchlein beim Eintritt in das hübsche Dorf ist eine Freude, wozu seine reizende Lage, etwas abseits von der Landstraße, an einem blumigen Rain, von wo aus die kleine Pforte in den alten malerischen Kirchhof führt, nicht wenig beiträgt.

In Gemeinschaft mit unseren Landsleuten Mohr und Harveng²⁾, der, äußerst musikalisch, auch zum Musikfest gekommen war, verlebten wir manch genussreichen Nachmittag. Schon als Gymnasiasten waren wir gute Kameraden, und später fanden wir uns im Städelschen Kunstinstitut im Antikensaal wieder, sodaß immer ein freundschaftlicher Verkehr bestand. Harveng war ein tüchtiger Landschaftler und vielseitig gebildeter Mensch, eine feine Natur; sein Umgang brachte jedem Gewinn.

Der Spaziergang mit ihnen durch die Isarauen nach der Meterschwaige und weiter über die Eisenbahnbrücke, von der man eine wunderbare Aussicht gegen München und auf den wilden Gebirgsstrom hat, der übermütig den Grundkreuz und quer durchzieht, nach Großheffelohe, Burg Schwaneck und dem malerischen Dörfchen Pullach bleibt mir unvergeßlich.

¹⁾ W. L., geb. 12. März 1806 in Mainz, gest. 12. März 1848 ebenda.

²⁾ Karl H., geb. 24. Juni 1832 in Frankfurt a. M., gest. 27. Juni 1874 ebenda. 1853 zog er als erster Schüler Schirmers*) nach Karlsruhe, wohin derselbe zum Direktor der neugegründeten Kunstschule von Düsseldorf berufen worden war.

*) Joh. Wilhelm Sch., geb. 5. September 1807 in Jülich, gest. 11. September 1863 in Karlsruhe.

Der Blick von den Uferhöhen der Isar nach den Alpen ist so überraschend, daß man glaubt, von den Riesen des Hochlandes nur wenige Stunden entfernt zu sein.

Den Cornelius'schen Bilderschmuck in der Ludwigskirche hatte ich selbst noch nicht gesehen, und so gingen wir beide auch dahin. Die fast endlose Ludwigsstraße mit den vielen Palais und Staatsgebäuden: dem Kriegsministerium, der Königl. Hof- und Staatsbibliothek, der Ludwigskirche, der Universität mit den mächtigen Fontänen, (schließt das Siegestor¹⁾), das nach dem Vorbilde des Constantin-Triumphbogens in Rom erbaut ist. Die auf der Plattform stehende eiserne Bavaria zieht auf einer mit Löwen bespannten Quadriga „dem bayerischen Heere,“ dem zu Ehren dieses Denkmal von König Ludwig I. von Bayern MDCCCL errichtet wurde, entgegen. Der gewaltige Bau gewinnt ungemein durch die in seiner Nähe stehenden Riesenpappeln der sich bis Schwabing fortsetzenden herrlichen Allee.

„Nicht zur größten Zierde der Straße“ gereicht die unweit des Siegestores von Gärtner im italienisch-romanischen Stil 1829—44 erbaute St. Ludwigskirche. „In ihr entwickelte Cornelius in reichem Freskenschmuck das Wesen des christlichen Glaubens, indem er die Gottheit als Schöpfer darstellt in der Geburt Christi; als Erlöser in dem Tod Christi; und als Richter in Christus beim jüngsten Gerichte“²⁾). Das letzte Bild war mir durch den im Städelschen Institut befindlichen leicht aquarellierten, strengen Federkontur des Meisters bekannt. Aber hier welch ein Eindruck! „Und welch eine Gestalt, der

¹⁾ Nach Friedrich von Gärtners Plan erbaut 1844—1850. Die Bavaria nach dem Modell des Bildhauers Martin von Wagner von Friedrich Brugger (geb. 13. Januar 1815 in München, gest. 9. April 1870 ebenda), die Löwen von Johann Halbig ausgeführt.

²⁾ Nur das jüngste Gericht ist von Cornelius gemalt. Den Karton fertigte er von 1834—1835 in Rom, und im Jahr 1836 begann er die Ausführung in Fresko, welche im Herbst 1840 beendet ward.

Erzengel Michael, angethan mit dem Harnisch Gottes, mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes, die Scheidewand zwischen den Gerechten und Ungerechten ziehend! Wahrlich, in solcher Darstellung packt der Ernst des einst zu erwartenden Gerichtes."

Ohne durch unser Verhalten Aufsehen oder gar Störung erregen zu wollen, gingen wir in dem Gotteshause, das außer uns kaum einige Besucher zählte, umher. Die Bilder, „der größte Schatz der Kirche“, hatten uns so angeregt, daß es wohl möglich ist, daß wir in unserer Begeisterung in eine etwas zu lebhaft Unterhaltung gerieten. Wir standen vor dem Hochaltar mit dem Hauptbilde, dem jüngsten Gericht, ohne durch Verbeugen an diesem Ort unsere Ehrerbietung bezeugt zu haben. Da plötzlich stürzte aus einem Beichtstuhl ein Priester im Ornat auf uns zu und schrie uns wutentbrannt an: „Ihr Hundel! Was untersteht Ihr Euch? Hinauspeitschen lasse ich Euch!“ — verschwand in der Sakristei, und wir, gänzlich ratlos, blieben wie gebannt stehen. Ein Herr, der wohl gemerkt hatte, daß wir nichts Ungehöriges getrieben, riet uns dringend, die Kirche so schnell wie möglich zu verlassen; denn der Geistliche mache jedenfalls aus seiner Drohung Ernst. Daraufhin beeilten wir uns hinauszukommen.

Bollmann, dem wir unser Erlebnis mitteilten, rügte unsere „evangelische Feigheit“: er wäre keinen Finger breit gewichen! Gärtner meinte, da hätten wir doch sicher ein Versehen gemacht, denn während einer kirchlichen Handlung sei das Herumgehen untersagt; Nichtkatholiken wüßten das nur meistens nicht. Ihm sei auch einmal bei dem Fronleichnamsfeste eine Unannehmlichkeit passiert, die er wohl nie vergäße. Ruhig habe er in der Neuhausergasse gestanden, um die vorüberziehende pomphafte Prozession zu betrachten. Da, als das Allerheiligste kam, sei ihm in unerhörter Weise in seine hinten zusammengelegten Hände gespußt

worden, daß er schier nicht gewußt hätte, was anfangen. Sich umdrehend, stand der Täter dicht bei ihm, und es sei diesem keineswegs eingefallen, sich zu verleugnen oder zu entfernen; nein, im Gegenteil, mit wahren Hohn habe er ihn angesehen und, ihm auf sein wahrscheinlich sehr fragendes Gesicht Bescheid gebend, im höchsten Unwillen gesagt: „Und da wundern Sie sich noch? Das ist für Ihre Mißachtung, da Sie den Hut aufbehalten und die Hände auf den Hinterteil legen; merken Sie sich das!“ — „Immer noch den Unflut in den Händen, hielt ich es für das Klügste, mich zu drücken, und ging an den nächsten Brunnen, mich zu reinigen. Jeder Ausflehung wäre ich unterlegen, so drohend war die Haltung der Umstehenden. Daran war ich, ohne es zu wollen, selbst schuld, und so ähnlich wird es auch in Ihrem Falle gewesen sein.“

Wieviel in beiden Vorfällen bayrischer Urwüchsigkeit, wieviel wütendem Fanatismus zuzuschreiben war, mag hier ununtersucht bleiben.

Gern spazierten wir Brüder gemeinsam in der Umgebung Münchens herum, besonders die Au-Anlagen hatten großen Reiz für uns. Die Natur bleibt das Schönste, nie ermüdend fürs Auge. Auch in den malerischen Vorstädten mit ihrem Getreibe zur Dultzeit (den Jahrmärkten) war so viel Unterhaltendes, daß wir gern in den langen Budenreihen auf- und abgehend verweilten. Da traf es sich einmal, daß wir hinter Sr. Majestät dem König Ludwig I., der sich da mit Vorliebe aufhielt, zu gehen kamen. Wir hemmten unsere Schritte, uns ihn und sein Auftreten einzuprägen. Blieb er an einem Stand bei einer netten Verkäuferin, die in allen denkbaren Verbeugungen und Knixen dem Monarchen ihre Verehrung kundgab, stehen, so verweilten auch wir in geziemender Entfernung an einem andern Stande, fortwährend nach ihm auslugend. Die Art, in welcher der König mit den Leuten verkehrte, richtiger „schäkerte“, hatte etwas eigentümlich Belustigendes, oft lachten diese über seine Fragen und Bemerkungen

hell heraus. Im Weitergehen grüßte er fortwährend, schaute sich nach beiden Seiten um und schritt dann blitzschnell quer über die Straße nach einer anderen Bude, wo eine ihn ansprechende Verkäuferin schon herausgetreten war, als hätte sie gewußt, Se. Majestät kommt jetzt zu dir. Schön und anmutig waren alle die vom König Angeredeten.

Wir gedachten dabei der Erzählung unseres Onkels Carl Hoff aus seiner Münchener Zeit, wie ihn König Ludwig auf der Straße gestellt. Es war ein blühend schöner Mensch und trug sich dessen bewußt auffallend in Haltung und Kleidung. Ein hochrotes Barett, unter welchem blondes, lockiges Haar herunterfiel, war die Hauptzierde des eiteln Jünglings. So ging er dahin mit seinen Freunden, die stolz auf seine Begleitung waren. Auch um seiner Kunst willen war er wohl gelitten, was seine Zeugnisse von Cornelius und Schnorr ausweisen. Bei einem solchen Künstlerspaziergang sah ihn einmal König Ludwig, redete ihn an, erfreute sich an seiner Schöne, streichelte sein Haar und sagte: „Sie sind aber ein schöner Kerl! Nur der Schnurrbart fehlt noch“, lachte, ging und sah sich nochmals um.

Eine Hauptanziehung für Philipp waren die Ateliers der Photographen Hanfstängl¹⁾ und Lächerer; ersterer wohnte in der Schützenstraße, der andere an der protestantischen Kirche. Besonders an Hanfstängls Erker ging er immer wieder gern, es waren da eine Menge großer Bilder der sogenannten Zeitgenossen ausgestellt; prächtig aufgefaßte Köpfe, fast lauter Personen, die zu den bekanntesten und berühmtesten zählten, und denen man oft begegnete: Obenan aus dem Königshause der Mäcenas Ludwig I.²⁾ und seine Enkel Ludwig und Otto, die

¹⁾ franz. H., geb. 24. März 1804 zu Bayernrain (Oberbayern), gest. 18. April 1877 in München.

²⁾ König Ludwig war nicht zu überreden, sich photographieren zu lassen; ja einmal, als er schon Hofrat Hanfstängl saß und dieser gerade beginnen wollte, stand er plötzlich auf und verließ das Atelier. So wurde denn eine photographische Aufnahme nach dem vorzüglichen Ölgemälde von Joseph Stieler aus dem Jahr 1825 gemacht.

späteren so unglücklichen Thronfolger; das regierende Königs-
paar, Maximilian II., in dessen Ausdruck zu lesen war: „Ich
will Frieden halten mit meinem Volke!“ und Prinz Luitpold,
Bayerns jetziger greiser Regent¹⁾. Dann von Künstlern:
der aristokratische Leo von Klenze, König Ludwigs Berater,
der München im Geiste des Mustervolkes der Kunst verschönte;
der satirische Wilhelm von Kaulbach; der geistreiche, witzige
Moriz von Schwind; der fromme Meister der Basilikafresken,
Heinrich von Hefß; „der Heide“ Bonaventura Genelli²⁾; die
beiden sich feindlich gegenüberstehenden Dresdener Bildner: der
friedliebende, große Ernst Rietschel und der noch größere, aber
unversöhnliche Ernst Hähnel; der Statuarius Christian Rauch
und der katholisch gewordene Friedrich Overbeck, die beide
damals von Rom kamen; der deutsche Marc Anton, Eugen
Eduard Schaffer, und der vortreffliche Julius Thäter. Auch
das freundliche Gesicht Emil Kirchners und das Heer der
Zimmermänner: Albert³⁾, Clemens⁴⁾, Max⁵⁾, Richard⁶⁾ und
Reinhard⁷⁾ fehlten nicht.

Von Musikern: Schwinds wärmster Freund, der Anti-
wagnerianer Franz Lachner; der Hofopernsänger Kindermann,
die gefeierte Caroline Hezenecker, Sophie Diez und Hoffschau-
spieler Friedrich Haase⁸⁾. Auch Dichter und Gelehrte waren
vertreten: Emanuel Geibel⁹⁾, „der um keines Königs Gunst

¹⁾ Dritter Sohn des Königs Ludwig I., geb. 12. März 1821.

²⁾ B. G., geb. 28. September 1798 in Berlin, gest. 13. November
1868 in Weimar.

³⁾ A. S., geb. 20. September 1809 in Gittau, gest. 18. November
1888 in München.

⁴⁾ C. von S., geb. 8. November 1788 in Düsseldorf, gest. 24. Januar
1869 in München.

⁵⁾ M. S., geb. 7. Juli 1811 in Gittau.

⁶⁾ R. S., geb. 2. März 1820 in Gittau, gest. 5. Februar 1875 in
München.

⁷⁾ R. S., geb. 9. Januar 1815 in Hagenau am Bodensee, gest.
16. November 1893 in München.

⁸⁾ F. H., geb. 1. November 1826 in Berlin.

⁹⁾ E. v. G., geb. 17. Oktober 1815 in Lübeck, gest. 6. April 1884
ebenda.

sang“, und Paul Heyse¹⁾, „die aufgehende Sonne“, wie ihn Geibel bei seinem Erscheinen und im Gegensatz zu sich „als untergehendem Stern“ bezeichnete; Franz von Kobell²⁾, Mineraloge und König Maximilians II. Jagdgenosse, der Erleger von hundert Gamsen, der Sänger vortrefflicher Gedichte in oberbayrischer Mundart; und der durch seine Kinderlieder und die dazu von ihm gefertigten lächerlichen Illustrationen bekannte Oberhofceremonienmeister Franz Graf von Pocci³⁾; der musikalische, geistvolle Kulturhistoriker, Frankfurts ehemaliges Theaterorchestermitglied, Wilhelm Heinrich von Riehl⁴⁾; König Ludwigs I. Leibarzt Johann Nepomuk von Ringseis, und endlich der Gründer des Ultrakatholizismus, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Reichsrat und Doktor der Theologie, der ernste Johann Joseph Ignaz von Döllinger⁵⁾ — wahrlich, eine auserlesene Gesellschaft!

Auch die interessanten Einzel- und Gruppenbilder des Künstlerkostümfestes waren in großer Anzahl zu sehen.

Und welche Reihe der schönsten Architekturaufnahmen aus der Residenz selbst: die Aussicht über München vom Giesinger Kirchenberg und die andere über die Vorstadt Au mit der Mariahilf-Kirche, ein endloses Häusermeer; die Theatinerhoffkirche und die feldherrnhalle⁶⁾; die Ludwigsstraße mit dem Siegestor; das Isartor; die Bavaria mit der Ruhmeshalle; die Herzog Max-Burg mit der Frauenkirche; die Glyptothek; die Landstraße nach Dachau im Winter mit den schweren Lastwagen unter den alten schneebedeckten Bäumen.

¹⁾ P. H., geb. 15. März 1830 in Berlin.

²⁾ Ritter f. v. K., geb. 19. Juli 1808 in München, gest. 11. November 1882 ebenda.

³⁾ f. Graf v. P., geb. 7. März 1807 in München, gest. 7. Mai 1876 ebenda.

⁴⁾ H. v. R., geb. 6. Mai 1823 in Siebrich a. Rh., gest. 16. November 1897 in München.

⁵⁾ J. J. J. v. D., geb. 28. Februar 1799 in Bamberg, gest. 10. Januar 1890 in München.

⁶⁾ Erbaut 1841—44 von Friedrich von Gärtner.

Alle diese Sachen eingehend zu betrachten, hatte damals noch mehr Wert für Philipp als die herrlichen Skulpturen in der Glyptothek; denn ihn beschäftigte lebhaft der Gedanke, die Bildhauerei gegen die Photographie zu vertauschen. Er glaubte, in diesem Berufe sein ganzes Glück zu finden. Bald gelang es ihm, in Hofrat Hanfstängls Atelier eintreten zu können. Heute noch preist er die in München verlebte Zeit; aber das erhoffte Glück — obgleich er als Photograph Vorzügliches leistete — ist ihm in dieser Tätigkeit nicht geworden. Die Musik wäre doch sein eigentliches Feld gewesen.

Ich war wieder allein; mein Bruder war in die Heimat zurückgekehrt. Sein Besuch, so wert er mir war, hatte mich doch manchen Tag von der Arbeit abgezogen, das durfte nicht länger so fortgehen. Mit aller Macht ging ich deshalb an die Vollendung der Kopie des prächtigen Grabmals des Grafen von Castelbanco zu Verona von Kirchner, um dann auf Freund Meermanns Rat nach der mitgebrachten Studie des Kreuzganges aus dem Karthäuser Kloster in Nürnberg eine Kohlenzeichnung für ein Bild zu fertigen. Erst wurde dieselbe konstruiert, dann ging es an die Zeichnung selbst. Ich hatte große Freude an dieser Erstlingsarbeit; nur mit der Figur, einem lesenden Mönche, konnte ich nicht zustande kommen und war in rechter Verlegenheit. Gärtner, der die „Spottgeburt“ lächelnd besah, sagte, nachdem ich ihn gebeten, mir aus der Klemme zu helfen: „Ich habe stets meine Figuren ohne jegliche Hilfe gemacht! Das muß man können!“ Mir fiel als Antwort die Stelle aus Schuberts „schöner Müllerin“ ein, und ich sang: „Ich bin ja auch kein Gärtner, die Sterne stehn zu hoch!“ Das schlug bei ihm ein, schon hatte er den Stift ergriffen, und alsbald schritt der junge Karthäuser durch die Halle.

Abends ging ich oft zu Freund Meermann. Wie manchmal eilte ich durch Nacht und Nebel, „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen“, der Schwanthalerstraße zu und verbrachte die

Winterabende bei dem mir stets gütig entgegenkommenden Manne, der bei all seiner Tätigkeit noch Zeit und Stimmung fand, mich in der Perspektive weiter zu unterweisen. Worum immer ich ihn ansprach, das gewährte er mir; sogar meinen Wunsch, seine schöne Farbenstudie, die alten Kreuzgänge im Bischofshof am Regensburger Dom, zu kopieren, erfüllte er mir mit der größten Bereitwilligkeit. Auf seiner Staffelei stand ein im Werden begriffenes, sehr schönes Bild, wozu er sich einmal den Rat Kirchners holte, wiederum ein Motiv aus Regensburg, die Kathedrale mit dem baumreichen Domgarten.

Von den Künstlern, welche ich bei Meermann kennen lernte, nenne ich den vorzüglichen Architekturmaler Tade¹⁾ aus Braunschweig, der gegen mich von solchem Wohlwollen war, daß ich mir schon bei meinem ersten Besuch erlauben konnte, ihn zum Kopieren um eine seiner besten Studien, Kreuzgang aus dem Kloster Undechs am Ammersee, zu ersuchen. Es war eine ganz andere Malweise, als die Meermanns.

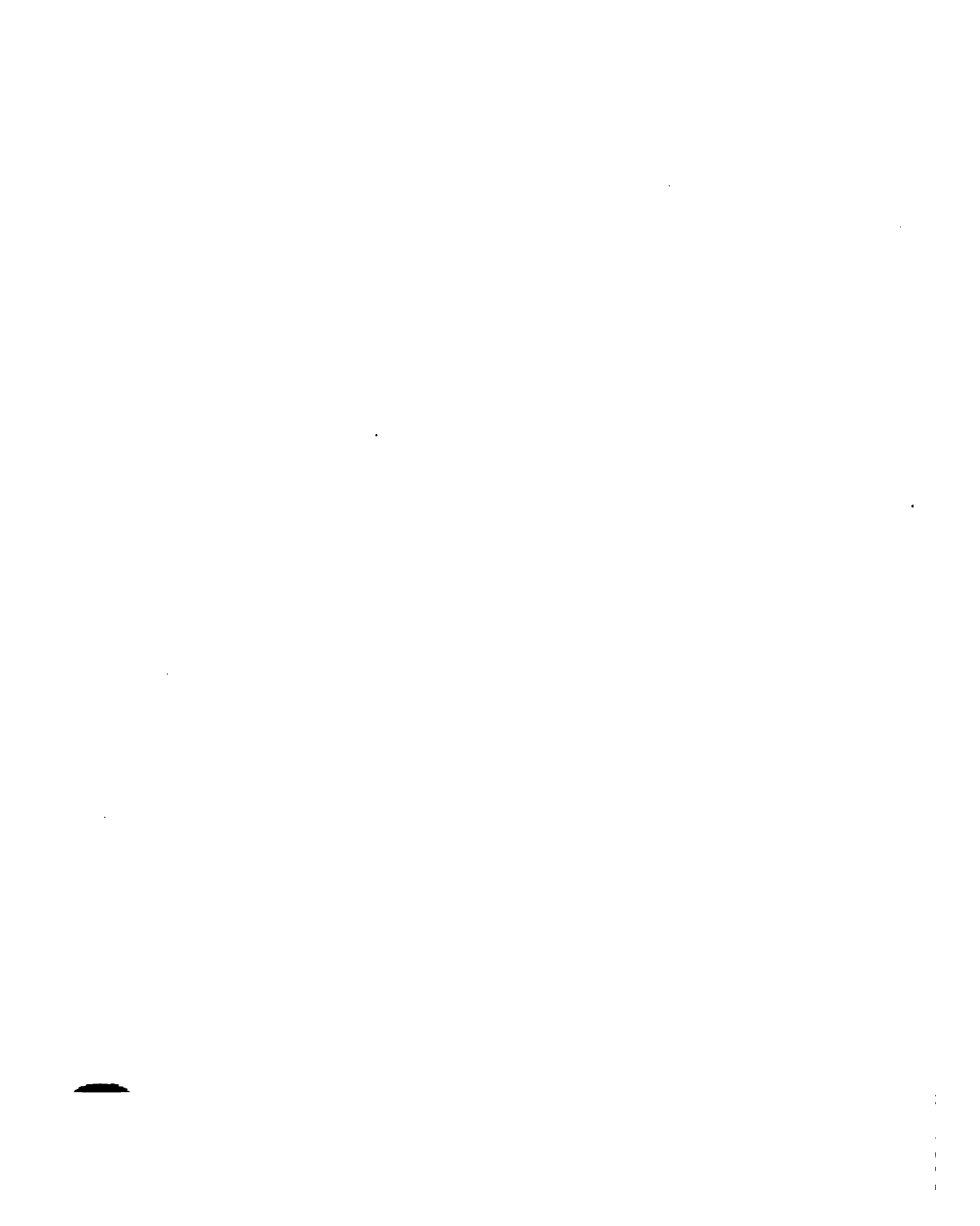
Besuch bekam ich höchst selten; denn außer Bollmann, der oft erschien, um mir bei der Arbeit ratend beizustehen, verwöhnten mich meine Freunde nicht. Was konnte ich ihnen auch bieten? Mir dagegen war es Bedürfnis, sie aufzusuchen, und bei jedem fand ich freundliche Aufnahme. Barfus' stiller, ernster Sinn zog mich sehr an. Er wohnte auch in der Schwanthalerstraße und hatte die Aussicht nach den Alpen bis über die Zugspitze hinaus, ein schönes Panorama, das ihm Bollmann auf seinen Wunsch malte. Oft saßen wir an dem Fenster, das solchen Genuß bot.

In demselben Hause, das am Eck ein Madonnenbild hat, wohnte einen Stock tiefer mein lieber Petsch. Bei ihm sah ich zuerst den Thäterschen Stich nach Kaulbachs Hunnenschlacht, Richters Genosева und Rubezahl, und als Rarität Napoleons I.

¹⁾ Ludwig T., geb. 6. Dezember 1823 in Braunschweig, gest. im August 1899 ebenda.



Joh. Friedrich Hoff.



Totenmaske. Deßsch spielte Zither, weshalb ich einen besonderen Zug zu ihm fühlte: es bekundete eine Geistesverwandtschaft; von den andern Freunden quälte keiner ein Instrument. Ich hätte es gern gelernt; die Begleitung zum Gesang hatte bei vielen Liedern etwas wohlthuend Anschmiegendes. Mit Vorliebe lauschte ich den anmutigen Tönen; der liebe Freund ahnte gar nicht, wie mancher Genuß meinen Ohren durch sein Spiel wurde.

Auch der Studiengenosse aus der Dresdener Zeit, Wilhelm Porst, wurde nicht vernachlässigt; die alten Freundschaften muß man festhalten, sie sind kaum je durch neue zu ersetzen. Porst malte mit Vorliebe kleine Bildchen, besonders vom Starnbergersee, die er mit allerliebstem Detail durchführte. Er war eine echte Künstlernatur und von selten feiner Beobachtungsgabe.

Zimmermann, der auf dem Sendlingertorplatz wohnte, war an Kunstsachen der reichste unter uns. Er hatte sich eine Kupferstichsammlung angelegt, die in stetem Zunehmen war. Kam eine von ihm bei Börner in Leipzig erstandene Sendung, so wurden wir davon benachrichtigt, um uns mit ihm an seinem Zuwachs zu erfreuen; es war für mich die Vorstufe meiner künftigen Sammellust. Ein großes Blatt: Moses mit den Gesetztafeln, der mehr das Aussehen eines vornehmen, reichen Juden als das des „Knechtes Gottes“ hat, von Gerard Edelinck¹⁾ (1699), war eine lang ersehnte, kostbare und kostspielige Bereicherung für seine Mappe.

Zimmermann beabsichtigte, seine Freunde zur Erinnerung für sich zu porträtieren; mit Jungtow und Gärtner hatte er den Anfang gemacht, und beide waren ihm gelungen. Nun kam ich an die Reihe und saß ihm mehrere Nachmittage, denn er führte die Bildnisse in ziemlicher Größe aus. Durch die rege Unterhaltung bekam die Arbeit das gewünschte Leben.

¹⁾ G. E., geb. 20. Oktober 1640 in Antwerpen, gest. 2. April 1707 in Paris.

Jungtow, sein Zimmernachbar, eine treue, anhängliche Seele, wurde dann auch besucht. Jedes freundliche Wort tat dem guten Menschen in der trüben Stimmung, die ihn oft wegen der Zukunft befiel, wohl; trotzdem vermochte eine gutgemeinte Aufmunterung, daß ein so tüchtiger Künstler wie er gewiß niemals Mangel zu leiden hätte, ihn von dem trostlosen Gedanken, er müsse schließlich noch Hungers sterben, kaum abzubringen.

Schnorr's Bibelwerk war zu jener Zeit recht im Vorschein. Auch Jungtow arbeitete dafür, damals gerade die vortreffliche Platte: die Auferweckung des Sohnes der Witwe durch Elias. Ich war öfters bei ihm und sah ihm zu; denn natürlich wurde mein Interesse aufs höchste erregt, war es ja das erstemal, daß ich diese Kunst ausüben sah. Welche Aufmerksamkeit ist nötig, um den vom Künstler aufgezeichneten Strich empfindend faksimile wiederzugeben, seine Handschrift nicht zu entstellen, — gerade entgegengesetzt dem Kupferstecher, der sich, um die Formen auszudrücken, die Linien nach eigenem Ermessen wählt.

Der Empfang der Holzstöcke, die von Schnorr selbst mit staunenswerter Sicherheit aufgezeichnet waren, brachte den Xylographen immer große Unruhe; sie wußten ja nicht, was sie für eine Komposition zu schneiden bekamen, ob interessant oder das Gegenteil, ob einfache oder reiche Darstellung. Die Aufzeichnung war zur Schonung mit Papier zugelegt, das an den Seiten befestigt war. Mit welcher Spannung wurde zuerst ein Eckchen der Umhüllung aufgehoben, dann immer mehr, bis endlich der ganze Holzstock seiner Hülle entledigt freudig oder niederschlagend stimmte.

Den guten Jungtow beobachteten wir einmal, wie er beim Nachhausekommen schon an der Verpackung des auf seinem Arbeitstisch liegenden Poststückes eine derartige Sendung erkannte. Er seufzte auf und sagte: „Was wird das für ein Gegenstand sein?“ — Zimmermann fragte: „Du, warum

bist Du denn so still?" — „Ei, so kommt und sehet, so werdet Ihr meine Stille begreifen!“ — Es war „der fünfte Schöpfungstag“, da Gott sprach: „Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren, und mit Vögeln, die auf Erden unter der Veste des Himmels fliegen.“ Ja, das war da freilich ausgedrückt: es webt, lebt und fliehet wie eine dicke Wolke und beschattet das Antlitz des Schöpfers, der auf der jungen Erde steht und sich an der Lebenslust seiner im Wasser sich tummelnden und die Luft durchsegelnden Geschöpfe väterlich freut. Nicht so der Xylograph, der sein Werk nicht durch das Wort hervorbringen vermochte; es bedurfte lange Zeit, im Schweiß seines Angesichts mußte er sein Brot essen.

Eine solche Platte wurde gerade nicht schlecht, aber auch nicht brillant bezahlt: die armen Xylographen hatten ihr Durchkommen — Auskommen kann man es schon weniger nennen, da sie meistens zu früh auskamen. Die Zeit der Ablieferung war vom Verleger (Georg Wigand¹⁾) in Leipzig bestimmt und war ohne Ausnahme einzuhalten; dann wurde die Arbeit jedesmal erst Schnorr zur Begutachtung zugeschildt. Was da diese Künstler oft auszustehen hatten, ist nicht zu sagen; nicht etwa, daß Schnorrs Urteil ungerichtet gewesen wäre, aber die Leute mußten, ganz gleich, ob eine Platte mehr oder weniger Arbeit verursachte, dieselbe einteilen, wieviel in einem Tage, um leben zu können, fertig werden mußte. Daß da oft nicht alles nach Wunsch des Meisters ausfiel, ist erklärlich, half aber meist nichts mehr, denn ändern konnte man da kaum. „Die Köpfe sahen oft den Meister höchst fremdartig an“, und dieser sollte nun die Sachen unter seinem Namen in die Welt jenden. Wenn dann obendrein einzelne Blätter einer Lieferung rücksichtslos, ja böswillig beurteilt wurden, so mußte das Schnorr höchst unangenehm sein. Welch

¹⁾ G. W., geb. 13. Februar 1808 in Göttingen, gest. 9. Februar 1868 in Leipzig.

ein riesiger Unterschied ist aber auch oft zwischen den Originalzeichnungen und den Holzschnitten!

Jungtows schnitt also seinen fünften Schöpfungstag und brachte ihn schließlich, wenn auch mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, fertig. Bei anderen Platten, wie bei der schon erwähnten Erweckung durch Elias, war dafür die Freude bei der Arbeit um so größer. Von einem solchen Stock einen Handabdruck zu sehen, war ein Genuß; die Zartheit der Wiedergabe erinnerte an die Zeichnung selbst.

Die beiden Totentanzbilder nach Alfred Rethel: der Tod als Freund, von Jungtow, und der Tod als Würger, von Steinbrecher¹⁾, sind in Bürkners²⁾ Atelier in Dresden 1851 geschnitten. Der breite, klare, markige Schnitt ist von außerordentlicher Frische. Gerade in diesen beiden Bildern und den noch früheren (1848) sechs Blättern mit dem Titel: Auch ein Totentanz von Alfred Rethel, ist der Holzschnitt in seiner ganzen Bedeutung, seinem eigentlichen Werte wie nie wieder zum Ausdruck gekommen. Diese Totentänze würden anders ausgeführt gar nicht die erschütternde Wirkung machen. Es sind Meisterwerke der deutschen Holzschnidekunst, insbesondere der Dresdener Schule. Schade, daß nur Blatt 3, 4 und 6 mit den Namen der Stecher Schmidt³⁾, Steinbrecher und Gaber bezeichnet sind.

„Der Tod als Freund“ ist Jungtows bedeutendste Leistung, wozu freilich schon die großen Figuren, sowie die unvergleichliche Rethelsche Aufzeichnung wesentlich beitrugen.

Mein Hauptumgang war und blieb der mit Bollmann: vor ihm hatte ich gar kein Geheimnis. Immer mehr lernte ich

¹⁾ Christian Richard Gustav St., geb. 25. März 1828 in Dresden, gest. 4. März 1887 in Potschappel bei Dresden.

²⁾ Hugo Leopold Friedrich Heinrich B., geb. 24. August 1818 in Dessau, gest. 17. Januar 1897 in Dresden.

³⁾ Oskar Friedrich Sch., geb. 3. Oktober 1825 in Weisensfels a. d. Saale, gest. 28. Januar 1871 in Leipzig.

ihn hochschätzen und lieben, und wenn er auch die Kunst nicht mehr in der idealen Weise wie früher übte, er hatte doch etwas geleistet, und seine Anschauung hatte durch Richters Einfluß einen zu festen, guten Grund gewonnen, als daß ein Kunstgespräch mit ihm nicht hohen Genuß und Gewinn gebracht hätte.

Die größte Anziehung übte aber sein innerer Mensch! „Sein Glaube duldet keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott.“ In ihm war das Lied von Johann Heermann verkörpert:

O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnquell guter Gaben,
Ohn' den nichts ist, was ist,
Von dem wir alles haben:
Gesunden Leib gieb mir,
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib'.

Er war der Ansicht, daß der Mensch nicht allein schaffe, um hier auf Erden glücklich zu werden, sondern auch seine Augen aufheben müsse nach der ewigen Heimat. Wo immer wir zusammen waren, niemals wurde er lau; wo es galt, seine Gefinnung an den Tag zu legen, trat er rückhaltslos ein. Es war ihm ganz gleich, ob viele oder wenige zugegen, ob Fremde oder Bekannte, er faltete seine Hände zum Dankgebet vor und nach dem Essen, unbekümmert, ob mit Achtung oder Mißfallen auf ihn gesehen wurde. Einem solchen Menschen mußte es Gott gelingen lassen, und er erlebte in der That noch bessere Tage. Wie Hiob segnete ihn der Herr nach all den schweren Jahren, die er gesehen. Seine Briefe aus späterer Zeit sind ein redendes Zeugnis seines Wandels und des Glückes, das er in Haus und Familie fand. Wie ein Priester lebte er als Hausvater den Seinen vor! Ihm war das Buch der Bücher, mit dem er wie Josua umging Tag und Nacht, und

das er als den Quell all dieses Segens seinen Kindern eingepägt, das alleinige Wissen, nach dem er verlangte.

In Thäters Schule waren mancherlei Veränderungen eingetreten. Friedrich war fort; seine Mutter war gestorben und er dadurch genötigt, mit seiner Schwester in Dresden zusammenzuleben. Seinen Platz hatte ein frischer, junger Schwabe namens Kräutle¹⁾ eingenommen. Er stach zum Studium einen Teil aus Schwinds erster Idee zu Ritter Curts Brautfahrt, wovon Professor Thäter die Federzeichnung besaß. Kräutle hat es von den Thäterschen Schülern im Ansehen der Person durch seine Berufung als Professor an die Kunstschule in Stuttgart 1865 am weitesten gebracht; es ist dieselbe Stelle, die einst der große Meister Ritter Johann Gotthard von Müller innehatte. Kräutles Meisterplatte nach Anselm Feuerbachs²⁾ Iphigenie, einer Zierde der Stuttgarter Galerie, zeigt seine Tüchtigkeit.

Burger stach als letzte Arbeit unter Thäter die Steinigung Stephani nach Schraudolph im Dome zu Speyer; sie brachte ihm beim Abgange von der Schule die erste Medaille der Akademie ein.

Wie Cornelius über ihn urteilte, zeigt sein Brief aus Rom 1859 an den Kunsthändler Bruckmann in München. Es heißt darin: „Was nun die Ausführung des Stiches der Lady Macbeth³⁾ betrifft, so wünsche ich, daß dieselbe nicht Ufer⁴⁾, sondern einem anderen Schüler Thäters, Herrn Burger, der sich seit einiger Zeit hier befindet, anvertraut werde; er übertrifft nicht allein seine Mitschüler in seiner Kunst, sondern meiner Meinung nach auch den Meister, sodasß ich ihn für

¹⁾ Karl K., geb. 12. Juni 1833 in Schramberg im württembg. Schwarzwald.

²⁾ Anselm von F., geb. 12. September 1829 in Speyer, gest. 4. Januar 1880 in Venedig.

³⁾ Nach einer Bleistiftzeichnung von Cornelius.

⁴⁾ William Oswald U., der nachmalige Professor in Leipzig, geb. 3. April 1828 in Neustadt bei Stolpen, gest. 14. März 1883 in Leipzig.

größere und große Aufgaben, wie sie vorkommen werden, in Vorschlag zu bringen gedente.“

Burger ist durch seine hervorragenden Leistungen, wie Rafaels Madonna della Sedia und Aurora nach Guido Reni, wobei er mit seinem Stichel so recht „frei ausholen“ konnte, der vorzüglichste Schüler seines Meisters geworden, was ihm auch seine ehemaligen Kollegen neidlos einräumen.

Die übrigen Schüler Thäters waren jetzt größtenteils durch eine andere Arbeit in Anspruch genommen. Ernst Förster¹⁾, der einstige Schüler Cornelius', hatte sich der Kunstschriftstellerei zugewandt und gab ein umfassendes Werk unter dem Titel „Denkmale deutscher Bildnerei und Malerei von Einführung des Christentums bis auf die neueste Zeit“ heraus, wozu die Bilder nach seinen Zeichnungen unter Thäter gestochen wurden.

Es war eine Freude, die interessanten Sachen entstehen zu sehen. Dabei hatten die jungen Leute das Bewußtsein, auf Jahre hinaus eine immerhin gesicherte Einnahme gefunden zu haben. Es sind viele vortreffliche Leistungen darunter, und ich freue mich, sehe ich die sechs Bände durch, daß fast alle die alten Freunde vertreten sind, ja selbst ihr Lehrer darin zu finden ist.

Hier muß ich noch eines Mannes Erwähnung tun, den ich nicht selten mit meinen Bekannten besuchte. Es ist Albrecht Schultheiß²⁾, ein ganz vortrefflicher Meister der Kupferstechkunst; seine Gewandtheit und Technik war zum Erstaunen! Er stach damals nach Joseph Motzet³⁾ einen jungen Mönch, der in tiefem Herzeleid einer Trauung zusieht.

Die schönen Mittwoch-Zusammenkünfte hatten wieder in der üblichen Weise begonnen, und waren mir mit die er-

¹⁾ E. F., geb. 8. April 1800 in Münchengoßerspäßt bei Camburg a. d. S., gest. 29. April 1885 in München.

²⁾ A. fürchttegott Sch., geb. 7. März 1823 in Nürnberg.

³⁾ J. M., geb. 1826 in Gessertshausen (Rheinpfalz).

frischendsten Stunden der Woche, obschon mir mein guter Friedrich fehlte, dessen erheiterndes Temperament mir sehr zusagte, und dessen schöne, hohe Stimme ich beim Gesang vermißte. Eine willkommene Abwechslung war es, daß mit des Professors Einwilligung nach dem Lesen die folkschen Schüler mehrmals kamen, um uns durch Gesang und Zitherspiel zu erfreuen. Es waren dies Hauschild¹⁾, Schwoiser²⁾, Spieß³⁾, Schwörner⁴⁾, Piris⁵⁾, Lössow⁶⁾ und Andreas Müller⁷⁾, der sogenannte Komponiermüller, wohl der bedeutendste unter ihnen; der geistreiche Humorist Wilhelm Busch⁸⁾, der unübertreffliche Zeichner und Dichter der Münchener Bilderbogen und der fliegenden Blätter. Lauter Frohnaturen! Die schönsten bayrischen Volkslieder, die lustigsten Jodler und Schnaderhüpfel hörte ich da. Auch ihr volltöniges Quartett war mir eine große Freude. Gern erinnere ich mich des Abendchors aus dem Nachtlager von Granada: Schon die Abendglocken klangen. Alle diese Einzelheiten bergen eine Fülle lieber Erinnerungen für mich! Auch luden sie mich in ihre Uetters und ihren geselligen Verein „Jung-München“ bei Schafroth in der Dienersgasse ein.

Oft wenn wir schon aufbrechen wollten, trug „der ewige Durst“ des einen oder anderen noch zu längerem Verweilen

¹⁾ Wilh. Ernst Ferd. Franz H., geb. 16. November 1827 in Schlegel (Schlesien), gest. 14. Mai 1887 in München.

²⁾ Eduard Sch., geb. 18. März 1827 in Bräunau (Mähren).

³⁾ Heinrich S., geb. 10. Mai 1832 in München, gest. 9. August 1875 ebenda.

⁴⁾ Fritz Sch., geb. 1833 in Weil (Baden), gest. 25. März 1891 in München.

⁵⁾ Th. P., geb. 1. Juli 1831 in Kaiserslautern.

⁶⁾ Karl L., geb. 6. August 1835 in München, gest. 12. März 1861 in Rom.

⁷⁾ Professor A. M., geb. 30. Juli 1831 in Ustach, Bezirksamt Sonthofen im bayrischen Allgäu, gest. 7. Dezember 1901 in München.

⁸⁾ W. B., geb. 15. April 1832 in Wiedensahl (Hannover), lebt in Mechtshausen am Harz.

bei. Und kam die Kellnerin im stattlichen Putz, dem reichverzierten Nieder, Kieselhäubchen und dem buntdurchwirkten Umschlagtuch, mit der für viele verlockenden Frage: „Ist was g'fälli?“ so war das erst recht ein Unlaß zum Sitzenbleiben, wie auch ihr „G'seng's Gott!“ mit dem sie die zehn Seidel, an jedem Finger eines, hinstellte, keine taube Ohren traf. Bei den Durstigsten bewährte sich der Trinkspruch: „Wenn i so recht gnug Bier 'trunken hab, da trink i immer no a Bier!“ Die schafften sich dann auch zur Vorsorge lieber gleich statt einer „Halben“ noch eine „Ganze“ an. Das Gegenteil im Trinken war ich; ja es passierte mir einmal, als ich der Kellnerin mein Glas Bier und Brot bezahlte, daß diese mich mit einem vernichtenden Blick ansah und sagte: „Wenns mal wieder a Bier trinken, gehns besser zum Bäcken!“

Unser Freundeskreis beschloß, den heiligen Abend gemeinschaftlich zu begehen, jeder sollte eine kleine Gabe zur Verlosung mitbringen und die Feier bei Zimmermann, der dazu den geeignetsten Raum hatte und ihn gern anbot, stattfinden. Ein fast bis an die Decke reichender Tannenbaum stand inmitten des großen Zimmers; alles hatte der liebe Freund mit seiner Wirtin und deren Tochter auf seine noble Art hergerichtet, und als wir zur festlichen Stunde versammelt waren, wurden, während der Baum in seinem Glanze strahlte, mit Lust und Freude „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ und „Dem Himmel hoch, da komm ich her“ angestimmt. Darauf las Bollmann mit lauter Stimme das Weihnachtsevangelium, dann folgte die Verlosung, meist Kunstblätter. Ernstes und Heiteres, wozu unser Gast, Bildhauer Knoll¹⁾, wesentlich beitrug, würzte das frohe Mahl,

¹⁾ Konrad von K., geb. 9. September 1829 in Bergzabern, gest. 14. Juni 1899 in München. Meister des Cannhüferschildes für die Wartburg (1856) und des Fischbrunnens in München (1865). Das Marmorstandbild Kaiser Wilhelms I. für die Walkalla brachte ihm den Adel ein.

und durch Anstimmen gar mancher mit unbekannter Lieder wurde meine Feststimmung noch erhöht.

Wir waren einmütig beieinander; ja, da wir durch traute Reden uns näherten, schloß sogar Gärtner mit mir durch Kuß und Du engere Freundschaft. Die Geselligkeit ließ uns die Zeit ganz vergessen, bis uns mit einemmal das feierliche Geläute der Glocken die Mitternachtsstunde verkündete und uns bestimmte, gemeinsam in die Basilika¹⁾ zur Christmette zu gehen. An solchem Ort sich zu sammeln, hängt ja meist von unserem guten Willen, unserem inneren Menschen, ab, und so geschah es bei dem einen mehr auf diese, bei dem andern auf jene Art.

Unser Häuflein gab sich noch gegenseitig das Geleite, so daß ich als der Jüngste schließlich allein die heimische Schwelle betrat. Mir blieb dies Zusammensein am 24. Dezember 1855 wertvoll wie meinem Vater das mit seinen Freunden Thomas und Richter bei Ludwig von Maydell in der Sylvesternacht 1824 in Rom.

Der Frühling brachte in unserem Freundeskreis manche Aenderung. Gärtner hatte einige Bestellungen des kunstfertigen Fräulein Emilie Linder²⁾ in München, deren Honorar zusammen mit dem Erlös für ein verkauftes Bild ihm die Mittel gaben, eine Reise nach Italien zu wagen. Er hatte seine Kühnheit nicht zu bereuen, da er vielleicht später dieses Ziel nicht mehr erreicht hätte — und nun verweilte er viele Jahre dort. Bollmann und ich waren die ersten, welchen er es mitteilte; er schrieb gerade darüber an Professor Richter. Nein, war der Mensch glücklich über diese Wendung in seinem Leben! Das Bild, an dem er malte — es war das in Bernried angefangene — hatte ihn schon in Gedanken in das Land ge-

¹⁾ Pfarrkirche zum hl. Bonifazius; Klosterkirche des Benediktinerstiftes, erbaut 1850 von Ziebland.

²⁾ E. L., geb. 11. Oktober 1797 in Basel, gest. 12. Februar 1867 in München.

führt, wohin er jetzt zu ziehen hoffte. Es war eine Herbstlandschaft mit Erntezug: am Abend heimziehende Hirten. Besonders in der Kindergruppe, welche mit den um sie herumspringenden Zicklein in ausgelassener Freude folgt, lag großer Humor. Seine Begabung war in diesem in großem Zuge auf die Leinwand gebrachten Bilde recht zu erkennen.

Gärtner holte eine Mappe mit Zeichnungen und forderte uns auf, einige für den Preis eines halben Guldens zu nehmen. Wundervolle Sachen, mit außerordentlicher Feinheit der Beobachtung gemacht, und dabei von einer Mannigfaltigkeit, daß uns nur die Wahl schwer fiel; denn sofort hatten wir uns entschlossen, einige dieser köstlichen Sachen zu erstehen. Unter den von mir gewählten Blättern erinnere ich mich besonders noch des größeren, Landschaft nach einem Gewitter: in einem dunklen Wald, über dem vor schweren Wolken der Regenbogen steht, zieht ein Hirte mit seiner Herde, unter seinem Mantel ein Lämmlein bergend, dessen Altes blökend folgt. Wie hier, so war immer in seinen Arbeiten bei schöner Durchführung doch der Gedanke die Hauptsache, und deshalb hatten sie bleibenden Wert. Ich gab dies schöne Blatt Freund-Bräuer, welcher stets für Gärtners Kunst begeistert war.

Auch Jungtow mußte sich reisefertig machen; er kehrte zu seiner alten Mutter als langersehnte Stütze nach Dresden zurück. An einem Mittwoch in der blauen Taube teilte er uns dies mit. Zufällig kam die Rede darauf, ob er denn auch in München alles gesehen habe. Der Mensch war ehrlich, er hätte ja ausweichend antworten und noch alles besehen können; aber nein, er erklärte, daß er noch nicht in der Glyptothek und auch noch nicht in der Residenz gewesen sei. Sofort wurde beschlossen, mit ihm hinzugehen.

Die Residenz zerfällt in drei miteinander verbundene Teile: alte Residenz, Königsbau und Festsaalbau. Der alte, von Maximilian I. (1612—1619) erbaute ist in malerischer Beziehung, mit seinen Portalen, Erkern und sonstigem

architektonischen Schmuck weit wohlthuender als die ihm zu beiden Seiten stehenden (von Leo von Klenze), der Königsbau und der Festsaalbau. In der Mitte der Fassade, deren ganze Anlage die im Renaissancestil wohlverfahrenen Meister¹⁾ verkündet, ist die Statue der hl. Jungfrau als Patrona Bavariae die Hauptzierde; die darunter befindliche bronzene Laterne wurde unter Maximilian I. und den späteren Kurfürsten samstags bei eintretender Dunkelheit angezündet. Durch eines der beiden pompösen Portale, deren Wächter je zwei auf Sockeln ruhende gewaltige Löwen sind, gelangt man in den Grottenhof mit dem Brunnenstandbild: Perseus mit dem Haupte der Medusa, und durch den Kapellen- in den Brunnenhof, in dessen Mitte das figurenreiche Herzog Christoph-Denkmal steht.

Bei der Zusammenkunft im Herkulesaal war es angenehm, daß — es war noch früh im Jahr — wir die alleinigen Besuchenden waren. Über die von Marmorsäulen getragene Treppe ging es zuerst in die Kabinette mit den von Joseph Stieler²⁾ gemalten Bildnissen der Münchener Schönheiten, und den Schlachtsaal mit den Gemälden von Peter von Heß³⁾, Adam⁴⁾ und Monten: Szenen aus den Kriegen von 1805—1815, an denen die Bayern unter dem Kronprinzen Ludwig beteiligt waren. Endlich gelangt man zu den Werken des Mannes, der mit innerer Befriedigung von sich sagte: „Ich habe Königsschlösser und Villen geschmückt.“ Es folgen der Saal Karls des Großen, dann der Barbaroffas und der Rudolfs von Habsburg. Geht es bei Schnorr auch

¹⁾ 1602—19 unter Maximilian I. von Reiffenstuel, Schön und Witte erbaut.

²⁾ Karl J. St., geb. 1. November 1781 in Mainz, gest. 9. April 1858 in München. In das Jahr 1828 fällt das Porträt Goethes, eines der Hauptwerke des Künstlers in der Neuen Pinakothek zu München.

³⁾ P. v. H., geb. 29. Juli 1792 in Düsseldorf, gest. 4. April 1871 in München.

⁴⁾ Albrecht A., geb. 13. April 1786 in Nördlingen, gest. 28. August 1862 in München.

zuweilen nicht ohne etliche zu entbehrende Figuren oder solche mit theatralischen Bewegungen ab, so sind es doch oft gerade diese, welche die Überfülle des Meisters bekunden: so bei Barbarossas Einzug vorn die beiden hünenhaften Gestalten, felsblöcke wegräumend, wie auch bei dessen Tod der von Schmerz überwältigte Krieger. Der Fries im Kaiser-Rudolfsaal von Moritz von Schwind stellt in einem Zuge von Kindern die segensreichen Folgen des durch Rudolf geordneten öffentlichen Lebens, den Triumph der Künste, Wissenschaften und Gewerke, dar. Man kann sich nichts Reizenderes denken als diese anmutigen, lieblichen Kindergestalten. Über einen solchen Beitrag zur Verherrlichung seiner Bilder konnte Schnorr sich freilich glücklich schätzen.

Einen großartigen Eindruck macht der Festsaal, ein vornehm in Gold und Weiß gehaltener Raum. Als Schmuck zwischen den die Galerie tragenden Säulen prangen zwölf vergoldete Kolossal-Erzstatuen, Ahnen des Wittelsbacher Fürstenhauses, von Otto dem Erlauchten bis zu Karl XII. von Schweden. Welche Gestalten! Ludwig der Reiche, Friedrich der Siegreiche und Albrecht der Weise in voller Rüstung. Hier muß man Ludwig von Schwanthaler hochhalten!

Gärtner bekam den törichtsten Einfall, die den Raum abschließende Schnur zu überschreiten und bis hinauf an den Thron zu steigen. Mit den Worten: „Ich will auch einmal sehen, wie sich's hier sitzen läßt,“ ließ er sich wahrlich — noch glaubten wir nicht, daß er es sich unterstehen werde — auf dem Thronstuhl nieder und meinte: als Sitz sehr bequem! doch sei er froh, ihn nicht für immer einnehmen zu müssen; er hätte auf dem seinen schon Sorgen genug! Unser ergrauter Führer geriet in sichtsliche Angst und bat fast flehend: „O, i bitt schön, gehns 'runter!“ Doch der Kühne ließ sich nicht stören.

Ob schon wir alle Gärtners Handlung mißbilligten, mußten wir doch lachen, besonders wie der elastische Mensch

so frank und frei, als hätte er das größte Recht dazu, wieder die Stufen herunterschlitt; und es war auch zum Ergötzen, wie er das alles machte. Nur Bollmann empfing ihn, wenn auch nicht ohne zu lächeln, mit einer Strafpredigt. Gärtner sagte: „Du rügst mein Tun, lachst aber doch mit!“ — „Ja, freilich lache ich; aber mein Lachen ist anderer Art; Du hast dich hier grob vergangen, und Du mit uns, wir können froh sein, ohne jeglichen Schaden davon zu kommen!“

Bei solcher Veranlassung konnten Bollmann die Zornesadern schwellen; sein sonst friedliches Gesicht wurde ordentlich groß im Ausdruck. Es hätte allerdings kein geringes Aufsehen erregt, wäre die ganze Thäterische Schule mit ihrem Anhang unter Bedeckung der Schloßwache abgeführt worden.

Nun ging's in den Königsbau, Schnorrs Nibelungen zu sehen. Es sind fünf Säle: der mit den Hauptfiguren des Gedichtes, der Hochzeitsaal, der des Verrats, der Rache und der Klage. Ein umfassendes Werk, ein Reichthum der Darstellung zum Staunen; und dennoch derselbe Eindruck wie in den Festsälen, gar manche Gestalten, von welchen man wünscht, daß sie auch schon durch Hildebrands Schwert gefallen wären.

Gärtner machte darauf aufmerksam, daß im Vergleich mit dem Sockelbilde¹⁾: wo Chriemhilde die Hunnen zum Kampfe gegen die Burgunden reizt, trotz der ungemeynen vielen Figuren doch die Darstellung auf dem Titelblatte des Nibelungenliedes von Cornelius, wo sich nur wenige im Kampfe gegenüberstehen, eine ungleich mächtigere sei; es mache den Eindruck, als fielen sie zu Tausenden. Sein Urtheil war meistens treffend!

¹⁾ Die Künnetten, die Abenteuer Siegfrieds, nach Ludwig Friedrich in Dresden. Davou seien als besonders vortreflich genannt: Wie Siegfried den Lindwurm erschlägt; sich im Blute des Drachen badet; den Dänenkönig Lindegaß gefangen nimmt und den Riesenpöftrner bindet.

Cornelius hat, so befreundet er mit Schnorr war, niemals diese Säle betreten, und zwar deshalb, weil er nicht genötigt sein wollte, ein Urtheil über die Arbeiten des ihm hochstehenden Künstlers zu fällen.

Am ersten Osterfeiertag wurde ein Gang nach dem bei Nymphenburg gelegenen Tiergarten gemacht. Ein hohes eisernes Thor führte zu der Försterei, wo man sich unter Buchen an den ländlichen Tischen niederließ. Das viele zahme Wild kam dicht heran. Über den breiten Weg schritt ein Mann von hohem, stattlichen Wuchs und überraschend schönem Ausdruck, mit starkem Schnurr- und Knebelbart, das mächtige Lockenhaar von einem breitrandigen Hut bedeckt, rüstig seinen Stab führend in den schweigenden Kiefernwald hinein: Emanuel Geibel! So hatte ich denn auch den Sänger des schönen Liedes:

Nur unverzagt auf Gott vertraut!

Es muß doch Frühling werden!

von Angesicht gesehen und mir seine sympathische Erscheinung eingeprägt.

Mein plötzlicher Entschluß, München zu verlassen, setzte meine Freunde in Verwunderung. Mein Vater hatte mir geschrieben, es werde eben eine große Schule, die spätere „Höhere Bürgerschule“, erbaut, und es sei gut, wenn ich überhaupt die Absicht hätte, gleich ihm durch Unterricht einstens mein Brot zu verdienen, zeitig an Ort und Stelle zu sein. Er kannte ja meinen Wunsch, einen eigenen Hausstand zu gründen, und legte damit die Wahl in meine Hand. Wenn ich auch wiederzukehren wünschte, so war es mir jetzt, als müßte ich fort, um nichts zu ver säumen, um in der Heimat das zu suchen, wozu ich mich schließlich doch entscheiden mußte: einen festen, sicheren Beruf. Denn es ist ja nun einmal so in der Welt: „Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter, aber das Herz hofft immer weiter!“

Der gute Herr Kirchner wollte mich gar nicht ziehen lassen. Er riet mir mit großer Eindringlichkeit, zu bleiben: in kurzer Zeit hätte ich alle Hindernisse überwunden und könnte dann doch in München ein anderes Leben führen als in der Heimat durch solchen Broterwerb. Trotzdem entschloß ich mich zum Gehen!

Schweren Herzens trennte ich mich von meinen Freunden. Beim Abschiednehmen gab mir jeder noch eine seiner Arbeiten mit Zueignung zum Andenken.

Ich las einmal einen Wahlspruch, den ein Freund dem anderen zurief; er bleibt auch der meinige: „Jung sind wir, jung waren wir, jung bleiben wir; zu ewiger Jugend erwachen wir.“

Auch bei Herrn Professor Thäter verabschiedete ich mich in seinem Atelier, das ich zum erstenmal betrat. Wie immer kam mir der teure Mann mit großer Güte entgegen und bedauerte mein Fortgehen aufrichtig; ich hätte ihn so oft mit meinem Musizieren erfreut. Er zeigte mir seine erste Aschenbrödelplatte und das von ihm so ausgezeichnet gestochene Bildnis Carl Ritters¹⁾, „des größten Geographen neuerer Zeit.“ Nicht ohne Bewegung schied ich von dem vielliebten Manne.

Eine erschütternde Kindheit und Jugend hat dieser vor-
treffliche Künstler durchkämpfen müssen, bis er zu der Höhe
stieg, zu der ihm die hervorragendsten Zeitgenossen, nach
welchen er seine Werke ausführte, mit verhalfen. Sie nannten
ihn ihren Freund; denn sie wußten, was sie an ihm hatten,
wie fest sie auf sein Wort bauen konnten; und auch er sprach
zu ihnen mit einem Freimuth, der das Herz erwärmt. Sein

¹⁾ Das prächtige Bildnis mit dem ehelichen Ausdruck trägt als Unterschrift den Anfang des 19. Psalms: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündet seiner Hände Werk! C. Ritter.“ Er ist geb. 7. August 1779 in Quedlinburg am Harz und starb 28. September 1859 in Berlin.

Briefwechsel mit den ausgezeichneten Künstlern: Umsler, Cornelius, Kaulbach, Merz, Preller, Rauch, Ludwig Richter, Rietschel, Schnorr, Schwind u. a. ist ein redendes Zeugnis, welch hohes Ansehen Thäter bei diesen Leuchten seiner Zeit genoß.

Trotz des Ernstes als Lehrer stand er wie ein Vater unter seinen Schülern; sie verehrten ihn alle wahrhaft, und der Segen, welchen sie an seinem Vorbilde hatten, ging nicht verloren!

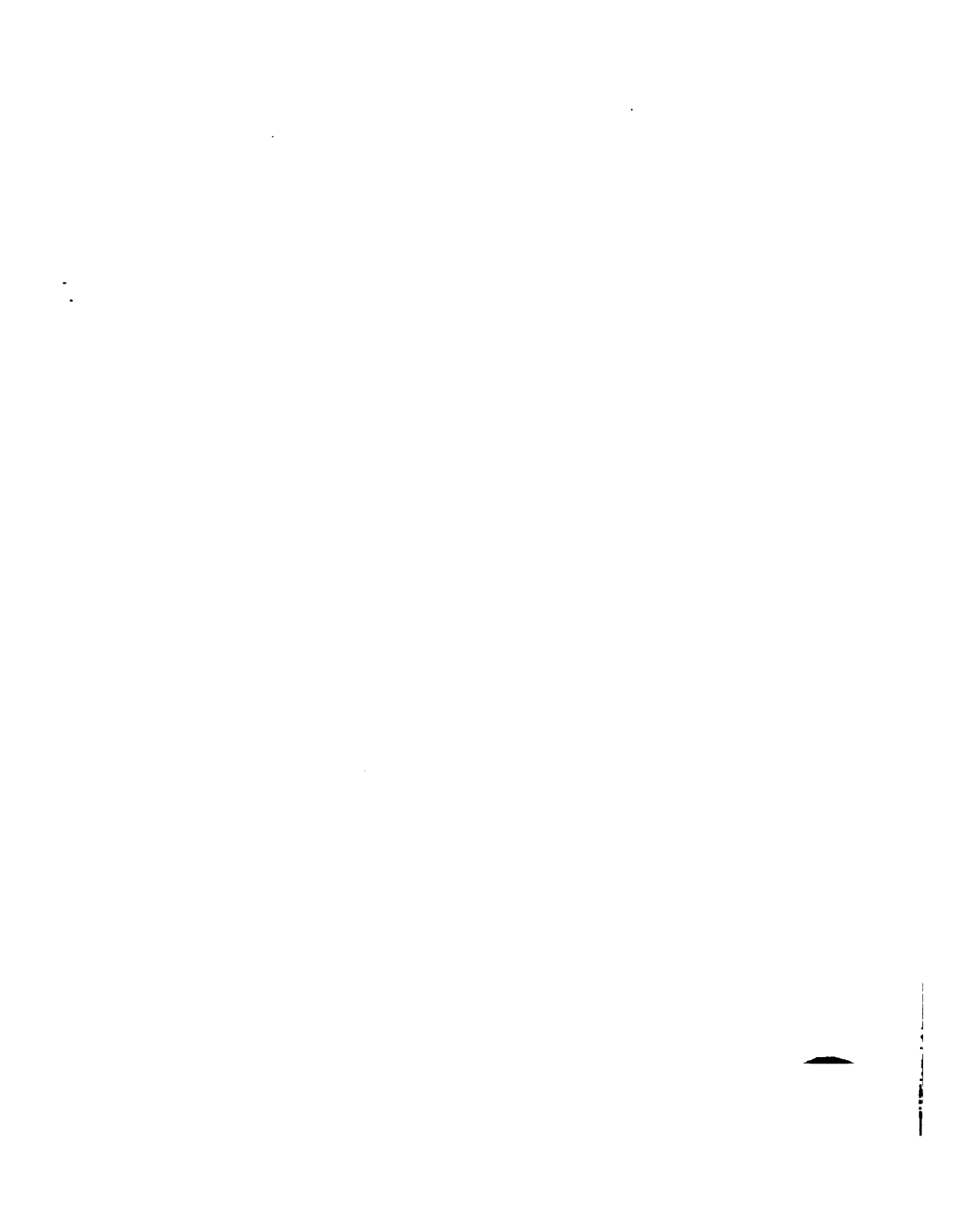
Jeder Ernstgestimmte sollte Thäters Lebensbild¹⁾, „einen Preis auf Gottes Güte“, lesen. Wie selten sind jetzt unter den Künstlern, jungen sowohl wie alten, solche Zeugen zu finden, welche ihr Leben lang in Wort und Tat ihrem Gott und Herrn die Ehre geben.

Ich habe den teuren Mann nie wieder gesehen; denn so oft ich nach München kam, war er in Pähl in Oberbayern. Aber im Jahre 1890 suchte ich die Stätte auf dem südlichen Gottesacker²⁾ auf, wo er und seine wenige Monde vor ihm verstorbene Frau ruhen. Lange weilte ich mit meiner lieben Tochter Marie da, gedachte des echten Gottesmannes und zeichnete mir den Grabstein mit dem erfreulich ähnlichen Marmorbildnisse, das ihn schlafend darstellt. Trefflich gewählt ist der Spruch aus Offenb. Joh. 14. V. 13.: Selig sind die Toten die in dem Herrn sterben, sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

¹⁾ „Julius Thäter. Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß von Anna Thäter. Mit Porträt in Lichtdruck. Frankfurt am Main. Verlag von Johannes Alt. 1867.“

²⁾ Sektion 8. Reihe 3, No. 10.

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt am Main.



FA4037.2.50

Lehrjahre bei Ludwig Richter und in
Fine Arts Library AZ17800



3 2044 034 135 707

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

